# Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens.

**Ankündigungen** aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

# Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens




Zu der Erzählung „Unsere Johanne“ von E. Eysell-Kilburger. (S. 78)
Originalzeichnung von Georg Schöbel.

# Bibliothek
der
# Unterhaltung
# und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1901 · Fünfter Band

Stuttgart · Berlin · Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

# Inhalts-Verzeichnis.

Seite

**Fata Morgana.** Roman von Gustav Johannes Krauss (Fortsetzung) . . . . . . . . . . . . . . . 7

**Unsere Johanne.** Eine Weihnachtsgeschichte für Hausfrauen. Von E. Eysell-Kilburger . . . . . . . . 68

Mit Illustrationen von Georg Schöbel.

**Aus den Werkstätten der deutschen Elektrotechnik.** Eine Umschau an der Jahrhundertwende. Von Fr. Regensberg . . . . . . . . . . . . . . . . 88

Mit 9 Illustrationen.

**Der liebe Neffe.** Novelle von A. Oskar Klaussmann . 105

**Holzer und Holzabtrieb im Hochgebirge.** Skizze aus dem „deutschen Hinterwald". Von Otto Häussler . 160

Mit 10 Illustrationen.

**Die Freierprobe.** Humoreske von Paul Bliss . . . . 179

**Der Kongostaat.** Geographisch-geschichtliche Schilderung. Von Professor E. Koller . . . . . . . . . . . 196

Mit 13 Illustrationen.

**Mannigfaltiges:**

Eine deutsche Weihnachtsfeier unter hohen Breiten . 219

Grüne und blaue Menschen . . . . . . . . . . 223

Neue Erfindungen: Seite

I. Der Etagen-Dampftopf . . . . . . . . . . 225

Mit Illustration.

II. Die Luxfer-Prismen . . . . . . . . . . . 227

Mit 2 Illustrationen.

Seltsame Kur . . . . . . . . . . . . . . . 228

Rentabilität der Geflügelmast . . . . . . . . . 229

Noch einmal die „Feuerprobe“ . . . . . . . . . 232

Das Gebiet und die Bevölkerung der angelsächsischen, lateinischen, slavischen und deutschen Völker von 1800 bis 1900 . . . . . . . . . . . . 234

Mit 2 Illustrationen.

Verbotene Weihnachten . . . . . . . . . . . 237

Alles mit Mass . . . . . . . . . . . . . . 239

Ein interessanter Liebesbrief . . . . . . . . . 240

Originelle Wirtshäuser . . . . . . . . . . . 241

Die Probe der Mutter . . . . . . . . . . . 244

Die Kaul . . . . . . . . . . . . . . . . 245

Orientalisch . . . . . . . . . . . . . . . 246

Ein künstlerischer Zimmerschmuck . . . . . . . 246

Beigelegter Zwist . . . . . . . . . . . . . 247

Herzen und Seelen . . . . . . . . . . . . . 248

Die Zeiten ändern sich . . . . . . . . . . . 248

# Fata Morgana.

Roman von Gustav Johannes Krauss.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In der Werkstätte waren Meister Weinzierl, Franz Kubik, der zweite Geselle, ein mürrisch blickender hagerer Mensch von unbestimmtem Alter, und der Lehrjunge Karl bei Matthias' Ankunft schon fleißig bei der Arbeit. Moosdörfer vertauschte eilig seinen schwarzen Rock mit der Arbeitsjacke, die er an der Stubenthür hängen hatte, setzte sich dann an seinen Platz und griff eifrig zu.

Während er den Faden behend durch den hellen Sommeranzugstoff zog, ging ihm gar viel Sonniges und Seliges so rasch durch den Sinn, daß er höchst verwundert aufblickte, als die Meisterin an die Werkstattthür klopfte und zum Essen rief. Es mußten also mindestens schon drei Stunden sein, seit er sich hergesetzt hatte, und ihm war zu Mut, als sei das vor einer halben gewesen.

Bei Tische war das Brautpaar so weit auseinander gesetzt worden, daß ein heimliches Geflüster oder auch nur die Fußspitzentelegraphie unter dem Tische ein Ding der Unmöglichkeit war. Früher hatten Pepi und Matthias nebeneinander gesessen, Frau Weinzierl aber hatte diese Aenderung für nötig gehalten. Da ihr Eheherr einmal

angeordnet hatte, die Sache müsse noch geheim bleiben, so durfte dem Pärchen auch nicht zu viel Gelegenheit gegeben werden, sich zu verraten.

Die Mahlzeit wurde ziemlich beschleunigt, da trotz der Abkürzung des Arbeitstags möglichst viel geschafft werden sollte. So saßen denn die vier oder, wie Kubik spöttisch zu sagen pflegte, um den Lehrbuben zu ärgern, die dreieinhalb Mann bald wieder in der Schneiderstube. Die Nadeln der Handnäher stachen zuckend in die Luft, und die Nähmaschine, an der Karl saß, rasselte und surrte gewaltig.

Die Nachmittagsschicht zog sich freilich schon etwas länger hin als die des Vormittags, aber Matthias wunderte sich doch, als der Meister seine Uhr zog und dann sagte: „Na, so woll'n m'r halt in Gottsnamen Feierabend machen!“ Die Zeit war ihm wieder sehr schnell vergangen. Hurtig sprang er auf, hing den Arbeitsrock an den Nagel und schlüpfte in den guten. Dann huschte er eilig zur Thür hinaus.

Seine Hoffnung, Pepi noch ein halbes Stündchen für sich zu haben, ehe die Gäste kamen, wurde nun freilich zu Wasser. Frau Weinzierl und Marie legten gerade die letzte Hand an den in der guten Stube, dem „Salon“, gedeckten Festtagstisch, und Pepi mußte indessen die kleine Miezl in der Wohnstube halten, damit das Kind sein frisch geplättetes weißes Kleidchen nicht draußen in Hof und Garten verderbe oder gar noch schlimmeren Unfug anrichte. Nun meinte Moosdörfer wenigstens mit den zweien ein Weilchen allein zu bleiben und der bildhübschen jungen Tante, die in ihrem hellblauen Sonntagskleide ganz entzückend aussah, in Blicken und Andeutungen allerlei sagen zu können, was das Nichtchen nicht verstand und daher auch nicht ausplaudern konnte. Aber auch daraus wurde nichts, denn sehr bald nach ihm trat auch sein Mitgeselle Kubik in das Zimmer, den der Meister

gleichfalls eingeladen hatte, setzte sich zu der kleinen Gesellschaft und begann von seinem Aufenthalt in Amerika zu erzählen. Wenn aber der sonst wortkarge, mürrische Mensch einmal den Galanten spielen wollte und von Amerika erzählte, dann schnitt er auf wie der Jahrmarktsakrobat im Bauernwirtshaus. Und Pepi hatte so viel Sinn für Fahrten und Abenteuer und Schilderungen der kuriosen Sitten der Menschen draußen in den fremden Ländern. Sie hörte dem Kerl so andächtig zu, daß dem eifersüchtigen Matthias der Sessel unter dem Leibe heiß zu werden schien.

Aber es sollte noch schöner kommen. Als erster von den Gästen erschien „natürlich", wie Moosdörfer grimmig brummte, Herr Johann Messerschmidt, der wohlhabende Weißzeughändler aus der Herrengasse. Und wie infam sinnig der Mensch das Geschenk, das er dem Meister machte, ausgetüftelt hatte! Bei einem seiner früheren Besuche hatte er der Hausfrau ein Kinderbild des ertrunkenen Ferdinand, den die Photographie an der Wand als siebzehnjährigen Jüngling darstellte, aus ihrem Album gestohlen und danach und nach seinen Angaben von dem geschicktesten Meister dieses Fachs, den es in Graz gab, ein Oelporträt anfertigen lassen, das niederträchtigerweise ganz ausgezeichnet geraten war. Mit einem protzigen goldenen Rahmen drum herum, auf einer schönen Staffelei befestigt, stand das Bild nun in der bestbeleuchteten Ecke des Salons, und davor die ganze Familie Weinzierl, mit gerührten Blicken in die so lieblich trauten und durch die Länge der Jahre doch wieder fast fremd gewordenen Züge des runden, gesunden, lustigen Bubengesichts versunken, das aus dem dunklen Hintergrunde des Gemäldes so lebendig hervortrat. Das war doch mehr als klar, daß der Leinwandkrämer mit diesem Geschenke den Meister auf seine Seite bringen und dem Töchterlein sich als edel-

sinnigen, zartfühlenden Mann allererster Ordnung aufspielen wollte. Dazu noch die raffinierte Art, in der der Mensch bescheiden that, als ob jeder andere ebensogut auf diesen Einfall hätte kommen können. Und wie bestechend dieser Herr Messerschmidt aussah! Diese elegante, biegsame Gestalt, dieses ein wenig blasse Gesicht mit der dunklen Vollbartumrahmung und den ernsten Augen. — Matthias kam sich selbst auf einmal ganz fürchterlich unbedeutend vor neben seinem Widersacher.

Der von Eifersucht gemarterte Bursch atmete ordentlich auf, als nun fast zugleich auch die anderen Gäste eintraten: Bäcker Leinkauf mit seiner umfangreichen, im Gesicht farblosen Ehehälfte, die aussah, als sei sie im Teige mißraten und im Backofen bloß halb gar geworden, Fleischhauer Dörfel mit Frau und Tochter, alle drei gar appetitlich rot und weiß im Gesicht und ihre Haut so stramm ausfüllend wie wohl gestopfte Würste, an denen es keine schlaffen Stellen giebt, und noch etliche andere Leute.

Die Hoffnung auf eine ungestörte Minute mit dem lieben Mädchen war ja nun für heute gründlich und endgültig gescheitert, denn das Haustöchterchen mußte da und dort und überall sein, sich von den Vätern in die Wange kneifen lassen, den Müttern Rede und Antwort stehen und mit den drei jungen Mädchen unter den Gästen die Köpfe wichtigthuerisch zusammenstecken.

Aber wenigstens war Matthias das wurmende Gefühl los, den „verflixten alten Kerl", der sich vermaß, um so vieles jüngere Leute auszustechen, wie einen inkognito reisenden Fürsten von der Familie umringt zu sehen, es mit stiller Wut mit ansehen zu müssen, wie dieser Mensch sich ganz unverhohlene Mühe gab, die schöne Pepi zu behexen.

Man setzte sich nun bald zu Tische. Matthias dachte

nicht einmal daran, sich darüber zu ärgern, daß er so weit von seiner Liebsten saß. Das hatte er gar nicht anders erwartet. Resigniert aß und trank er von den guten Dingen, die es gab, hielt sich aber mehr an das Trinken als ans Essen. Er wollte mit Gewalt lustig sein.

Schien doch jetzt ihm selbst seine ganze Empörung ein bißchen dumm. Mochte der Leinwandkrämer sich doch um Pepi bemühen. Das Mädel gehörte ihm, dem Matthias Moosdörfer, und damit Punktum.

Trotz aller Bemühungen, seine kindische Eifersucht los zu werden, fühlte sich der junge Mann doch schon wieder steinunglücklich, als nach einer Reihe mehr oder minder gelungener Trinksprüche auf das Geburtstagskind Herr Messerschmidt an sein Glas schlug und dann eine Rede hielt, gegen die alles vorher zu Gehör Gebrachte unbehilfliches Stammeln war. Der Mann konnte sich, wie Matthias widerwillig bei sich feststellte, ruhig in die Landstube zu Graz und ins Wiener Parlamentsgebäude entsenden lassen.

Von dieser Rede an fieberte der Bursch ordentlich dem Augenblick entgegen, in dem er seine Künste zeigen wollte. Eine Rede wollte er nicht halten. Eigentlich hätte sich's für ihn, das Mündel, geschickt, seinem Vormund und zweiten Vater an seiner Geburtstagstafel ein paar dankbare Worte zu sagen und auf sein Wohl zu trinken — aber trotzdem wollte Matthias sich schön hüten. Dumm wäre er gewesen, sich auf ein Feld zu begeben, auf dem ihm sein Widersacher um so vieles überlegen war. Aber er hatte etwas, was Herr Messerschmidt doch nicht besaß, eine gute Tenorstimme, und den Weiberohren klingt das einfachste Lied lieblicher als die schönste und geistreichste Rede. Damit konnte er ihm die Vorhand abjagen, dem Geist- und Gemütsprotzen, dem schwarzbärtigen Gigerl.

Sowie es nur halbwegs anging, erhob sich der Geselle, ging unauffällig hinaus und kehrte gleich darauf mit seiner Zither zurück, die er schon am Morgen mitgebracht hatte.

„Bravo!" rief der Fleischhauer, ein großer Musikfreund, beim Anblick des Instrumentes. Und eines der jungen Mädchen, das schon in dem Alter war, in dem sie ihre Jugendlichkeit gern hervorheben, wo sich's irgend machen läßt, schlug die Hände zusammen wie ein Schulkind.

„Is das aber schön von Ihnen, Herr Matthias!"

Moosdörfer hatte indessen das Instrument vor seinen Platz auf den Tisch gelegt und Kubik mit den Augen gewinkt. Der setzte sich neben ihn, die beiden räusperten sich und begannen zu singen, während die ganze Gesellschaft andächtig zuhörte.

Das Duett klang auch wirklich ganz vorzüglich. Matthias schlug seine Zither gar nicht schlecht und schmetterte die höchsten Töne des verliebten steirischen Schelmenliedels, mit dem die beiden begannen, so leicht und rein heraus, daß die Lauscher sich immer wieder erstaunt und beifällig ansahen. Auch Kubik war seiner Aufgabe gewachsen. Für den Einzelgesang wäre sein Baß vielleicht ein wenig zu dumpf und brüchig gewesen, zur Begleitstimme aber taugte er. Und Kubik verstand zu begleiten. Er sang nicht, wie andere thun, einförmige, schwerfällige Brummtöne, die so ziemlich zu jeder Weise passen, sondern eine richtige Gegenweise, die sich mit der führenden verschlang, bald unter ihr blieb, bald über sie emporstieg, wobei Kubik den schwierigen Ueberschlag in die Fistellage mit großer Leichtigkeit nahm, aber immer harmonisch zu ihr stimmte. So kunstfertig zu begleiten hatte der weitgereiste Schneider in Amerika gelernt, wo er eine Zeitlang mit Landsleuten in einem Aelplerquartett von Stadt zu Stadt gezogen war.

Dem Schelmenliedel folgte ein wehmütiger Klagegesang, der die Weiberaugen feucht glänzen machte, dann wieder etwas Verliebtes, und schließlich kamen Trutzliedel, die die Männer hell heraus lachen machten.

Als Matthias endlich aufatmend Pause eintreten ließ, die Zither, in deren tönendem Holzleibe noch der Schlußdreiklang des letzten Liedes nachsummte, von sich schob und nach seinem Weinglase langte, um wieder einmal eins zu trinken, blickten seine glänzenden blauen Augen gar selbstbewußt und fröhlich über den Rand des Glases weg auf die aus Leibeskräften Beifall klatschende Gesellschaft. Auf Pepi, die vor Freude und Stolz ganz rot im Gesicht war, fiel ein heißer, stummberedter Blick; ein spöttischer, der zu sagen schien: „Mach mir's nach, wenn's kannst!“ auf den schönen Mann aus der Herrengasse.

Wie zur Antwort auf diesen Blick nickte Messerschmidt dem jungen Mann wohlwollend zu. „Ganz wunderschön, Herr Matthias! Eigentlich Sünd' und Schad', daß Sie sich nicht haben ausbilden lassen. — Und Ihre Begleitung war auch vorzüglich!“ schloß der gewandte Mann höflich, indem er sich an Kubik wandte.

Für sein Leben gern hätte Moosdörfer dem herablassenden Beifallspender eine spitze Antwort gegeben. Aber es fiel ihm nichts Rechtes ein. Auch mußte er den Herren und Damen, die von allen Seiten mit begeisterten Lobsprüchen auf ihn eindrangen, Rede stehen.

Der vergnügte Abend fand nun bald sein Ende. Die Mädchen hätten ja für ihr Leben gern ein wenig getanzt. Der Lehrling Karl, der das Zitherspiel so einigermaßen verstand, hätte dazu aufspielen sollen, da Matthias als Tänzer nicht zu entbehren war. Aber etliche dahin zielende Andeutungen fielen bei den Vätern auf steinigen Boden.

„Dös giebt's nit! Wir sind G'schäftsleut' und morg'n is wieder Werktag. Wir müassen aufstehn.“

So ging es denn bald nach zehn Uhr an ein allgemeines Abschiednehmen, von dem sich Moosdörfer nicht ausschließen durfte, wenn er den Spürnasen der Nachbarinnen keine Witterung von seiner neuen Stellung zur Familie verschaffen wollte. Betrübt schüttelte der junge Mensch seinem Vormunde die Hand, der ihn durch die Brillengläser schalkhaft ansah, als mache er sich über den heimlichen Aerger seines Gesellen lustig, melancholisch empfahl er sich von Frau Weinzierl und ihrer ältesten Tochter. Da Miezl bereits längst zu Bett gebracht worden war, hatte Matthias nur noch von Pepi Abschied zu nehmen. Er erhaschte dafür mit vieler Schlauheit einen Augenblick, in dem die anderen besonders laut und lustig durcheinander redeten, und das junge Mädchen ein wenig abseits stand.

So konnte er es wagen, der Geliebten die eilige Frage zuzuraunen: „Hast mi' gern, Pepi?"

„Ach, so gern, Matthias!" hauchte das Mädchen zurück.

„Gute Nacht, mei' Herzensschatz! — Schlaf recht süß!" flüsterte der Bursch.

„Gute Nacht, Matthias!"

Da ein längeres Zusammenstehen auffällig geworden wäre, riß der junge Gesell sich nun gewaltsam los und mischte sich in den Schwarm der Abziehenden, denen der Hausherr mit der brennenden Kerze in der Hand das Geleite gab, um dann hinter ihnen das Thor abzusperren. An der Hausthür wurde noch einmal adieu gesagt, die bereits zehnfach ausgesprochenen Glückwünsche für das neue Lebensjahr des Meisters wurden noch einmal bekräftigt, und Weinzierl wiederholte seinen Dank zum elftenmal, dann schloß sich endlich knarrend das Thor.

Moosdörfer empfahl sich so rasch als möglich von der übrigen Gesellschaft und zog mit langen Schritten davon. Es war ihm nicht nach einem langweiligen Gespräch mit diesem oder jenem aus der Zahl der Festgenossen zu

Mute. Nach Hause gehen mochte er aber auch nicht. Dazu war die Frühlingsnacht zu schön, und er zu aufgeregt.

Er wanderte also planlos durch die trotz der noch nicht späten Stunde schon völlig ausgestorbenen Gassen der Vorstadt hin und her, bis er in den Stadtpark kam. Da war's nun erst recht wunderschön. Ueber dem Schloßberg stand der volle Mond wie gestern, die Bäume und Büsche standen so geheimnisvoll dunkel in dem weißen Licht und warfen so tiefe schwarze Schatten, die Nachtigall flötete irgendwo in einem Baum . . .

Ohne daran zu denken, daß er Gefahr lief, am Abend seines Verlobungstages wegen nächtlicher Ruhestörung auf die Wache gebracht zu werden, sang auch Matthias. Erst ganz leise, dann lauter und lauter, und schließlich stieg das schöne Lied vom „Dirndel tiaf drunt' im Thal" so schmelzend in die mondlichtdurchzitterten Wipfel empor, daß die Nachtigall verstummte und ärgerlich über den unbefugten Wettbewerb davonflog.

Gleich darauf schwieg auch Matthias. Das ein wenig verwundert lächelnde Gesicht eines fein gekleideten Herrn, der an ihm vorüberging und dem nächtlichen Sänger, den er voll süßen Weines vermutete, verständnisinnig zunickte, brachte ihn zum Bewußtsein seines Verstoßes gegen die Polizeiordnung.

„Na aber so dumm!" brummte der junge Mann, ärgerlich über sich selbst. „Wann jetzt statt dem Herrn so ein Sicherheiter, so ein recht patziger, g'schaftelhuberischer, daherkommen wär' . . .!"

Im selben Augenblick sprach ihn eine Damenstimme von rückwärts an: „Bitt' Inna, soggen S' mir amol, wo geht da der Weech noch'm Hotell Daniel?"

Moosdörfer fuhr herum und sah zwei Damen vor sich stehen, von denen die eine, wie er im Vollmondlicht be-

merken konnte, jung, sehr elegant und sehr hübsch war. Die andere schien ältlich und unbedeutend.

In seinem Erstaunen über dieses Abenteuer und in seiner Verwunderung über den sonderbaren Dialekt, den die eine der Damen, nach der klangvollen, wohllautenden Stimme zu urteilen, die junge, gesprochen hatte, sah der festlich gestimmte Schneider so verblüfft darein, daß die schöne Fragerin ihre Frage wiederholte und sie mit einem schelmischen Blick aus ihren sehr großen und sehr glänzenden Augen begleitete.

Die Wirkung war, daß Moosdörfer noch mehr erstaunte. Er war in seinem Leben nicht in Berlin und folglich auch auf keinem Winterfest des Alpenvereins gewesen und kannte daher die Art von Süddeutsch nicht, die dort gesprochen wird. Er dachte vielmehr bei sich, daß die feine Dame eine Engländerin sein müsse, und begann, den Weg nach dem Hotel möglichst hochdeutsch zu beschreiben, wobei er geflissentlich langsam sprach, damit ihn die Fremde auch verstehen könne.

Die „Fremde“ bemerkte seinen Irrtum. Sie lachte allerliebst und sagte, als Matthias seine Rede geendet hatte, zum neuerlichen Erstaunen des einfachen jungen Menschen nun in fließendem Hochdeutsch: „Ich danke Ihnen verbindlichst. Jetzt wissen wir schon Bescheid. — Uebrigens singen Sie ganz wunderbar. Wir gehen schon ein ganzes Stück hinter Ihnen her und hören zu.“

Moosdörfer wußte nicht recht, was er darauf sagen solle. Er sagte also gar nichts.

„Darf ich fragen, was Sie in Ihrem Berufe sind?“ fragte die junge Dame nun.

Ein wenig zögernd antwortete Matthias: „Herrenschneider.“

Die Dame sah ihre Begleiterin verwundert an.

„Mit der Stimme?“ fragte sie dann erstaunt. „Selbständig oder in Stellung?“

„Ich arbeit' bei meinem Vormund als Gehilf',“ antwortete Matthias.

„So ... so ... sagen Sie 'mal, fertigt das Atelier auch Damenjacketts?“

„Atelier ist's grad keins ... ein einfach's bürgerlich's G'schäft. — Und Jacketts ... wir machen schon welche, aber ob unsere Arbeit Ihnen fein genug wird sein ...“

Die Dame wies das Bedenken mit einer energischen Bewegung ab. „Sie werden es schon können, Herr ... Herr ...“

„Moosdörfer,“ ergänzte Matthias.

„... also Herr Moosdörfer. Uebrigens ein reizender Name. So echt steirisch. Es hängt so was wie Erdgeruch daran ... Moosdörfer. — Also, Herr Moosdörfer, wenn Sie morgen vormittag um elf Uhr zu mir kommen wollen ... hier ist meine Karte, bitte.“

Matthias nahm die zierliche Karte mit ein wenig unbehilflicher Verbeugung entgegen, ohne etwas zu sagen. Die ganze Geschichte kam ihm so wunderlich und märchenhaft vor, als erlebte er sie nicht selber, sondern hörte sie von Franz Kubik erzählen.

„Das Jackett müßte aber rasch gemacht werden, ich bin hier auf der Durchreise,“ fuhr die Dame fort. „Morgen legen Sie mir Ihre Stoffmuster vor und nehmen Maß, übermorgen müßte die erste Anprobe stattfinden, und zwei Tage später das Stück fertig sein, da ich dann abreise. Werden Sie das leisten können?“

„Ich glaub' schon,“ meinte Matthias.

„Also dann auf Wiedersehen, Herr Moosdörfer! — Morgen elf Uhr. Hotel Daniel ... Adieu!“

Die beiden Damen nickten, die junge sehr liebenswürdig, die ältliche, die doch offenbar bloß Gesellschafterin

der anderen oder sonst etwas Dienendes war, ziemlich von oben herab, und dann wandten sie sich zum Gehen.

Der junge Mensch, der das Kopfnicken mit einer tiefen Verbeugung erwidert hatte, stand eine ganze Weile und sah den beiden Gestalten verdutzt nach, bis sie im Mondlicht wie hinter silbernen Schleiern seinem Blicke entschwanden. Dann hob er das Kärtchen, das er immer noch in der Hand hielt, empor und entzifferte mit einiger Mühe den fein gestochenen Namen:

„Frau Kommerzienrat Kitty Bothe
geborene v. Hopfgarten.
Berlin."

Kopfschüttelnd steckte er das Blatt zu sich und wandte sich langsam heimwärts. Das Erstaunen war ihm so mächtig in die Glieder gefahren, daß er gar nicht im stande gewesen wäre, schnell zu gehen.

„Was einer für komische Sachen erlebt!" philosophierte er, während er so gemächlich dahinschritt. „Am End' is do' nit alles verlogen, was er erzählt, der Kubik! — A Berlinerin is die also g'wesen! Warum's nur so g'spaßig g'red't hat z'erst? Mir scheint gar, die hat si' einbild't, sie könnt' unser' Sprach' reden, wie wir's reden dahier in Graz! — Spaßig's Weibsbild! — Aber bildsauber, das mueß m'r ihr lassen. — Ah was, was geht das mi' an? Gegen meiner Peperl ihr lieb's G'sichterl kommt s' do' nit auf. — Kitty Bothe, g'spaßiger Nam', das! — Und Frau Kommerzienrat . . . bei uns thät's heißen: Rätin, und auf der Karten thät' stehn: Kommerzialratsgattin. — Das muß so a norddeutsche Mod' sein. — Aber Kommerzienrat . . . das sind do' immer steinreiche Leut', glaub' i. Da wird s' recht guet zahl'n. — Der Master wird schau'n morgen. Und erst d' Peperl!"

Er schmunzelte vergnügt. Dann griff er mit längeren Schritten aus. Er wanderte, als er in der heimischen Vorstadt angekommen war, noch einmal am Hause seiner Liebsten vorbei, nickte den finsteren Fenstern zärtlich zu und ging dann um die Ecke in das Seitengäßlein, in dem er sich, möglichst nahe an der Wohnung des Vormundes, eingemietet hatte.

Er lag noch kaum recht auf dem Ohre, da träumte er schon das bunteste Zeug durcheinander. Bald brummte er ärgerlich, dann lachte er wieder, einmal schrie er sogar so laut auf, daß er in die Höhe fuhr und verwirrt in die Finsternis starrte, die sein kleines Stübchen erfüllte.

— — — — — — — — — — — —

Die Frau Kommerzienrat hatte, kurz nachdem sie sich von Moosdörfer verabschiedet hatte, einen leer des Weges kommenden Fiaker angerufen und war mit ihrer Gesellschafterin nach dem Hotel gefahren. Während der Fahrt sprachen die Damen sehr wenig. Frau Bothe war in Gedanken versunken, und die Gesellschafterin schien abzuwarten, ob ihre Herrin über das soeben erlebte kleine Abenteuer reden wolle oder nicht.

Diese zog es aber vor, die Sache für heute ruhen zu lassen. Sowie sie im Gasthofe angekommen war, entließ sie ihre Begleiterin, zog sich in ihr Schlafzimmer zurück, kleidete sich rasch aus und ging zu Bett.

Schlaf konnte sie aber keinen finden. Nachdem sie sich etwa eine Viertelstunde lang in den weichen Kissen ruhelos gewälzt hatte, tastete sie wieder nach der kleinen Glühlampe auf ihrem Nachttisch und drehte an der Scheibe, so daß das Licht hell aufglühte. Auf den rechten Arm gestützt, lag sie dann eine Weile halb aufgerichtet und blickte träumerisch vor sich hin, um dann mit einem halb unterdrückten Seufzer nach dem gelben Romanbande zu greifen, der neben der Lampe auf der Platte des Tischchens lag.

Sie blätterte eine Weile darin. Gar zu große Lust zum Lesen schien sie nicht zu haben. Schließlich las sie doch ein paar Seiten. Dann warf sie mit überdrüssiger Miene das Buch hin, legte sich in die Kissen zurück, verschränkte die Hände unter dem Hinterhaupt und blickte mit weitgeöffneten Augen wie sehnsüchtig zur Decke des Zimmers empor.

„Wie langweilig das alles ist!" seufzte sie. „Selbst in den Büchern, in denen sich doch der Herr Verfasser alle Mühe giebt, und es außerdem in der Hand hat, die Geschichte so interessant als möglich zu machen. Und trotzdem langweilig, langweilig, langweilig! Wie öde sind sie erst im wirklichen Leben, diese ewigen Rendezvous mit Männern, von denen man genau weiß, daß die Sache für sie nur ein Spiel ist, und die genau wissen, daß wir mit ihnen nur spielen wollen. Diese galanten Redensarten, denen man die Selbstpersiflage so deutlich anhört, diese Leidenschaft, die so gerne thun möchte, als lodere sie himmelhoch, und es kaum zu einem kärglichen Glimmen bringt, weil der Amoroso sich seit sechs Wochen keine Nacht ordentlich ausgeschlafen hat, weil ihn seine Spielschulden drücken, weil er immerzu an die nächste Ultimoregulierung an der Börse denken muß . . . kurz, weil es ihm überhaupt nicht einfallen würde, den Verliebten zu spielen, wenn's für einen jungen Mann zwischen zwanzig und sechzig bloß nicht zum guten Ton gehörte, so ein bißchen Don Juan zu spielen. Flirt nennen sie das nördliche Surrogat, mit dem wir an Stelle der echten, heißen, stürmischen Leidenschaft fürlieb nehmen müssen, weil unsere Herren . . ."

Sie dehnte sich unmutig in den Kissen und reckte die Arme empor, daß sie weiß und edelgeformt wie die Arme einer antiken Bildsäule aus den zurückfallenden Spitzenärmeln des hochmodernen koketten Nachtgewandes empor-

tauchten. Dann hob sie sich wieder auf dem rechten Ellenbogen empor und starrte mit träumerisch glänzenden Augen in das Licht.

„Wenn er nur nicht gerade ein Schneider wäre, der hübsche Bursch!“ ging es ihr durch den Sinn. „Unsinn! Wäre die Kluft zwischen ihm und mir geringer, wenn er ein Schuhmacher wäre, ein Schlosser oder Tischler? Und daß er einer aus den oberen Ständen sein sollte, einer aus meinen Kreisen, das darf ich mir doch gar nicht wünschen. Dann wäre er eben gerade so wie die anderen. So aber . . . ! Diese Frische, diese ungebrochene, jugendliche Kraft, diese köstliche Naivität! Ist er nicht rot geworden, als ich ihn ansprach, rot wie ein junges Mädchen? Wenn unsere jungen Herren, die auf ihr ausgepichtes Lebegreisentum mit zwanzig Jahren so stolz sind, eine Ahnung hätten davon, wie gut so ein Erröten einen Mann in den Augen einer Frau kleidet . . . !“

Sie versank in heiße Träume. Wie oft hatte sie nicht, wenn sie, kostbar gekleidet, in ihrem Wagen vornehm durch den Tiergarten zu Berlin fuhr und von den jungen Mädchen aus dem Volke, denen sie begegnete, heiß beneidet wurde, diese frischen Dinger in dem schlichten Staate der eigenhändig geplätteten Waschkleidchen wiederum ihrerseits beneidet! An dem höchsten Gute, das es für das Weib giebt, an der Liebe, waren die kleinen Mädchen reicher als die üppige Weltdame. Der Unteroffizier, der kleine Beamte, der Kaufmannsgehilfe oder Handwerker, der die Rieke oder Mieze Sonntags zum Kaffeekochen und Tanze hinausführte in den Grunewald, trug minder feine Kleider als die Bankiers, die Rechtsanwälte und Assessoren, die sich um Frau Kittys Gunst bemühten; er hatte nicht so gelenke Manieren, geistreich zu reden wußte er nicht, und die Hände, über die er seine Handschuhe von der Nummer achteinhalb mühsam zwängte,

waren rot und derb. Aber wie herzhaft fühlte sich das Mädchen von diesen derben Händen an die Brust des Tänzers gepreßt, wieviel ehrliche Leidenschaft glühte in den simpeln Galanterien, die der Verehrer ihr sagte! Diese einfachen Männer lebten nur am Sonntag. Was eine lange, arbeitsharte Reihe von sechs Wochentagen in ihnen an Lebensfreude und Lebenssehnsucht sich hatte ansammeln lassen, gaben sie in den wenigen Nachmittagsstunden, die sie mit ihrem Mädchen verbrachten, aus. Der Herr Bankier aber oder der Herr Rechtsanwalt war tagtäglich in Gesellschaft, in der Nacht saß er im Klub und spielte, und die Dame, der er den Hof machte, empfing die kärglichen Reste, die dieses anstrengende Vergnügungsleben übrig ließ, in sultanhaften Huldigungen von ziemlich impertinentem Beigeschmack. Wenn du dich mir darbringen willst, schienen diese Huldigungen immer zu sagen, dann thu's, aber ein bißchen flink. Solltest du dich etwa erst eine Weile zieren und sperren wollen, dann könnte mir indessen die ganze Geschichte langweilig werden, und ich ginge nach Hause und legte mich schlafen.

Frau Kitty Bothe gab sich lange Zeit dem Vergnügen hin, sich auszumalen, wie anders der hübsche junge Mensch, den sie heute im Stadtpark kennen gelernt hatte, sich benehmen werde. Und bei ihm brauchte sie um der naturwüchsigen Frische des Herzens willen nicht einmal rote Hände und vierschrötiges Wesen in den Kauf zu nehmen, denn dieser Handwerksgesell sah ja aus wie ein Prinz . . .

Schade nur, tausendmal schade, daß im besten Fall nichts aus dem allen werden konnte als ein flüchtiges Abenteuer! Nach Berlin konnte sie den jungen Steirer doch nicht mitnehmen.

Nicht? — Wer weiß! Er war ihr doch zuerst durch seine schöne Stimme aufgefallen. Wie, wenn sie diese

Stimme ausbilden ließe? Wenn die natürlichen Anlagen nur einigermaßen genügten, so war es für Geld und gute Verbindungen, die ihr beide zu Gebote standen, nicht so schwer, aus dem Grazer Schneidergesellen einen Opernsänger zu machen. Wenn das gelang, dann konnte sie ihn sogar heiraten. Himmel, würde das ganze Berlin W. auf dem Kopfe stehen, wenn das so käme!

Die schöne Frau, die eine ziemliche Dosis Humor besaß, lachte laut auf, als sie sich die ärgerlichen und neidischen Gesichter vorstellte, mit denen ihre Bekannten den Gemahl ansehen würden, den sie sich von der Reise mitgebracht und erzogen hätte. Wie die Weiber sie um diesen Mann beneiden würden, wie die Männer ihn um das viele Geld des seligen Herrn Kommerzienrats. Die rangierungsbedürftigen Anbeter, die der jungen Witwe von Berlin aus nachseufzten und ihr fast nach jeder Station dieser Frühlingsreise melancholisch geistreiche Briefe schrieben, kamen geradezu von Sinnen. Besonders einer stellte sich der Phantasie der jungen Frau mit leidenschaftlich empörter Miene dar, ein schlanker Herr von hünenhafter Länge und Schulterbreite, das blonde Haupthaar korrekt gescheitelt, der Schnurrbart kühn emporgesträubt, und Frau Bothe nickte mit spöttischer Miene vor sich hin.

„Ja, ja, mein lieber Freiherr . . .!“

Ein Weilchen später besann sie sich darauf, daß sie da die allerwindigsten Luftschlösser ins Leere hineinbaute, und ärgerte sich mächtig über sich selbst.

„Zu albern!“ grollte sie halblaut. „Ich benehme mich wirklich, wie ein Backfisch, nachdem er in der Tanzstunde seinen ersten Leutnant kennen gelernt hat. Und über diesen Schwärmereien durchwache ich die halbe Nacht und werde morgen gewiß wieder recht abgespannt aussehen. Das ist die richtige Vorbereitung, wenn man einen erobern will!“

Sie setzte sich ganz auf, füllte aus der Karaffe, die auf dem Nachttische stand, ein Glas halb voll mit Wasser und holte dann ein Schächtelchen aus der Lade. Von dem weißen Pulver, das es enthielt, that sie eine Löffelspitze voll in das Glas, rührte tüchtig um und trank das Mittel rasch hinunter.

Dann legte sie sich in den Kissen zurecht und schaltete das Glühlämpchen aus, so daß tiefes Dunkel das Gemach erfüllte.

Zwei Minuten später atmete Frau Bothe tief und ruhig. Sie war eingeschlafen.

---

## Drittes Kapitel.

Am anderen Morgen trat Matthias so frühzeitig bei Weinzierls an, daß er die Familie, die nach dem festlichen Abend samt und sonders ein wenig über die Zeit geschlafen hatte, gerade im Begriff fand, sich an den Frühstückstisch zu setzen.

Als Moosdörfer in die Stube trat, antwortete der Meister auf seinen Gruß mit einem verwunderten Blick auf den sonntäglichen Staat des jungen Mannes.

„Was is denn dir in die Kron' g'fahren, Matthias?" fragte er. „Heut is do' Werktag, dünkt mi'."

„Ja, stellen S' Ihnen vor, Master —!"

Moosdörfer schilderte sein nächtliches Abenteuer im Stadtpark mit so ausführlicher Beredsamkeit, daß die Schale Kaffee, die ihm die bräutliche Pepi eingegossen hatte, darüber kalt wurde. Das Staunen, das die Geschichte erregte, befriedigte selbst die sehr hoch gespannten Erwartungen des Erzählers. Pepi blickte ein wenig betreten darein. Wie Matthias sich schmunzelnd sagte, war sie schon ein wenig eifersüchtig auf die Fremde. Das war

ihr ganz gesund. Sie hatte gestern den Redereien Messerschmidts viel zu aufmerksam zugehört. Jetzt mochte sie einmal am eigenen Leibe erfahren, wie so etwas thut. Frau Weinzierl und Marie waren so aufgeregt und neugierig wie nur je bei der schönsten Amerikanergeschichte Franz Kubiks. Der Lehrling Karl, der eine lebhafte Einbildungskraft hatte und beständig von rastloser Sehnsucht verzehrt wurde, einmal etwas so recht Romantisches zu erleben, versank in tiefes Sinnen.

Der Meister aber wiegte das Roseggerhaupt und sagte erfreut: „Das is amal was! Arbeit hätten m'r ja jetzt ohnedem mehr als z'viel, und pressant is die G'schicht' auch noch — aber freu'n thät's mi' halt do'. I mach' gern amal so a Stück, was recht weit hinauskommt in d' Welt und unter recht feine Leut'. Man kann si' so allerhand dabei denken, wann m'r's zuschneid't und absteppt und näht, ganz was anders als wie bei ein'm Firmungsg'wand für'n Nachbarn sein'n Aeltesten oder bei ein'n Sommerüberzieher für'n Herrn Postoffizial vis-a-vis. Aber von so ein'n feinen Damentuch, wie's da dazu g'hört, hab'n m'r gar kane Muster im Haus. Mußt halt nachher beim Tuchmacher vorbeigehn und dir a Musterkarten geben lassen, Matthias."

Die elegante Besuchskarte, die der junge Mann um den Tisch kreisen ließ, wurde namentlich von den Damen angelegentlich betrachtet und ausführlich besprochen. Neben der männlichen Form des Titels, der mit dem vorgedruckten „Frau" in einem sonderbaren Gegensatze stand, fiel der Vorname der Fremden ganz besonders auf.

„Kitty!" sagte Frau Weinzierl verdutzt. „Das is do' gar ka Christennam'."

Es wurden die verschiedenartigsten Vermutungen aufgestellt, aus welcher fremden Sprache der Name stammen und wie er auf deutsch heißen möge, bis Herr Weinzierl

die Behauptung verkündete, das sei überhaupt kein richtiger Name, sondern so ein Kauderwelsch aus der Kinderstube.

„Die Dame wird halt Karolin' oder so wie heißen," meinte er, „und hat als klein's Kind Kitty draus g'macht, und das is ihr dann 'blieben. Das is jetzt die Mod' so unter die ganz feinen Leut'. Unsere österreichischen Gräfinnen und Fürschtinnen machen's grad so. Wann m'r in der Zeitung die Beschreibung von so ein'm Hofball in Wien lesen thut, da wimmelt alles nur von Fifi und Lili und Lola und Lala — solche Namen, die in keinem christkatholischen Kalender stehn. Und denen machen's halt nachher d' andern nach. — Jetzt'n aber woll'n m'r an d' Arbeit gehn."

Er begab sich mit seinen jungen Leuten hinüber in die Werkstätte. Gleich darauf stellte sich auch Kubik ein. Dem sein Abenteuer zu erzählen, gereichte Matthias zu ganz besonderem Vergnügen. Der Prahlhans that ja immer so, als ob Leute, die nicht über dem großen Wasser gewesen waren, überhaupt nicht mitreden dürften. Jetzt hatte aber Matthias auch einmal was zu erzählen, und obendrein eine Geschichte, deren Wirklichkeit infolge der Bestellung, die die Fremde gemacht hatte, nicht anzuzweifeln war, während Kubiks Erzählungen einer solchen Beglaubigung durchwegs entbehrten. Wer gerade wollte, konnte sie dreist für eitel Flunkerei erklären.

Kubik wurde auch richtig ganz blaß vor Neid. „Wann si' d' Frau Kommerzienrat nur die G'schicht' mit dem Jackett nit über Nacht anders überlegt hat," meinte er.

Der leicht erregbare junge Mann wurde ganz purpurrot vor Aerger, als er diesen Zweifel in Kubiks überlegen grinsendem Gesichte las. Er bezwang sich aber und sagte bloß trocken: „Na, wir wer'n ja sehen."

Um halb Elf legte er seine Arbeit hin, wechselte den Rock und machte sich auf seinen Weg.

Nachdem er die langjährige Tuchhandlung der Firma Weinzierl durch die Preislage, aus der er Muster forderte, in sichtliches Erstaunen versetzt hatte, begab er sich erwartungsvoll nach dem vornehmen Hotel, von dem er aus den Fremdenlisten in der Zeitung wußte, was für feine Leute dort abstiegen, das er auch von außen ganz gut kannte, dessen Innenräume er aber noch nie betreten hatte.

Der Portier, an den er sich mit der bescheidenen Frage, ob die Frau Kommerzienrat schon zu sprechen sei, wandte, wollte ihn erst gar nicht vorlassen. Als Moosdörfer dann die Karte der gnädigen Frau vorwies, blickte der Gewaltige noch mißtrauisch genug, er ließ sich aber doch wenigstens herbei, den Besuch durch einen der Burschen in brauner Livree, die am Fuße der breiten Treppe herumlungerten, anmelden zu lassen. Als der Bote gleich darauf die Treppe herabgesaust kam und berichtete, die Frau Kommerzienrat lasse den Herrn Moosdörfer bitten, mußte der bärbeißige Thürhüter sich wohl oder übel fügen und den Weg nach den oberen Regionen freigeben.

Der biedere Schneider blickte neugierig um sich, während er hinter seinem kleinen Führer die breiten, bequemen Stufen emporstieg. Schon das Vestibül hatte ihm mit seinen hohen Blattpflanzen, den großen Marmorbüsten des Kaisers und der Kaiserin, mit seinen bequemen Sitzgelegenheiten und der Menge elegant gebundener Reisebücher, die auf einem großen Tische auslagen, mächtig imponiert. Die teppichbelegte und prächtig dekorierte Treppe machte noch tieferen Eindruck auf ihn.

Als er nun oben auf dem Flur des ersten Stockwerks stand, der braungekleidete Junge einen Flügel einer hohen Thür öffnete und ihm winkte einzutreten, wurde der junge Mann völlig kleinlaut und schritt über die Schwelle wie in die Höhle eines Löwen.

Kaum war er drin, so fiel hinter ihm die Thür mit

leisem Klappen zu. Er stand allein in dem großen Zimmer und schaute betreten um sich.

Diese Pracht! — Die Möbel alle vergoldet, Diwan und Polsterstühle mit Seidenbrokat bezogen, der Teppich noch viel dicker und weicher als der auf der Treppe; der Spiegel zwischen den Fenstern reichte bis an die Decke des hohen Zimmers und sah aus wie eine geschliffene Stahlplatte in einem Rahmen aus purem Golde, in den Fensternischen, die von schweren Draperien umrahmt waren, standen große Palmen in mächtigen, grün glasierten und mit allerlei Buckeln und Ornamenten verzierten Porzellankübeln, und das Pianino an der Wand war nicht braun oder schwarz, sondern schneeweiß mit vergoldetem Zierat.

In diesem Augenblick traten die beiden Damen durch die Flügelthür links, die offenbar in ein Schlafzimmer führte, ein.

Die Frau Kommerzienrat lächelte dem jungen Mann, der sich so tief verbeugte, daß seine Nasenspitze fast in eine Linie mit seinen Knieen kam, liebenswürdig entgegen; das ältliche dienende Etwas an ihrer Seite sah jetzt im Tageslicht genau so hochnäsig und unfreundlich darein wie am vorigen Abend im Mondschein.

„Da haben wir ja unseren Sänger!" sagte Frau Bothe, indem sie Matthias die Hand reichte. Als er diese Hand zögernd berührte, erschrak er beinahe, so weich und glatt fand er sie. Dagegen war ja die Hand seiner Pepi, die ihm bisher als das lindeste Patschchen von der Welt erschienen war, rauh und derb wie eine Grobschmiedstatze.

Der verwirrte junge Mann stürzte sich mit einem Eifer auf das Geschäftliche, der ein humoristisches Lächeln auf die feinen roten Lippen der Weltdame lockte. Zu gleicher Zeit riß er mit der Linken das Centimetermaß aus der äußeren Brusttasche und reichte mit der Rechten Frau Bothe das Musterbuch hin.

„Ich . . . ich . . . da sind die Muster!“ stammelte er hochrot im Gesicht vor Verlegenheit.

Die Dame sah ihn aufmerksam an und nahm langsam das Musterbuch entgegen, wobei ihre weichen, warmen Fingerspitzen seine Finger streiften, die erschrocken zurückzuckten. Ein eigentümliches Lächeln auf den Lippen, trat sie an das Fenster, griff in die Drapierung und zog an einer da verborgenen Schnur. Unter dem Zuge glitt das feine Spitzengewebe, das vor dem Fenster hing, leise raschelnd zur Seite und ließ das Tageslicht ungemildert hereinströmen.

Frau Bothe öffnete das Musterbuch, sah hinein und wandte dann den feinen Kopf nach Matthias um, der mitten im Zimmer stehen geblieben war.

„Aber warum stehen Sie denn dort, Herr Moosdörfer?“ fragte ihre wohlklingende Stimme in ein wenig verwundertem Tone. „Kommen Sie doch her. Ohne Ihren Rat werde ich mit dem Auswählen nicht so leicht zu stande kommen.“

Gehorsam trat Matthias heran. Nun stand aber der vertrackte Kübel mit der Palme im Wege, und der Raum, den er am Fenster frei ließ, war so eng, daß der Schneider sich unbescheiden nahe an die vornehme Dame hätte herandrängen müssen, um mit ihr zusammen in das Buch sehen zu können. Das zu thun trug der junge Mann aber gerechtfertigtes Bedenken, bis ihm die Frau Kommerzienrat ein wenig gereizt sagte: „Sie brauchen wirklich keine Angst zu haben, Herr Moosdörfer!“

Gegen diesen Ton half nun nichts. Matthias mußte so nahe hinter die vornehme Kundin treten, daß seine Rockklappen den Aermel ihres enganliegenden Kleides berührten, und über ihre Schulter weg auf die kleinen, viereckigen Tuchlappen blicken, die auf den weißen Kartenblättern befestigt waren. Dabei konnte es nicht anders

kommen, als daß seine Aufmerksamkeit sich nur zum kleinsten Teile auf diese Muster richtete und im übrigen von ganz anderen Dingen in Anspruch genommen wurde. Der feine, kaum fühlbare Duft, der von ihrem dunkelbraunen, welligen Haare, von ihrer weißen Haut ausging, verwirrte ihn, ohne daß er sich recht klar darüber geworden wäre, was da auf ihn wirkte. Unter diesem gleichsam elektrischen Einflusse irrten seine Augen öfters von den Musterblättern in der Hand der Frau Kommerzienrat empor zu ihrem klaren, reinen Profil, oder sie folgten der sanften, geschmeidigen Linie ihres Nackens und ihrer Schulter, die das vortrefflich gearbeitete rehfarbene Tuchkleid wirksam hervorhob. Als sie ihn einmal bei einer Frage ansah, dachte er nicht an die Antwort, die er zu geben hatte, sondern daran, daß er so eigentümlich graugrüne Augen in seinem Leben nicht gesehen habe, daß diese Augen aber wunderschön seien.

Die Frau Kommerzienrat that nicht viel dazu, den Gedankengang Moosdörfers von dieser ungehörigen und gefährlichen Richtung abzulenken. Sie blätterte das Musterbuch langsam durch, ohne den Rat des Fachmannes, dessen sie zuvor so dringend zu bedürfen vermeint hatte, allzu oft einzuholen, und entschied sich dann für ein hellbraunes Tuch, das ihr in die Augen fiel, als sie aufs Geratewohl zurückblätterte.

Die beiden traten nun vom Fenster weg, und Matthias mußte an der schönen Frau die nötigen Maße nehmen und in sein Notizbuch eintragen. Bei diesem Geschäft ärgerte er sich bedeutend über sich selbst, weil ihm das Maßband und der Bleistift zwischen den Fingern zitterten, und vor seinen Augen ein Nebel flirrte, der ihn die Ziffern, die er in das Büchelchen eintrug, nur ganz undeutlich sehen ließ. Was hatte er nur heute?

Frau Bothe sah ihm schweigend bald auf die Finger,

bald ins Gesicht, das ein wenig blaß war und in seiner Miene deutlich verriet, daß sich der junge Schneider gewaltsam zusammennahm. Sie fragte Matthias aber nicht, was ihm fehle.

Endlich klappte Moosdörfer sein Notizbuch zu und fragte mit ein wenig umflorter Stimme: „Und die Zuthaten, Frau Kommerzienrat?"

Ohne sich zu besinnen, antwortete die Dame: „Zum Futter nehmen Sie hellrote Seide. Sonst ist nichts nötig. Es soll ja ganz einfach werden, das Ding, wie ein Herrenüberzieher."

Matthias antwortete mit einer tiefen Verbeugung, die offenbar zugleich seinen hastigen Rückzug einleiten sollte. Als er aber den Mund öffnete, um sich nun zu empfehlen, schnitt ihm die schöne Frau rasch das Wort ab.

„Jetzt hätte ich aber eine große Bitte an Sie, Herr Moosdörfer!"

Der junge Mann verbeugte sich aufs neue.

„Sie müssen mir noch etwas vorsingen," fuhr Frau Bothe fort. „Ich höre die Steirer Lieder so gern, und Sie haben eine so hübsche Stimme."

Matthias sah ein wenig verlegen um sich. „Aber gern, ja —! Ich weiß nur nit, ob ... ob das nit stören wird ..."

Frau Bothe lächelte. Sie sah unendlich reizend aus, wenn sie so die weißen Zähnchen unter den roten Lippen hervorschimmern ließ und sich dabei neben jedem ihrer Mundwinkel ein Grübchen in die volle Wange zeichnete.

„Aber Herr Moosdörfer!" sagte sie. „Wen soll es denn stören, wenn ich Sie darum bitte? In diesen Zimmern bin doch ich die Herrin. Und wozu stünde denn das Klavier da, wenn man um ein Viertel Zwölf vormittags nicht darauf spielen dürfte?"

Während sie so sprach, hatte sie bereits das Instrument

geöffnet und davor Platz genommen. Zu Moosdörfer emporblickend, fragte sie: „Das „Verlassen bin i" kennen Sie natürlich?"

„Zu dienen, gnä' Frau!"

„Also singen Sie, bitte. — Ich werde begleiten."

Sie griff in die Tasten. Ein voller, weicher Akkord rauschte empor. Und Matthias setzte ein, willenlos wie eine Orgelpfeife, der Wind zugeführt wird, so daß sie ertönen muß:

„Verlassen, verlassen, verlassen bin i . . ."

Während der ersten Töne war er sichtlich befangen. Aber mit jedem Takte, den er sang, wurde seine Stimme freier und klangvoller. Das Lied machte ihn die wunderlichen Umstände vergessen, unter denen er es sang.

Die schöne Dame am Klavier lächelte ihn immer holdseliger an, während sie seinen Gesang in leisen Akkorden begleitete.

Als das Lied zu Ende war, sagte sie: „Wunderschön, Herr Moosdörfer! — Wissen Sie noch, was Sie gestern abend sangen? Das könnte ich auch begleiten, ich habe mir die Melodie gemerkt."

„Das war's: „Dirndel tieaf drunt' im Thal", Frau Kommerzienrat."

„Bitte, singen Sie auch das, ja?"

Matthias sang wieder. Er wunderte sich über sich selbst dabei. So schön meinte er in seinem Leben nicht gesungen zu haben. Es war rein, als ob seine Stimme von gestern auf heute an Umfang und Klangfülle gewachsen wäre. Und die schöne, vornehme Frau am Klavier lächelte so süß und schlug mit den weißen, schlanken Händen weiche, volle Akkorde an . . . Es war wie ein Traum.

Endlich stand die Frau Kommerzienrat auf und reichte Moosdörfer die Hand, die dieser zögernd ergriff.

„Ich danke Ihnen viel-, vielmals. — Jetzt will ich

Sie aber nicht länger aufhalten. Sie werden nach Hause müssen. — Und übermorgen zur Anprobe komme ich hin. Schreiben Sie mir die Adresse Ihres Ateliers auf, bitte."

Matthias kramte eine Geschäftskarte seines Meisters hervor und legte sie auf den Tisch. Dann verneigte er sich sehr tief vor Frau Bothe, etwas weniger tief gegen das ältliche, unfreundliche Frauenzimmer, das sich die ganze Zeit hindurch nicht von seinem Armstuhl in der Ecke weggerührt hatte, und schob sich dann eiligst aus dem Zimmer.

Daß auf dem Flur merkwürdig viele Stubenmädchen und schwarzfräckige Kellner versammelt waren, und die Leutchen ihn alle verwundert ansahen, bemerkte er in seiner Aufregung gar nicht. Er stürmte eilig die teppichbelegte Treppe hinab und zum Thore hinaus.

Als er wieder Straßenpflaster unter seinen Füßen fühlte, der Sonnenschein herflutete um ihn, und das geschäftige Leben der Vaterstadt ihn umbrauste, atmete er tief auf.

„Gott sei Dank!" murmelte er. „Da drin war's ja wie im verzauberten Wald, und i selber völlig verhext! — 's is aber aa aus der Weis'! Der Kubik, wann mir erzählt hätt', daß si' in Amerika so eine Dame in ein'm solchen Hotelzimmer von ein'm Schneiderg'sell'n Lieder hat vorsingen lassen, i hätt' glaubt, er schwindelt. Und jetzt'n bin i selber da oben g'standen und hab' g'sungen!"

Er lachte kurz auf, dann sah er nach der Uhr.

„Fix Laudon — glei' Zwölfe. Und i muß no' 's Tuch und 's Futter holen! Da kann i rennen, daß i nit z' spat zum Essen z' Haus kumm. Denn die Stund' nach'm Essen, das is do' d' einzige Zeit über tags, wo i mit der Pepi unscheniert beisamm' sei' kann."

Er schob eilig davon und machte seine Besorgungen so flink, daß er zu Hause war, ehe noch die anderen sich

zu Tische gesetzt hatten. Kubik, der nicht bei dem Meister in Kost war, befand sich eben im Begriffe, zu Tisch zu gehen. Da er seinen Kollegen aber zurückkommen sah, gab er noch einige Minuten zu, um das feine Damentuch zu mustern und zu hören, wie es Matthias im Hotel Daniel ergangen sei.

Als der seine kuriosen Erlebnisse zum besten gegeben hatte, und die anderen sich vor Erstaunen nicht zu fassen wußten, sagte Kubik in dem hämischen Tone, den er schon des Morgens angeschlagen hatte: „Nit, daß ich auf Ihnen anspielen will, Matthias, wo wer' ich denn! Aber nur so fallt mir grad jetzt die G'schicht' von dem narrischen deutschen Schuster in New York ein."

„Was is das für eine G'schicht'?" fragte Meister Weinzierl neugierig. Auch die Hausfrau und ihre Töchter zeigten gespannte Mienen. Sie hörten alle gar zu gern von Amerika erzählen.

Franz Kubik blies sich mit unschuldiger und argloser Miene ein Stäubchen vom Rockärmel. Dann begann er: „O, das war ein komischer Kerl! Lehmann hat 'r g'heißen und war ein Berliner. Na, und den hat's halt schauderhaft g'fuchst, daß er da drüben zu kein'm rechten Ansehn hat kommen können, und alles auf die „Dutchman" g'schimpft hat, so wie wir auf die Böhm' schimpfen thun. Was macht der Kerl? Geht her und sprengt überall aus, der Gould, der Millionär, hätt' bei ihm a Paar Stiefeln b'stellt. Jetzt'n hab'n d' Leut' no' mehr g'lacht über ihn wie früher und hab'n ihn ein' Lugenschippel g'heißen. Setzt er si' nit hin, der narrische Schuster, macht richti' die Gould-Stiefeln aus'm teuersten Leder mit der mühsamsten Arbeit und tragt s' nachher, wie s' fertig war'n, heimlich ins Armenhaus! — Das hat er ein paar Jahr so 'trieben, der narrische Schuster. Alle Jahr' im Frühjahr und im Herbst hat 's

Armenhaus unter dem alten G'lump, was so hing'schenkt wor'n is, ein Paar funkelnagelneue Stiefeln g'funden, die im G'schäft ihre hundert Dollars 'kost't hätten. Dann is die G'schicht' aufkommen, und die Leut' hab'n den narrischen Schuster so ausg'lacht, daß er vor Aerger auf'n Dachboden g'loffen is und hat si' aufg'hängt."

Die ganze Familie Weinzierl sah mißbilligend auf Kubik und verlegen auf Matthias. Der Hohn dieser Geschichte war ein bißchen zu stark aufgetragen. Moosdörfer stand hochaufgerichtet und blitzte seinen Gegner, der den Unbefangenen spielte, nur so aus den Augen an. Dann sagte er wie beiläufig: „Ja richtig, was i vergessen hab' vorhin: übermorgen kommt die Frau Kommerzienrat zur Anprob' her."

Da drückte sich Franz Kubik sachte zur Thür der Werkstatt hinaus. Die anderen gingen zum Essen hinüber in die Wohnstube.

Der Meister schmunzelte. Der wackere Mann hatte zeitlebens unter dem Kampfe zu leiden gehabt, den in seiner Brust der Ehrgeiz mit der Anhänglichkeit an das alte Haus kämpfte, auf dem die Weinzierls seit hundert Jahren saßen, das aber draußen in der Vorstadt lag, wohin die vornehmere Kundschaft nicht ging. Jetzt aber sollte doch jemand aus den Kreisen, für die er aus der Ferne schwärmte, zu ihm kommen, und gleich eine Dame aus der allerbesten Gesellschaft, eine Frau, von deren fabelhaftem Luxus Matthias solche Wunderdinge zu erzählen wußte. Das that dem Meister mächtig wohl und das Roseggerhaupt reckte sich stolz empor.

Pepi hatte bei Tisch blaß und in sich gekehrt dagesessen. Blaß und in sich gekehrt blieb sie auch, als sie dann mit Matthias im Hintergarten in der Laube saß. Der Bursch, dem zu Mute war, als hätte er der Geliebten etwas abzubitten, herzte und scherzte an dem Mädchen eine ganze

Weile herum, ohne daß es ihm gelungen wäre, das trotzig geschlossene Mündchen zum Lächeln zu bringen. Endlich faßte er den Stier bei den Hörnern und fragte geradezu: „Sag amal, Schatzerl . . . is's 'leicht wegen der Berlinerin?"

Pepi nickte heftig.

Matthias kraute sich hinter dem Ohr und lugte sein kopfhängerisches Lieb von der Seite an. Und da hatte er von dem gemeinsamen Musterbesehen noch gar nichts erzählt! Wenn sie das erst gewußt hätte, die Pepi . . .!

Ein wenig schüchtern begann er: „Aber Schatzerl . . . sie is do' verheirat't . . ."

Heftig antwortete das Mädchen: „Hast ihr'n Mann g'sehen?"

Der Bursch sah verblüfft vor sich hin. Das war richtig, den Herrn Kommerzienrat hatte er nicht gesehen. Komisch, daß ihm selbst das nicht aufgefallen war, die Pepi es aber sofort aus seiner bloßen Erzählung festgestellt hatte.

Zögernd antwortete er: „N—ein!"

„Na also! Sie kann a Witfrau aa sein. Sie is sogar ganz sicher eine. Wenn eine ein'n Mann hat, geht s' nit allein mit der G'sellschafterin auf Reisen, und is der Mann mit, rennt s' nit mit der G'sellschafterin allein auf die Nacht um Elfe im Stadtpark umeinand'."

Jetzt mußte Matthias lachen. „Bist du aber a schlau's Dirndel!" sagte er neckend. „Or'ntlich fürchten könnt' m'r si' vor deiner Schlauheit. Aber was geht das uns an, ob die Witib is oder nit? Wann s' eine is, wird sie do' kein'n armen Schneiderg'sell'n nit heiraten wollen."

„Wer red't denn vom Heiraten!" antwortete Pepi ärgerlich. „Aber grad unter die Art Leut' giebt's schlechte Weiber g'nug, die ein'm Burschen aus purem Spaß und

Uebermut den Kopf verdreh'n. Denk nur an den Hölleriglvalentin, der si' vor zwei Jahr' totschießen hat wollen, weil die rotkopfete englische Miß, die ihm so süße Augen g'macht hat g'habt, auf einmal ohne B'hüt Gott abg'reist g'wesen is. Und weißt, Matthias — mir kommt's grad so für, als wenn du auf'm nämlichen Weg wärst. — Nur aber is der Höllrigl bloß a dummer Kerl g'wesen, du aber bist a dummer und a schlechter Kerl, Matthias! — Denn er war a lediger Bursch, du aber hast eine Braut. Vorgestern . . . abends erst . . ."

Sie hatte sich in immer größere Aufregung hineingeredet. Jetzt konnte sie nicht mehr weiter. Sie schlug beide Hände vor das Gesicht und begann bitterlich zu weinen.

Matthias war ehrlich erschrocken. Wenn wirklich noch ein Gedanke an die Fremde in ihm gewesen war, die Thränen des geliebten Mädchens, die wie siedendes Blei auf seinem zärtlichen Herzen brannten, ätzten ihn hinweg. Er nahm die Weinende in den Arm, küßte sie, streichelte ihr Haar und gab ihr tausend scherzhaft-innige Kosenamen.

„Siehst, Pepi," flüsterte er ihr ins Ohr, „das is d' Straf' Gottes. Gestern war mir so wie dir jetzt'n. Nur daß sich unsereiner viel härter thut, weil er nit flennen kann . . ."

„Dir? — Warum wär' dir so g'wesen?" stammelte das Mädchen.

„Weil du mit'm Messerschmidt so freundli' 'than hast, Pepi."

Mit einem energischen Ruck der zarten Schultern wies sie den Vergleich ab. „Das is ganz was anders! Der is ein alter Freund vom Vattern und war zum Besuch bei uns . . ."

„Und die is eine Kundschaft, weiter nix," fiel ihr Matthias ins Wort. „Wann sie was b'stellen will, hab'

i do' hingeh'n müssen, nit, Schatzerl? — Und daß sie dann wollen hat, i soll ihr was vorsingen — — du mein Gott! Die Leut' draußen im Reich sind halt amal so verruckt nach unsere Liedeln. Da is do' nix nit dabei, daß i ihr a paar vorg'sungen hab'."

Pepi beruhigte sich endlich. Sie richtete sich auf, legte den Arm um den Hals ihres Matthias und gab ihm einen herzhaften Kuß.

„Sei nit bös', daß i so kindisch war!" bettelte sie schmeichelnd. „Aber das kannst wissen: Wann's einmal anders werden thät' zwischen uns — ins Wasser thät' i gehn!"

Das Wort erschütterte den Burschen so sehr, daß er nichts darauf sagen, sondern seinem Mädchen nur stumm die Hand drücken konnte.

Danach begannen die beiden von ihrer Zukunft zu reden, wie sie alles einrichten wollten, wenn sie erst Mann und Frau wären.

Während dieses Gespräches sah Matthias seine Pepi immer wieder an, verglich sie in Gedanken mit der Modedame im Hotel Daniel und ärgerte sich über sich selber. Es war ihm jetzt klar geworden, daß die Fremde heute morgen wirklichen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Wo zum Henker hatte er aber bloß seine Augen gehabt? Sie hatte doch vor seiner Pepi bloß die zarteren Hände und die feinere Kleidung voraus, was keine Kunst war, da sie im Golde stak bis an den Hals und den lieben langen Tag nichts zu thun hatte, als sich zu putzen und zu pflegen. Sonst aber stand sie in allem hinter dem herzigen jungen Geschöpf zurück, das da neben ihm auf der Bank saß und ihn so innig lieb hatte. Pepis Haar war viel, viel schöner als das der Frau Kommerzienrat, ihr Gesichtchen war wie Milch und Blut, obwohl sie eben jetzt geweint hatte, die andere aber war weiß und blaß. Und die

großen, treuen blauen Guckerln Pepis waren doch etwas anderes als die grünen Hexenaugen von heute morgen, vor denen einem ganz unheimlich werden konnte, wenn sie einen ansahen, als wollten sie einem das Herz aus der Brust herausgraben. Vor allem aber hatte Pepi vor Frau Kitty ihre holdselige Jugend voraus. Die Frau Kommerzienrat war doch gewiß schon ihre achtundzwanzig, so wenig ihre raffinierten Toilettenkünste das merken ließen.

Kurz, Matthias Moosdörfer schalt sich im stillen einen Esel um den anderen und that dabei so lieb mit seinem Mädel, daß Pepi sich so wohlig fühlte wie das Kätzchen auf der Ofenbank.

Als die Stunde, die sie für sich gehabt hatten, zu Ende ging, wanderten die beiden einträchtig Hand in Hand dem Hause zu und küßten sich hinter dem letzten Gebüsch vor der Gitterthür, die aus dem Garten in den Hof führte, so innig und herzlich wie gestern morgen. —

Ungefähr zur selben Zeit gab Frau Kitty Bothe auf dem Postamte ein Telegramm auf, das folgenden Wortlaut hatte:

„Eugen da Mara, Berlin W. 35.

Kommen Sie sofort hierher und bringen Sie einen Fachmann mit. Ich glaube einen Tenoristen entdeckt zu haben, aus dem ein Stern erster Größe werden kann.

Herzliche Grüße.

Frau Bothe."

Während die schöne Frau diese Worte auf das Depeschenformular kritzelte, ging ihre Gesellschafterin an den Briefeinwurf und ließ ein kleines grünes Schreiben hineingleiten, das sie gleich nach Moosdörfers Weggange verfaßt hatte, während ihre Herrin im Salon Klavier spielte.

Der Brief war an einen Freiherrn Wilhelm Friedrich v. Mahlow adressiert und lautete:

„Sehr geehrter Herr Baron!

Da Sie immer so liebenswürdig waren mir gegenüber, fühle ich mich verpflichtet, Ihnen mitzuteilen, daß Ihren Hoffnungen Gefahr droht. Mindestens vertagen werden Sie Ihre Pläne müssen. Frau B. hat sich nämlich hier verliebt, auf den ersten Blick, aber lichterloh. Der Betreffende ist freilich nur ein Schneidergeselle, aber jung, bildhübsch und, was das schlimmste ist, er hat einen geradezu phänomenalen Tenor. — Soeben hat Frau B., die sich zum Zwecke der ehrbaren Annäherung von dem Gegenstande ihrer Leidenschaft ein Jackett bauen läßt, das sie gar nicht nötig hat, und das der Bauernschneider sicherlich verpfuschen wird, den jungen Mann Probe singen lassen und ist sichtlich hingerissen davon. Heute noch telegraphiert sie an da Mara, damit der kommt und sich den künftigen star ansieht. Sowie das geschehen ist, fahren wir nach Berlin zurück und bringen den Kleinen gleich mit.

Wie Sie nach diesem Ereignisse Ihre Haltung einrichten wollen, muß ich Ihnen überlassen. Zu äußerster Vorsicht muß ich jedenfalls raten. Frau B. hat heute ein Wort über Sie fallen lassen, das für die getreue Vertreterin Ihrer Interessen nicht gerade erfreulich zu hören war. Jetzt wird sich diese Stimmung in ihr natürlich noch weiter entwickeln.

Mein Brief hat hauptsächlich den Zweck, Sie vorzubereiten und Sie in die Lage zu versetzen, sich einige Tage ruhig zu überlegen, was Sie thun wollen.

Ihre bestens ergebene

Klara Wendt.“

## Viertes Kapitel.

Als die Frau Kommerzienrat den übernächsten Tag etwa nach elf Uhr zur Anprobe kam, lag Pepi schon seit zwei Stunden im Salon auf der Lauer. Durch die Ritzen der zum Schutze gegen den Sonnenbrand, der Teppich und Möbelbezüge verblichen gemacht hätte, herabgelassenen Jalousie beobachtete das junge Mädchen die Straße und fuhr schreckhaft zusammen, als endlich ein offener Wagen, in dem zwei Damen saßen, vor dem Hause hielt. Die jüngere war es also! So sah die Frau aus, die ihr das Herz ihres Matthias stehlen wollte ...!

Mit unsäglich bitterer Empfindung gestand sich das arme Kind, daß die Fremde alles besaß, was die Ausführung eines solchen ruchlosen Vorhabens erleichtern konnte. Die Dame, die da draußen so leichtfüßig aus dem Wagen sprang, ohne auf die Hilfe des Meisters zu warten, der ihr barhaupt bis auf den Bürgersteig hinaus entgegengestürzt war, war jung und schön, und vor allem vornehm. Sie selbst hätte neben ihr kaum noch eine Zofenrolle spielen können, sagte sich Pepi. Und wie reich sie sein mußte ...!

Das junge Mädchen hatte gerade noch Zeit, hastig die verstohlenen Thränchen fortzuwischen, die ihr in den Augen perlten, und sich anzustellen, als suche sie eifrig irgend etwas in dem Wandkörbchen, das in der Ecke hing, als auch schon die Thür zum Flur geöffnet wurde, und die Fremde eintrat, gefolgt von Pepis Eltern, Matthias und der Gesellschafterin.

Die beiden Frauen, das Grazer Kleinbürgerstöchterchen und die große Dame aus dem Berliner Tiergartenviertel, standen einen Herzschlag lang still und maßen sich mit den Blicken zweier Ringkämpfer, die sich zum erstenmal begegnen und einander ihre Stärke und ihre Schwächen

mit den Augen ausforschen wollen. Dann knickste Pepi, Frau Bothe neigte das schöne Haupt ein wenig und wandte dann den Kopf zurück zu ihrem Gefolge.

„Ihre Tochter, Herr Weinzierl?"

Ihre Augen irrten von dem Gefragten ab und schossen einen raschen, heimlich forschenden Blick auf Matthias, der hinter seinem Meister stand.

„Zu dienen, gnä' Frau!" dienerte der alte Mann. „Meine Jüngste. — Pepi heißt s'."

„So, so, Ihre Jüngste," wiederholte Frau Bothe mit herablassender Freundlichkeit und sah wieder Pepi an, die, ein wenig blaß, immer noch in ihrer Ecke stand. „Wie jung sind Sie denn, liebes Kind?"

„Achtzehn," antwortete Pepi so gehorsam, als würde sie vor Gericht um ihre Personalien gefragt.

Ueber die glatte, weiße Stirn der Fremden ging es wie ein leichter Schatten. Sie wandte sich wieder an Weinzierl, der neben sie getreten war.

„Haben Sie noch mehr Kinder, Herr Meister?"

„Eine Tochter noch, gnädige Frau. Und dann hab' ich ein klein's Enkerl im Haus. Die andere Tochter is Witwe."

Mutter Weinzierl, die sich schon danach sehnte, der noblen Besucherin als Hausfrau die Honneurs zu machen, und außerdem besorgte, ihr Mann könne nun von dem ertrunkenen Ferdinand zu reden anfangen, was ihn immer auf Stunden hinaus verstimmte, trat nun eilig vor und nötigte die gnädige Frau unter etwas altmodischen, mit vor Aufregung zitternder Stimme vorgebrachten Komplimenten, auf dem Diwan Platz zu nehmen. Die schöne Frau setzte sich und sah nun neugierig um sich. Sie war noch nie in der guten Stube eines süddeutschen Kleinbürgers gewesen, war aber bis jetzt von der Entdeckung, daß in dem Hause, in dem der junge Moosdörfer den

größten Teil seiner Zeit verbrachte, eine bildhübsche und blutjunge Tochter lebte, zu sehr in Anspruch genommen gewesen, um Beobachtungen anstellen zu können.

Sie fand den Geschmack „dieser Leute" im stillen geradezu gräßlich. Als sie an ihre behaglichen, im neuenglischen Stil eingerichteten Räume in ihrer Villa im Tiergartenviertel dachte, hatte sie Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken. Da das nicht völlig gelang, verwandelte sie den Ausdruck dieses Lächelns in einen möglichst verbindlichen und unterbrach das Gespräch über die Schönheiten der guten alten Stadt Graz, das sie bisher mit den Hausleuten geführt hatte, durch den entzückten Ausruf: „Nein, wie gemütlich Sie sich's aber eingerichtet haben, Frau Weinzierl! — Dieses Zimmer ist ja so urbehaglich, man möchte am liebsten gleich darin wohnen bleiben."

Das arglose, gutmütige alte Weibchen, an das diese Worte sich richteten, nahm die falsche Münze für echt, wurde vor Vergnügen so rot wie ein junges Mädel, dem ein gern gesehener Bursch eine kecke Galanterie zuflüsterte, und verbeugte sich auf ihrem Sessel.

„Aber gnä' Frau," stotterte sie, indem sie vor Aufregung aus dem Hochdeutschen wieder in ihre Mundart verfiel, „da müeßt m'r ja frei glaub'n, Sie foppen ein'n . . .!"

Die Fremde hatte sich indessen rasch erhoben und war an das Bücherregal herangetreten, das an der Wand befestigt war.

„Da haben wir den geistigen Steckbrief des Hausherrn," scherzte sie. „Wir wollen einmal sehen: zuerst die heilige Schrift — Sie sind also ein frommer Christ, Herr Meister. Aber auf Bildung und Aufklärung halten Sie auch, denn da steht ja das Meyersche Konversationslexikon. Und dann . . . Rosegger, Rosegger, Rosegger — das alles sind nur seine Bücher? Da haben Sie ja wohl alles

beisammen, was er geschrieben hat, Ihr großer Landsmann?"

„Wird wohl nix fehlen," antwortete Meister Weinzierl mit bescheidenem Stolze. „Sein letzt's Buch hab' ich erst neulich zum Geburtstag geschenkt gekriegt von meinem Lehrbuben."

„Was für eine Menge!" sagte die Dame, während sie mit dem Blicke die lange Reihe von Bänden entlang glitt, auf deren Rücken der Name P. K. Rosegger prangte. „Aber ein bißchen hochmütig ist er darauf, find' ich. Ich wollte ihm einen Besuch machen, bin aber nicht angenommen worden."

„Er is halt jetzt so viel krank," entschuldigte Weinzierl eifrig. „Und dann — wenn einer so viel schreiben thut wie der Herr Rosegger . . ."

„Gesehen habe ich ihn aber doch," fiel ihm Frau Bothe ins Wort, die fühlte, daß sie den Mann gekränkt hatte. „Auf der Straße begegnete ich ihm und bemerkte, wie zwei Vorübergehende sich anstießen: das ist Rosegger. Daß Sie ihm zum Verwechseln ähnlich sehen, wissen Sie natürlich, Herr Meister?"

Jetzt errötete Weinzierl genau so freudig verschämt wie zuvor seine Frau über das Lob ihrer Einrichtung.

Indessen war Matthias zurückgekommen, der in die Werkstätte hinübergegangen war, um das Jäckchen zur Anprobe zu holen. Mit ihm kam Marie, die ihr Töchterchen auf dem Arme hatte. So war denn bis auf Kubik, der sich dem so unangenehm zweifellosen Abenteuer seines Mitgesellen grollend fern hielt, und Karl, der aus Schüchternheit in der Werkstätte sitzen geblieben war, glücklich das ganze Haus im Salon versammelt.

Die Anprobe vorzunehmen, war natürlich Sache des Meisters. Mit wichtiger Miene und einem ziemlich deutlichen Anfluge von Künstlerstolz zupfte und rückte der

alte Mann an dem halbfertigen Kleidungsstücke, das die Frau Kommerzienrat angezogen hatte, und strich mit der Schneiderkreide da und dort über den Stoff, um nötige Verbesserungen zu bezeichnen.

Als das geschehen war, wandte sich Frau Bothe zu Matthias: „Herr Moosdörfer!“

„Gnädige Frau?“

„Sie müssen mitkommen ins Hotel. Gestern sind zwei Berliner Herren ganz zufällig angekommen. Ich habe dem einen, der ein großer Musikfreund ist, von Ihrer hübschen Stimme und Ihrem guten Gehör erzählt, und nun möchte er sehr gern einige Ihrer Steirer Lieder von Ihnen hören.“

Der junge Mann sah ein wenig verlegen um sich. Er hätte zu gern einen beratenden Blick mit Pepi getauscht. Die zupfte aber an der Tischdecke und that, als hätte sie nichts gehört. Offenbar war's ihr nicht recht. Aber konnte er denn die Ehre, die ihm da angethan wurde, überhaupt ausschlagen?

Wie zur Antwort auf diese Frage, die er sich vorlegte, schlug jetzt die Stimme seines Vormunds an sein Ohr: „Was überlegst denn, Matthias? Natürlich gehst mit!“

Ein wenig ratlos sah der Bursch an seinem Arbeitsanzuge herab. Er hatte heute morgen der Versuchung, die ihm riet, sich besser als sonst an Wochentagen anzuziehen, tapfer widerstanden. „Ja aber ... da müßt' ich doch erst nach Haus, mich umziehen ...“

„Sie wohnen nicht im Hause?“ fragte Frau Bothe. Der Ton klang sehr lebhaft interessiert.

„Nein. Aber ganz in der Nähe.“

„So, so ... ganz in der Nähe!“ Die Dame warf einen raschen Seitenblick auf Pepi. „Da können Sie ja bald zurück sein. Machen Sie flink, Herr Moosdörfer! Ich warte so lange.“

Matthias verschwand, und die Frau Kommerzienrat setzte sich wieder und begann mit Pepi zu reden, die ein wenig einsilbig antwortete. Frau Weinzierl fühlte sich verpflichtet, nun, da die Herrin beschäftigt war, mit der Gesellschafterin ein paar Worte zu wechseln, die seit ihrem Eintritt in das Zimmer am Fenster stand und auf die Straße hinaussah. Diese hausfrauliche Obliegenheit wurde ihr aber sauer genug. Fräulein Wendt erwies sich kalt wie ein Frosch und hochmütig wie ein Pfau nach der Mauserung, so daß die gute Alte in ihrem Herzen die empörte Behauptung aufstellte, daß die preußischen alten Jungfern noch um einen ganzen Teil unleidlicher seien als die übrig gebliebenen Steirerinnen. In dieser allgemeinen Form wäre der Satz schwerlich zu beweisen gewesen. Aber wer im Aerger allgemeine Sätze ausspricht, fragt wenig nach Beweisen, und so war Frau Weinzierl von der Wahrheit des ihren tief überzeugt.

Inzwischen war Matthias wieder zurückgekommen. Frau Kitty Bothe sah den jungen Mann, dem die Aufregung das hübsche junge Gesicht höher färbte und die blauen Augen in lebhaftem Glanze strahlen machte, mit sichtlichem Wohlgefallen an. Nun gab sie rasch das Zeichen zum Aufbruch.

Die ganze Familie gab den Besucherinnen das Geleit an den Wagen, vor dem die Pferde ungeduldig stampften. Wenn sie nicht auffallen wollte, konnte Pepi sich davon nicht ausschließen. So stand sie denn mit erbittertem, von schneidendem Weh erfülltem Herzen auf dem Bürgersteig, mußte sich vor dem Weibe, die sie als ihre Feindin haßte, seit sie ihren Namen zum erstenmal gehört hatte, verneigen und dann zusehen, wie ihr Matthias zu der koketten, gefallsüchtigen Person in den Wagen stieg und mit ihr davonrollte. Daß ihr Liebster ihr vorher die Hand besonders zärtlich gedrückt und ihr mit beredtem

Blick ein liebes Wort zugeflüstert hatte, tröstete das arme Ding wenig. Sie zweifelte ja gar nicht daran, daß Matthias sie lieb hatte — jetzt noch. Die andere aber, die Reiche, Kluge, Gebildete, die würde das Ding schon zu drehen wissen, daß der gute Matthias erst ihr neben Pepi und dann ihr allein gut sein mußte, ob er wollte oder nicht. Und Matthias — hatte der sich nicht ängstlich bemüht, den zärtlichen Abschied von seiner Braut so einzurichten, daß seine vornehme Gönnerin ihn nicht bemerkte? Und das jetzt schon!

Pepi hatte alle Mühe, die Thränen hinunterzuschlucken, als sie nun, nachdem der Wagen um die Ecke verschwunden war, mit den Ihren in das Haus zurückging. Sobald sie es möglich machen konnte, trennte sie sich von ihren Angehörigen, die das unerhörte Ereignis lebhaft besprachen, und flüchtete sich in das kleine, nach dem Hofe hinausführende Zimmerchen, in dem sie zusammen mit ihrer Schwester und deren Kinde schlief. Dort warf sie sich, das Gesicht nach unten, über ihr Bett und fing an bitterlich zu weinen.

Nach einer Weile berührte sie eine leise Hand an der Schulter. Sie hob das thränenüberströmte Gesicht und sah sich um. Da stand die Schwester neben ihr.

„Aber Pepi!“ sagte Marie mit sanftem, ein wenig traurigem Tone. „Was is dir denn?“

Das junge Mädchen richtete sich auf, so daß sie nun auf dem Bettrand saß, und verbarg das erglühende, feuchte Gesicht in den Händen.

„Mir ... mir is so bang!“ murmelte sie in ersticktem Tone.

Da setzte sich Marie neben ihre Schwester, legte den Arm um Pepis Hals und zog ihren Kopf an sich, so daß die Wange des Mädchens auf ihrer Schulter ruhte.

Eine ganze Weile blieben die beiden still so sitzen.

Dann sagte Marie leise: „Kind, schau, so leidenschaftlich mußt nit sei'! Wenn du alles so schwer nehmen willst, nachher weinst dir bald die Augen aus. Das Leben bringt noch ganz andere Sachen, gegen die deine Schmerzen jetzt Kindereien sind, Kleinigkeiten."

„So?" antwortete Pepi, beinahe gekränkt darüber, daß ihr Herzeleid nicht vollgültig sein sollte. „Das nennst du a Kleinigkeit, wann er zu aner anderen in 'n Wagen steigt und davonfahrt?"

Ueber das ernste Gesicht der jungen Frau glitt ein leises Lächeln. „Tschapperl!" antwortete sie. „Was is denn da weiter dabei? Hätt' er auf den Antrag der noblen Frau antworten sollen, er darf nit mitfahren, er muß auf der Kittelfalten von seiner heimlichen Braut sitzen bleiben?"

„Du hast leicht spotten," antwortete Pepi ein wenig ärgerlich. „Di' geht's nit an."

„Kränk dich nit," erwiderte Marie gutmütig. „Ausspotten hab' ich dich ja nit wollen. Im Gegenteil. Helfen möcht' ich dir, die Sach' ruhig betrachten, damit du einsiehst, daß nix dran is."

„Schönes Nixdran!" antwortete Pepi.

„Es is wirklich nix dran," wiederholte die junge Frau. „Sag selber: Was hätt' er denn anders thun sollen, als mitfahren?"

Darauf wurde dem jungen Mädchen die Antwort nun schwer. Pepi dachte eine ganze Weile nach, dann sagte sie zögernd: „Ja . . . wann er nur nit so eifrig dabei g'wesen wär'. Er war ja ganz aus'm Häusel vor Aufregung!"

Marie tippte mit dem Zeigefinger auf die Stirn der Schwester. „Mir scheint, du Kindsköpfel, du siehst jetzt schon selber ein, daß d' für nix und wieder nix g'flennt hast. Weil er aufg'regt war! Du mein Gott, wann

einer eing'laden wird, vor solche Leut' z' singen, und mit einer so fürnehmen Dame in 'n Wagen steigen soll, vor die Augen von der ganzen Nachbarschaft, die neugierig aus alle Fenster schaut ..."

„Das is no' was," warf Pepi bitteren Tones ein, „zuvor hab' i gar nit dran 'denkt. Jetzt'n wer'n mich alle die Madeln, die Toni Kaiser, die Fürbringer Kathl und wie s' alle heißen, immer fragen: „Na, Pepi, was is's denn mit euer'm Matthias seiner noblen Liebschaft?" Und die eine und d' andere wird recht falsch mitleidig dazu setzen: „Weißt, Pepi, i hab' mir immer ein'bild't, aus euch zwei wird no' amal a Paarl, aus dir und dem Matthias. Jetzt'n freilich ..." — Das is a Kleinigkeit, aber auch recht angenehm!"

Marie schüttelte mißbilligend den blonden Kopf. „Kind, Kind," sagte sie, „spar dir deine Thränen für ernstere Sachen auf! Das Leben bringt sie schon, für jeden." Und leise fügte sie hinzu: „Das schwerste aber is, wenn man sich sagen muß: Du selber hast d' Schuld, du selber ganz allein!"

In dem Tone dieser letzten Worte lag so viel leidvolle Erfahrung, daß Pepi die Schwester verwirrt ansah und sich ihr dann um den Hals warf. Marie streichelte ihr leise den dunklen Scheitel.

Durch den Kopf des jungen Mädchens irrten verwunderte, erschrockene Gedanken, während sie sich tröstend an die Schwester schmiegte.

Was war das mit Marie? Jetzt zum erstenmal vielleicht wurde sich Pepi darüber klar, daß ihre Schwester selbst noch jung war, obwohl sie ihr immer so ganz alt erschienen war. Die Große, wie sie von allen im Hause genannt wurde, hatte ja schon geheiratet, als Pepi noch ihre Büchertasche zur Schule trug, und war nun schon so lang Witwe. Jetzt wurde das junge Mädchen inne,

daß auch die Große noch nicht über die Zeit der Herzenskämpfe, der leidenschaftlichen Sehnsucht und der todesbangen Trauer hinaus war. Und vor dem Gram, den sie soeben in Mariens Stimme gehört, in ihrem Blick gesehen hatte, kam ihr ihr eigener auf einmal so ausbündig kindisch und schulmädchenmäßig vor, daß sie sich ordentlich schämte.

Sie herzte und streichelte die Schwester mit stürmischer Innigkeit, wagte aber nicht, die Frage auszusprechen, die sich ihr auf die Lippen drängte.

„Jetzt wasch dir die Augen, Pepi,“ sagte Marie nach einer Weile halblaut, „und richt' dir das Haar. Die Mutter wird uns endlich suchen kommen, und die alte Frau thät' sich grämen, wenn sie bemerken thät', daß du dich so unglücklich fühlst.“

Gehorsam stand das Mädchen auf und brachte ihr Aeußeres in Ordnung. Dann gingen die Schwestern miteinander nach der Küche, um der Mutter zu helfen.

— — — — — — — — — — — — —

Matthias Moosdörfer war in der sonderbarsten Stimmung von der Welt mit den beiden Damen davongefahren. Es war sehr hübsch, so in einem eleganten Wagen, einer schönen und vornehmen Dame gegenüber, dahinzurollen. Er war auch mächtig stolz auf die Ehre, die er genoß, er freute sich über die verwunderten, neugierigen, neidischen Gesichter der Bekannten, die aus den Fenstern sahen oder auf der Straße stehen blieben und dem dahinjagenden Wagen nachblickten. In diese stolze Freude aber mischte sich etwas wie Beschämung und Aerger, so daß er beinahe aufatmete, als die Vorstadt endlich hinter ihm lag, und die bekannten Gesichter zu beiden Seiten der Straße seltener wurden. Der Mannesstolz in ihm lehnte sich gegen die herrische Art auf, in der die Berlinerin mit ihm umsprang. Des Nachts im

öffentlichen Park war ihr seine Stimme aufgefallen, sie sprach ihn an und bestellte ihn zu sich. Sie bekam Besuch von Berliner Bekannten, sofort fuhr sie zu ihm und holte ihn ab, so wie man eine Torte vom Zuckerbäcker holt, wenn man Kaffeegesellschaft hat. Daß es ihm auch zusagen würde, zu kommen, hatte sie offenbar keinen Augenblick in Zweifel gezogen. Sie verfügte einfach über ihn wie über eine Sache.

Das schien auch die spöttische Miene der Gesellschafterin anzudeuten, die Matthias so ärgerte, daß er sich gewaltsam zurückhalten mußte, um das unangenehme Ding nicht grob anzufahren.

In dieser schwankenden Stimmung fiel ihm ein Umstand auf, den er sonst als zufällig gar nicht beachtet hätte. Die Kniee der Frau Kommerzienrat streiften ziemlich oft die seinigen. Kam das nun einfach daher, weil man sich in dem engen Wagen gegenübersaß, oder war Absicht dabei? Wenn der junge Mann dem Blicke der Dame begegnete, die nachlässig in ihrer Wagenecke lehnte und ihm manchmal mit lächelndem Munde ein scherzhaftes Wort hinwarf, so beschlich ihn immer wieder das Gefühl, diese Berührungen seien kein bloßer Zufall. Auch dagegen bäumte sich etwas in ihm auf. Das Gespräch mit Pepi fiel ihm wieder ein. Aber er war kein Höllrigl-Valentin, er nicht! Zum Spielzeug gab er sich nicht her. Ueberhaupt brauchten sich die Weiber ihm gegenüber nicht so zuvorkommend zu zeigen. Wenn ihm eine gefiel, so sagte er ihr's schon, auch ohne solche Aufmunterungen. Und der, die ihm gefiel, hatte er's bereits gesagt, ernsthaft, bindend fürs ganze Leben. Nun war's aus.

Trotz dieser heldenhaften, trotzigen Gedanken aber wurde es dem Burschen doch heiß und wunderlich zu Sinn unter dem freundlichen, lockenden Blick der grünen Augen da vor ihm, und die streifende Berührung jagte

ihm süße Schauer durch die Adern. Von Minute zu Minute kam ihm sein Gegenüber schöner und begehrenswerter vor, und das Bild seiner Pepi, das er wie zum Schutze in seinem Herzen heraufrief, verlor immer mehr an Glanz und Leben.

Als der Wagen endlich vor dem Portal des Hotels hielt, sprang Matthias so rasch aus dem Wagen, daß es beinahe aussah, als wolle da ein Häftling seinem Transporteur entrinnen. Der Thürhüter, der eilig herankam, warf auch einen entsprechend geringschätzigen Blick auf den jungen Herrn, in dem er zu seinem größten Erstaunen den Schneidergesellen von vorgestern erkannte. Wie kam der dazu, mit der Frau Kommerzienrat im Wagen zu sitzen?

„Ist Herr da Mara oben?“ fragte Frau Bothe im Aussteigen.

Der Portier machte einen tiefen Bückling. „Jawohl, gnä' Frau.“

„Dann lassen Sie ihm sagen, er möge sich zu mir herüber bemühen.“

Einer der livrierten kleinen Burschen stürzte sofort die Treppe hinauf. Hinter ihm her stieg langsam Frau Bothe mit ihren Begleitern die Stufen empor. Matthias, der an ihrer Seite gehen mußte, fühlte mit ziemlichem Unbehagen, daß die Angestellten des Hauses, die unten herumlungerten, ihm mit mächtiger Neugier nachsahen. Es war ihm, als könne er die spöttischen Reden hören, die die Kerle einander in die Ohren zischelten.

Die drei waren kaum in dem Salon Frau Kittys angelangt, als es schon an die Thür pochte, und zwei Herren eintraten, die sofort Moosdörfers ganzes Interesse fesselten. Der eine mit dem wallenden grauen Lockenhaar und dem schönen langen Bart war gewiß ein Künstler, ein Maler oder Bildhauer. Er mußte wohl auch der Musikliebhaber

sein, denn er sah Matthias ebenso aufmerksam an, wie der ihn. Wer aber mochte der andere sein? Ein Fürst oder Graf oder ein großer Bankier? Der junge Mann konnte sich darüber nicht klar werden. Das eine war sicher, daß er solche Eleganz der Kleidung und des Auftretens noch nie gesehen hatte. Der Sommeranzug, den der Herr trug, war gewiß von einem Londoner Atelier angefertigt, die Lackstiefel waren geradezu ideal, und ein Solitär, wie der Herr einen am kleinen Finger trug, war in keinem Juwelierschaufenster von Graz zu sehen. Im übrigen aber war der Herr nicht zum besten ausgestattet. Die kleine, zierliche Figur über alle Begriffe ausgemergelt und dürr, die Haut am Halse und im Gesicht braun und zusammengeschrumpft, das sorgsam frisierte Haupthaar, der hinaufgedrehte Schnurrbart so glänzend pechschwarz, daß selbst der unerfahrene junge Handwerker sofort an die Haarfärbemittel dachte, die im Anzeigenteil der Zeitungen angepriesen werden.

Aber welche weltmännische Gewandtheit! Die Art, in der der fremde Herr sich vor der Frau Kommerzienrat verbeugte, ihr die Hand küßte, sich nach ihrem Befinden erkundigte, imponierte Matthias so mächtig, daß er selber sich als ein rechter Bauernlümmel daneben vorkam.

In dieser Stimmung fiel ihn eine ziemliche Befangenheit an, als die Hausfrau nun sagte: „Darf ich die Herren bekannt machen? — Herr Moosdörfer, Herr da Mara, Herr Professor Riedel-Steinfels.“

Moosdörfer verbeugte sich ungeschickt und wurde dunkelrot vor Verlegenheit, als der gefärbte Stutzer, der als Herr da Mara vorgestellt worden war, sich flink das Glas, das ihm an seidener Schnur über die Weste hing, ins Auge klemmte und ihn mit impertinenter Neugier musterte, wie ein Kaufmann, der ein Stück Ware untersucht.

„Das ist also der junge Mann? — Hm . . . äh . . . die Erscheinung ist nicht übel . . . nicht übel!“

Was zum Kuckuck ging den Moosdörfers Erscheinung an?

Indessen hatte sich der andere, der Herr Professor, an das Klavier gesetzt, auf dessen Notenpult ein Album Koschat-Lieder lag.

„Wenn Sie nun die Güte haben wollen, Herr Moosdörfer. — Von Koschat werden Sie wohl das meiste kennen, nicht wahr?“

Die wohlklingende tiefe Stimme, noch mehr der höfliche Ton des Mannes thaten Matthias unendlich wohl. Er trat so rasch zu dem Professor, als wolle er sich zu ihm flüchten, sich in seinen Schutz begeben.

„Von Koschat kenn' ich alles,“ antwortete er.

Der Professor schlug aufs Geratewohl das Heft auf, und Moosdörfer sang.

Es ging ihm wie das erste Mal: im Anfange wurde ihm ordentlich heiß vor Aerger über sich selbst, so unsicher kam er sich vor, so umflort und matt klang ihm die eigene Stimme ins Ohr. Je länger er aber sang, desto leichter und freier wurde ihm zu Mut. Er vergaß alles um sich her, er vergaß sich selbst. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — alles sank ihm dahin in undeutlichem Nebel. Er war nichts mehr als ein musikalisches Instrument, das Töne hinausschmetterte und unter der Kraft und dem Wohlklang dieser seiner eigenen Töne wollüstig erbebte . . .

Auf einmal störte ihn, fehlte ihm etwas. Er sang ein paar Töne weiter, ehe es ihm zum Bewußtsein kam, daß die Begleitung aufgehört hatte, und erschrocken abbrach.

Er sah verwirrt und verwundert den grauhaarigen Professor an. Da erst wurde er gewahr, daß der ihm beide Hände hinstreckte. Zögernd legte er die seinigen hinein.

„Ich beglückwünsche Sie!“ rief Riedel-Steinfels mit starker Stimme im Tone ehrlicher Bewunderung. „Einen Tenor haben Sie, wie . . . da giebt es überhaupt keinen Vergleich! — Sagen Sie einmal, Herr Moosdörfer, kennen Sie die Noten?“

„Ich spiel' ja die Zither,“ antwortete der junge Mann bescheiden.

Der Professor sah ihn interessiert an. „So? — Stimmen Sie Ihr Instrument auch selbst?“

„Jawohl.“

„Dann müssen Sie ja ein sehr gutes musikalisches Gehör haben?“

„Ich glaub' wohl.“

Der Mann mit den Künstlerlocken wandte sich auf dem Klaviersessel um und tauschte mit dem des Haarfärbens verdächtigen Herrn, der neben Frau Bothe auf dem Diwan saß, einen sehr beredten Blick. Dann bückte er sich und nahm von einem Stapel Musikalien, der neben dem Klavier auf der Erde lag, ein Heft in blauem, goldgepreßtem Deckel auf.

„Von Schubert kennen Sie wohl nichts?“ fragte er Matthias.

„Nein.“

„Na, dann hören Sie 'mal zu!“

Der Professor warf das Koschat-Album zur Seite und stellte das blaue Heft dafür auf das Notenpult. Matthias bemerkte mit höchlicher Verwunderung, daß die Hände des alten Herrn vor Aufregung zitterten, während sie die Seiten wandten.

„Warum is der nur so aufg'regt?“ fragte sich der Bursch.

Indessen hatte Riedel-Steinfels das Lied, das er suchte, gefunden. „Hören Sie gut zu!“ wiederholte er eifrig. „Und lesen Sie den Text mit, im stillen natürlich. Gute Augen haben Sie ja wohl?“

„Ja.“

„Also schön! Treten Sie da hinter mich.“

Matthias gehorchte und las über die Schulter des Spielenden weg die Worte des Liedes:

„Ich hört' ein Bächlein rauschen
Wohl aus dem Felsenquell,
Hinab zum Thale rauschen,
So frisch und wunderhell ...“

Frisch und wunderhell — das war auch die Weise des Liedes, welche die rechte Hand des Meisters spielte. Dieses Hüpfen und Tänzeln und rüstige Vorwärtsschreiten! Es war, wie wenn ein junges Blut durch den frühlingssonnengoldnen Wald auf seiner ersten Wanderfahrt dahinzieht und hinter jedem Haselbusch eine gute Fee zu sehen meint, die nur auf ihn wartet, auf den jungen, lustigen Wanderburschen, um ihm das Glück zu schenken, das große, jauchzende, süße, wunderhelle Glück. Und die Töne, die unter der linken Hand des Spielers klingend emporstoben, diese wiegenden, perlenden, gluckenden, rauschenden Töne, die gemahnten Matthias an das Rauschen und Plätschern des Waldbachs. So war es wohl auch gemeint, denn in den Worten war ja von einem Bächlein die Rede, das zu Thale rauschte.

Als das Spiel geendet hatte, rief Moosdörfer ganz hingerissen: „Is das aber wunderschön!“

Das graue Lockenhaupt nickte freundlich. „Das will ich glauben. Der das gemacht hat, Franz Schubert, war übrigens ein Landsmann von Ihnen, ein Oesterreicher. — So, jetzt versuchen Sie mal, das Lied zu singen, ohne daß ich die Melodie mitspiele. Wenn Sie mal stolpern, brauchen Sie sich nicht zu kränken. Die wunderschöne Musik dieses Herrn hat's manchmal in sich, auch für geschulte Sänger.“

Daß das stimmte, merkte der Bursch, sobald er zu

singen begann. Das Klavier bot ihm nicht den geringsten Anhalt. In dem, was der Professor spielte, hüpfte und rann und murmelte der Bach, ohne sich um den Müllerburschen zu kümmern, der an seinem Ufer dahinwanderte und in das Wellenlied hinein sein hoffnungbewegtes Menschenlied sang. Aber Matthias hatte die Weise, die er zuvor zum erstenmal in seinem Leben gehört hatte, fest im Ohre behalten. Der Anblick der schwarzen Notenköpfe half ihm weiter, bei besonders schwierigen Uebergängen schlug auch der Klavierspieler einmal den entscheidenden Ton an. So brachte er das schwierige Lied glücklich zu Ende. Er mußte es gut gesungen haben, denn die auf dem Sofa klatschten lebhaft Beifall.

Der Professor aber hatte noch immer nicht genug Musik. Jetzt verfiel er auf ein gar wunderliches Stückchen. Er schlug einen einzelnen Ton an und sagte zu Moosdörfer: „Singen Sie auf diesen Ton ein a! Den Mund ordentlich öffnen dabei, vorher tief einatmen!“

Matthias sang.

„So! — Jetzt singen Sie von diesem Ton an die Tonleiter hinauf, so hoch es geht, recht ruhig. Ich werde Sie begleiten.“

Der Professor schlug Akkorde an, und Matthias sang die Tonleiter. Höher und höher stieg seine Stimme empor. Er selber meinte schon am Ende zu sein, aber die Begleitung hörte nicht auf. So versuchte er noch einen Ton, noch zwei, und siehe da, zu seiner eigenen Ueberraschung gelangen sie.

Dann sanken die begleitenden Akkorde mählich wieder zur Tiefe hinab, und Matthias folgte ihnen mit der Stimme. An dem Tone, von dem die Uebung ausgegangen war, ging's vorbei und noch acht, neun, zehn Tonstufen nach unten.

Auf einmal riß der Professor die Hände von den

Tasten zurück und sprang so heftig auf, daß seine grauen Locken wogten, als ginge ein Luftzug durch das Zimmer.

„Großartig!“ rief er. „Umfang, Stärke, Klangfarbe, Gehör — — Herr da Mara, in einem Jahr hab' ich ihn so weit, in einem Jahr!“

Der kleine, klapperige Herr in dem Londoner Anzug stand auf, kam mit kurzen Schritten an Matthias heran, der nicht wußte, was das alles bedeuten solle, musterte ihn noch einmal von oben bis unten durch sein Augenglas und fragte dann kurz: „Wollen Sie Opernsänger werden? — Ich lasse Sie ausbilden, auf meine Kosten.“

Der junge Mensch griff mit beiden Händen in die Luft, als versinke er in Wasser und hasche nach einem überhängenden Ast, an dem er sich festhalten könne.

„Opernsänger?!“ stammelte er. „Sie wollen mich ausbilden lassen? — Ja, wie . . . wie kommen S' denn dazu?“

Der Schwarze lächelte. „Das ist mein Geschäft. Ich bin nämlich Theateragent und Impresario. Natürlich würde ich mir für später gewisse Vorteile kontraktlich sicherstellen. Also wollen Sie oder wollen Sie nicht?“

Matthias war es, als drehe sich mit ihm alles im Kreise. Hilfesuchend sah er zu Frau Bothe hinüber, als wolle er in ihren Zügen lesen, ob man hier einen schlechten Scherz mit ihm treibe.

Die schöne Frau nickte und lächelte ihm ermutigend zu. Es war also doch wohl alles richtig.

„Ja, da . . . da muß ich wohl erst . . . erst meinen Vormund fragen,“ stammelte Matthias endlich.

Der Schwarze sah ihn höchst interessiert an. „Ihren Vormund? — Sie haben noch einen Vormund? — Wie alt sind Sie denn?“

„Dreiundzwanzig.“

„Desto besser, desto besser!“ Da Mara nickte höchlich

befriedigt. „Fragen Sie also. Und schicken Sie mir den Mann noch heute nachmittag her. Am Abend fahre ich zurück nach Berlin."

Er trat zu dem Gesangsprofessor, mit dem er halblaut eifrig zu reden begann. Auf Matthias kam nun Frau Kitty zu und drückte ihm beide Hände. Es war ein inniger, fester Druck, ihre schlanken, kühlen Finger schmiegten sich dabei wie liebkosend an die des jungen Mannes.

„Ich gratuliere von ganzem Herzen!" sagte sie mit ihrer wohllautenden, einschmeichelnden Stimme, die vielleicht mehr Macht über Moosdörfer hatte, als ihre sämtlichen übrigen Vorzüge zusammengenommen. „Sie sehen, es war für Sie zum Heil, daß Sie neulich im Stadtpark von der Ihnen ganz unbekannten Berlinerin so ohne Umstände angesprochen wurden. Uebrigens haben Sie eine Stimme, wie es keine zweite in der Welt geben wird, sobald Sie ein bißchen ausgebildet sind. Ich habe das sofort gehört, meinem Urteil aber nicht recht getraut. Jetzt, da sich der Professor so begeistert gezeigt hat, bin ich meiner Sache sicher. Wenn der lobt, kann man sich darauf verlassen. Er ist ein berühmter Grobian."

„Gnädige Frau . . ." begann Matthias stockend. Er wollte sich bei ihr bedanken. Aber der Anblick ihres weißen Gesichts mit den großen, so eigentümlich glänzenden Augen und den kirschroten, lächelnden Lippen machte ihn so verwirrt, daß der Faden seiner Rede abriß. Da er sich nicht anders zu helfen wußte, neigte er sich ein wenig ungeschickt über ihre Rechte, die noch immer in der seinen ruhte, und küßte sie.

Die schmale, weiße Hand antwortete mit einem kräftigen Druck auf Moosdörfers Finger, die sie umschlossen hielt, und zog sich dann langsam zurück, so langsam, als thäte ihr der Rückzug leid.

„Und nun gehen Sie, bester Herr Moosdörfer,“ sagte die schöne Frau. „Ihre Leute werden Sie erwarten. Auch soll ja Ihr Vormund möglichst bald kommen. Benutzen Sie also meinen Wagen, der noch unten stehen muß.“

Matthias verbeugte sich vor da Mara, ließ sich von Riedel-Steinfels die Hände fast zerdrücken und eine Menge Schmeichelhaftes sagen, das dem lebhaften Mann nur so von den Lippen sprudelte, dann war er auf einmal draußen auf dem Flur und taumelte die breite Treppe hinunter wie ein Trunkener oder ein Fieberkranker.

Nach Hause! — Nur nach Hause! — Seinen Lieben das Unerhörte erzählen, Pepi, Weinzierl, der alten Frau Meisterin!

Als wäre er's nicht anders gewohnt, sprang er in den vor dem Hotel haltenden Wagen, rief dem Kutscher zu, wohin er fahren sollte, und ließ sich in die Kissen des Sitzes fallen.

Frau Weinzierl und ihre beiden Töchter standen in der Werkstätte, in der die Männer eben die Arbeit aus der Hand gelegt hatten, um zum Essen zu gehen. Kubik hörte mit sauertöpfischer Miene zu, wie die anderen von der ausbündigen Ehre redeten, die Matthias zu teil geworden war. Er ärgerte sich offenbar zum Platzen.

Das Geräusch eines Wagens, der vor dem Hause hielt, ließ ihn aus dem Fenster blicken. Gleich darauf rief er höhnisch: „Die Ehr' is ihm aber in 'n Kopf g'stiegen oder in die Füß' g'fahren, dem Herrn Matthias. Da kommt er gar in einer Equipag'!“

Auch die anderen hatten gesehen, wer da draußen aus dem eleganten Gefährt sprang. Pepi schrie erschrocken auf, ihre Eltern sahen einander groß an, alle dachten an ein Unglück, das geschehen sein müsse.

Da flog die gewaltsam aufgestoßene Thür gegen die Wand, daß der Kalk leise rieselnd herabfiel. Auf der

Schwelle stand Matthias und stotterte mühsam die Worte hervor: „Pepi . . . Master . . . Theaterleut' waren dort. — Der eine hat g'sagt, i hätt' ein'n Tenor, wie's gar kein'n mehr giebt auf dere Welt . . . der andere will mi' ausbilden lassen . . . auf seine Kosten . . . Opernsänger soll i wer'n."

„Herrgott im Himmel!" — „So was!" — „Is's denn mögli'?" — „Dadrum also is die so freundli' g'wesen zum Matthias!"

Während die Familie in solchen wirr durcheinander klingenden Ausrufen ihrem Erstaunen Luft machte, drängte sich neben Matthias vorbei einer zur Thür hinaus und stieß den aufgeregten Burschen dabei unsanft an.

„Platz da, Herr Opernsänger!" knurrte Kubik giftig. „Essen will i geh'n! — I bin freili' nur ein ordinärer Schneiderg'sell, aber weg'n Euer Gnaden z' spat zum Essen kommen, das thu' i do' nit."

---

## Fünftes Kapitel.

Für die arme Pepi war die Alarmnachricht, mit der Matthias nach Hause gekommen war, ein untrügliches Zeichen, daß ihre schlimmsten Befürchtungen zur Wahrheit werden sollten. Sie, jene andere, wollte ihr ihren Liebsten also fortnehmen, fort nach Berlin!

Die Hauptstadt des Deutschen Reiches kam dem Grazer Bürgerkinde, das in seinem Leben noch nicht weiter von der Vaterstadt fort gewesen war als etwa bis nach Mariagrün, so weltenfern vor wie etwa Peking. Sie wußte ja wohl von ihrer Schulzeit her, daß Peking an hundertmal weiter von Graz lag als Berlin, aber das war bloß verstandesmäßiges Wissen. Für ihr Gefühl war das eine wie das andere gleich unerreichbar

fern. Wer dort war, war eben nicht mehr da. Dazu war mit dem Gedanken an Berlin die Vorstellung von etwas unendlich Großartigem, aber zugleich über alle Maßen Sündhaftem für ihre Phantasie verknüpft. Was erzählten die Zeitungen nicht für Greuel, die sich in dieser großen, großen Stadt zutrugen. Berlin war für Pepi Weinzierl der richtige Vorhof der Hölle.

Und da sollte ihr geliebter Matthias hin, in diesem Sündenpfuhl sollte er versinken . . . !

Im ersten Augenblick hatte das verzweifelte Mädchen einer leisen Hoffnung Raum gegeben, daß der Vater, der doch Matthias' Vormund war, das nicht zugeben würde. Diese Hoffnung zerflatterte aber vor den ersten Worten, die Meister Weinzierl zu der Sache äußerte.

Der wunderliche alte Herr hatte erst den Kopf geschüttelt über die Neuigkeit, heftig an seiner Brille gerückt, wieder den Kopf geschüttelt und dazwischen seinem Erstaunen in allerlei Ausrufen Luft gemacht. Dann hatte er aber auf einmal seinen Standpunkt zu der Sache gefunden.

Wieder sollte, wie einst durch Rosegger, das bespöttelte und gering geschätzte Handwerk der Schneiderei zu Ehren kommen, indem eine Größe aus ihm hervorging, vor der die Witzbolde kleinlaut schweigen mußten. Und aus seiner, des Meisters Joseph Weinzierl nächster Nähe, aus seiner Werkstatt sollte dem Stande dieses Heil kommen! Das alte Geschäft kam ja nun freilich in ganz fremde Hände, da Matthias ein Künstler wurde, aber das wurde doch zwanzigmal aufgewogen durch die Aussicht, daß ein ehemaliger Schneidergeselle vor Kaisern und Königen singen sollte. Der wunderliche Mann war so begeistert davon, daß es die größte Mühe kostete, ihn an den Eßtisch heranzukriegen, damit er sich stärke, bevor er sich anzog und Herrn da Mara im Hotel seinen Besuch machte.

Bei Tische sprach er natürlich immerzu von Matthias' glänzender Zukunft. Er las seine Zeitung jeden Morgen mit vieler Sorgfalt, und da er, abgesehen von seinen Schrullen, einen scharfen Verstand hatte, so hatte er sich aus der Zeitungsleserei ein ziemlich zutreffendes Bild von allen möglichen Dingen gemacht, von denen so leicht kein zweiter Handwerker in Graz etwas wissen mochte. Er wußte daher auch ganz genau, wie ein hervorragender Operntenor draußen in der Welt gefeiert wurde, wie ihm das Gold in Strömen zufloß, und die allerbeste Gesellschaft, bis hinauf in die nächste Nähe der gekrönten Häupter, nach der Ehre geizte, ihn bei ihren festlichen Veranstaltungen unter den Gästen zu haben.

Matthias hörte diesen farbenreichen Schilderungen seiner Zukunft träumerisch zu, ohne viel zu antworten. Erst als Karl, der wie immer am Tische des Lehrherrn mitaß, das Zimmer für eine kleine Weile verließ, that er den Mund auf. „Aber jetzt, Meister, wo i so weit fort soll, und für so lang, da wer'n S' do' nix mehr dagegen haben, daß die Pepi und i uns erst regelrecht verloben, nit wahr?“

Das junge Mädchen wäre dem Burschen am liebsten über den Tisch weg um den Hals gefallen vor Freude. Als sie aber die Antwort ihres Vaters hörte, ließ sie traurig das Köpfchen hängen.

Meister Weinzierl schüttelte nämlich das Roseggerhaupt sehr energisch und sagte: „Keine Spur! — Jetzt erst recht nit! — Ich glaub', die großen Künstler verloben sich überhaupt nit. Wenigstens liest man nie im Blattel, daß si' der und der berühmte Sänger oder Schauspieler verlobt hat. Die heiraten auf einmal, ohne daß früher a Mensch a Idee hat. — Und dann: Seid's ihr zwei am End' deswegen älter und g'scheiter, weil du jetzt nach Berlin gehst, Matthias? — Im Gegenteil! Du wenigstens

bist heut jünger als jemals. Denn früher warst d' ein Schneiderg'sell, die Lehrzeit hast hinter dir g'habt. Von heut an aber bist wieder ein Lehrbub' oder, wenn's dir feiner klingt, ein Student. Das schlagt's euch nur aus'm Kopf, Kinder! — Erst mußt deine Sach' ordentlich lernen, Matthias, und eine Stellung haben in der Welt, dann kannst ans Heirat'n denken."

Dieser Bescheid war nicht bloß dem jungen Paare äußerst unerwünscht, auch Frau Weinzierl und Marie suchten den Vater umzustimmen. Die junge Frau trat für sofortige öffentliche Verlobung der beiden besonders lebhaft ein. Es klang beinahe, als verfechte sie ihre eigene Sache.

Der Meister blieb aber mit zäher Hartnäckigkeit bei seinem Sinne. Er beendete das Gespräch bald, indem er sich vom Tische erhob. „I muß mi' jetzt anzieh'n," sagte er. „Soll halt der Kubik mit'm Karl allein anfangen, bis i z'ruckkomm', denn daß der Matthias heut keine Geduld zu der Arbeit haben wird, das is klar."

Er zwinkerte dabei so schlau hinter der Brille, daß Pepi und ihr Liebster sofort verstanden, was er meinte. Der Nachmittag sollte also ihnen gehören! Das war doch wenigstens etwas, ein kleiner Trost. Sie zogen sich auch rasch zurück und wanderten über den Hof in den Garten.

Frau Weinzierl folgte ihrem Gatten in das gemeinsame Schlafzimmer, um ihm bei seinem Anzug zu helfen. Dabei begann sie neuerdings von Matthias und Pepi zu reden.

„I versteh' di' nit, Vatter," sagte sie, während Weinzierl, der sich eben gewaschen hatte, sich prustend das Gesicht mit dem Handtuch bearbeitete. „Warum bist du so gegen die Verlobung? Denk do' an unser arm's Madel! Für d' Pepi wär's do' a rechter Trost, wann

s' wenigstens wüßt', daß s' seine richtige Braut is, jetzt, wo er fort muß."

Weinzierl schüttelte mit wehmütiger Miene das Haupt. „Der Trost kunnt' ihr später teuer z' stehn kommen. Wenn eine heimliche Verlobung z'rückgeht, giebt's wenigstens nit so viel Tratsch . . ."

Die alte Frau mußte sich an der Kante des Waschtisches festhalten, um nicht umzusinken vor Schrecken. „Vatter!" stieß sie entsetzt hervor. „An so was denkst du? Und da bist du no' selber dafür, daß er geht? Da haltst 'n nit z'ruck?"

Der Mann, der sich gerade den Kragen an das frische Hemd knöpfte, das er angezogen hatte, sah sie groß an. „Aber Mutter! Soll i mi' sein'm Glück in 'n Weg stell'n, wegen meiner Tochter? I bin do' sein Vormund. Da thät' i mi' doch gegen meine beschworene Pflicht vergehen."

Frau Weinzierl hörte aber nicht auf diesen Einwand. Sie bemühte sich vielmehr, sich selber die Möglichkeit auszureden, daß ihrem Kinde so Schlimmes bevorstehen könnte. „Nein, nein, nein!" sagte sie in ein wenig kläglichem Tone. „So is er nit, der Matthias! Solang er bloß ein Handwerksg'sell war, wär s' ihm gut g'nug g'wesen, d' Pepi, und jetzt'n auf amal nit? Da wär' er ja ein ganz schlechter, niederträchtiger Kerl!"

Der Mann sah sie mißbilligend an. „Wie ungerecht du bist, Mutter!" sagte er unzufrieden. „I sag' ja nit, daß die Sach' zurückgeh'n muß. Aber wann's so kommen thät', so dürften wir deswegen auf den Matthias nit schimpfen. Er is so jung! Wenn s' ihm draußen in der Welt den Kopf verdrehn, so muß er deswegen no' nit schlecht sein. Und dann vor allem anderen: die Pepi paßt ja heut gar nit mehr zu ihm. So leid mir's Madel thut, so muß i das sagen."

„So?“ antwortete die alte Frau aufgebracht. „Warum denn? — Weil er auf'm Theater singen wird? — Du thust ja grad, als wann er ein Baron oder ein Graf wer'n sollt', der Matthias.“

„Ein berühmter Künstler is mehr als a Graf!“ erwiderte Weinzierl weihevoll. „Er kann sich's sogar erlauben, ein einfach's Mädel z' heiraten und zu sagen: Die is jetzt meine Frau, und wem's nit paßt, der kann's bleiben lassen. Keiner wird si' auflehnen dagegen.“

„Na also!“ rief die Frau.

„Jawohl,“ bekräftigte der Meister seine Rede. „Aber dazu muß die Lieb' groß und echt sein. Ob's die vom Matthias is? — Jetzt'n is das Probejahr no' viel notwendiger als früher. Kommt er nach dem Jahr zu mir, wie er vor drei Tagen 'kommen is, so wer' i ihm mit Stolz und Freuden mei' Kind geben. Kommt er nit, so müssen wir uns mit dem Gedanken trösten, daß 's so viel besser is, als wann er die Pepi g'heirat't hätt', aus Pflicht und Schuldigkeit, weil er verlobt war mit ihr und sie der Rederei von die Leut' nit hat aussetzen wollen. Eine zurück'gangene Liebschaft is besser wie eine unglückliche Eh'.“

So sehr die ganze Sache der alten Frau wider das Gemüt ging, so fand sie gegen diese Rede ihres Gatten doch nichts Rechtes einzuwenden. Mit betrübter Miene leistete sie ihm den nötigen Beistand, bis er fix und fertig angekleidet vor ihr stand und in seinem schwarzen Rocke, den blankgebürsteten Cylinderhut auf dem Kopfe, das von Matthias geschenkte Pfefferrohr mit dem altsilbernen Knopf in der Hand, einen äußerst stattlichen und ansehnlichen Eindruck machte.

Der alte Mann reichte seiner treuen Lebensgefährtin, deren Kummer ihm sichtlich zu Herzen ging, die Hand.

„Kopf hoch, Mutter!“ sagte er tröstend. „An 'n

lieben Herrgotten muß m'r immer denken, und in so einer Sach', in der sein Finger so deutlich sichtbar is, erst recht. Wie er's fügt, so wird's kommen, um kein Haarl-Haar anders. Der Mensch aber muß grad darum seine Schuldigkeit thun, ohne sich 'n Kopf z' zerbrechen drüber, ob's ihm selber zum Schaden oder zum Nutzen ausgeht. — Und so mach' i mi' halt jetzt auf mein'n Gang. B'hüt di' Gott, Mutter! Und such die kleine Miezl auf. So ein herzig's Kinderg'sichterl is 's beste gegen unnütze Sorgen."

Festen Schrittes verließ der alte Mann das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

# Unsere Johanne.

**Eine Weihnachtsgeschichte für Hausfrauen. Von E. Eysell-Kilburger.**



Mit Illustrationen von Georg Schöbel.

(Nachdruck verboten.)

„Es wird doch nichts weiter übrig bleiben, als daß ich ihr zu Neujahr kündige. — Nein, rede nicht dazwischen, Viktor! Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß es nie gut thut, ein Mädchen länger als drei Jahre im Hause zu haben."

„Das sehe ich aber wirklich nicht ein," murmelte mein Gatte, „es giebt doch Dienstmädchen, die fünfundzwanzig Jahre und länger in einer Stellung sind, die sogar eine Verdienstmedaille für ihre Leistungen erhalten, und der Haushalt hat sich dabei ganz gut befunden. Du warst doch sonst zufrieden mit Johanne —"

„Das wohl — wenigstens früher. Aber in der letzten Zeit wird sie mir „zu — groß". Das kann so nicht weitergehen." Dabei schob ich meinen Mann, der auf dem Sofa saß und rauchte — er raucht leider immer — zur Seite, setzte mich neben ihn und begann, mit jenem schönen Fluß der Rede, der uns Frauen immer

zur Verfügung steht, wenn wir über unsere Dienstmädchen sprechen, ihm auseinanderzusetzen, wieso Johanne mir „zu groß“ geworden sei, und weshalb es rätlich erscheine,



mich von ihr zu trennen. Keine großen Sünden, bewahre! Aber diese ewigen Eigenmächtigkeiten, dieses Besserwissen, die Sucht, meine Anordnungen zu kritisieren, diese höchst unbequeme Fülle von Weisheit, dieses Räsonnieren, wenn sie die Thür hinter sich zugemacht hatte!

Ich konnte mir das unmöglich länger bieten lassen, denn Johanne war sozusagen mein Werk, mein Geschöpf. Vor etwas über zwei Jahren war sie zu mir nach Berlin gezogen, auf die Empfehlung eines befreundeten Landpfarrers hin — ein ungeschliffener Edelstein vom Lande. Ganz jung war sie freilich auch damals nicht mehr, dafür aber von einer rührenden Unbehilflichkeit und Unwissenheit in den alltäglichsten Dingen. Um sich überhaupt mit ihr zu verständigen, war es notwendig, meinen Vokabelschatz ungefähr auf die Hälfte zu reduzieren und nur mit dem gangbarsten Material zu arbeiten. Stanniol, Mondamin, Vanille, Sardellen, Sardinen — alles waren ihr unbekannte Begriffe. Sie kannte weder die Namen der Gewürze noch die Bezeichnungen der einzelnen Fleischteile des Rindes, Hammels oder Schweines, und wenn man es je einmal vergaß, auf diesen Bildungsmangel Rücksicht zu nehmen, schlankweg von Nelkenpfeffer und Lorbeerblättern zu sprechen ohne eine erläuternde Beschreibung wie: „das sind nämlich die grünen langen Blätter, die so stark riechen, da unten in dem Kästchen rechts" — so stand sie mit in die Seite gestemmten Armen und weit aufgerissenen Augen so jämmerlich hilflos da, als habe man griechisch mit ihr geredet.

Dieses Naturkind hatte ich nun inzwischen gebildet, erzogen. Mein Verdienst war es, daß das spröde Material allmählich geschmeidig wurde. Mit nimmermüder Geduld arbeitete ich an Johannens Ausbildung, langsam schliff ich eine kleine Ecke nach der anderen ab, bildete ich alle verborgenen edlen Fähigkeiten in ihr aus.

Und nach und nach verloren sich auch ihre Unmanieren. Die ständig in die Seite gestemmten Arme sanken anmutig herab, ihr heftiges Lufthole sänftigte sich zu einem ruhigen Atmen, sie nannte mich nicht mehr „Mo-

damme" und erwiderte nicht mehr auf jedes Geheiß mit einem zustimmenden „Schöneken".

Das war Johanne in ihrer besten Zeit. Aber der Drang nach Vervollkommnung, den ich geweckt, ließ sich nicht nach meinem Belieben eindämmen; er wuchs und wuchs, und mit ihm wuchs Johanne selbst mir über den Kopf.

So weit war es nun gekommen!

Ich hatte meinem Gatten viel zu erzählen. Die Worte flossen mir nur so von den Lippen. Ein kleiner Zug reihte sich an den anderen, bis schließlich das Bild eines ganz unerträglichen Geschöpfes plastisch dastand, das man unmöglich noch länger um sich dulden konnte.

„So mache wenigstens vor Weihnachten keine Scene, das wäre unangenehm, da auch Hans in die Ferien kommt," sagte mein Mann und stieß als Zeichen großer Gemütsbewegung verdoppelte Rauchwolken aus.

„Wie werde ich denn! Du hörst ja doch, daß ich von Neujahr spreche. Zu Neujahr wird ihr gekündigt, und zum ersten April zieht sie," erwiderte ich gereizt. Ach, ich war leider jetzt häufig gereizt, dahin hatte es der ewige kleine Aerger gebracht.

Neujahr also sollte gekündigt werden!

Aber es kam anders.

Es war am Tage vor Heiligabend, und wir steckten tief in den Festvorbereitungen. Johanne hatte wacker geschafft, aber ihre Laune war dabei so gallig wie möglich gewesen.

Heute abend sollte der Weihnachtsbaum geschmückt werden, wie jedes Jahr hatten wir ein paar gute Bekannte für diese Vorfeier eingeladen. Diese kleinen Gesellschaften hatten förmlich ihren Ruf, es pflegte dabei immer sehr munter herzugehen.

Eben war der Baum gebracht worden, ein Pracht-

exemplar, das mein Mann selbst ausgesucht hatte. Wir beide sahen ihn bewundernd an, aber in Johanne regte sich die Kritik: „Ne, das is aber auch was Rechtens — da oben sieht er ja aus, als wenn die Mäuse daran geknabbert hätten. — Was? Vier Mark hat der Herr Doktor für das Dings gegeben? Na, so was lebt nicht, den hätte ich für zweie gekauft. Und schief steht er auch."

„Johanne," verwies ich kühl, „wir freuen uns über den Baum, Sie werden wohl auch damit zufrieden sein können. Und wenn wir hier in die Mitte des Kreuzes ein Holzspänchen einschlagen, so wird er schon gerade stehen."

„Das is es ja eben, mit das Kreuz! Wie kann ein Baum auf so 'n einfaches Kreuz überhaupt feststehen? Unter 'nen Weihnachtsbaum gehört nun mal 'n anständiger Tisch mit grüne Oelfarbe gestrichen, und wenn man in 'nem christlichen Haushalt ist, so muß Moos auf dem Tisch sind und darauf die Krippe mit das Christkindlein, und mit Ochs und Esel. So gehört sich's. Das hier ist ja wie bei Heidenmenschen. Da merkt ja kein Mensch nich, daß Weihnachten ist."

Dies wurde mir denn doch zu viel. „Johanne," sagte ich, „Sie haben sich in letzter Zeit einen Ton angewöhnt, der mir nicht paßt. Ich möchte Sie doch bitten, Ihre Meinung für sich zu behalten und nicht beständig zu widersprechen."

„Na, da hört sich ja alles auf, das wär' ja noch besser, daß einem hier noch der Mund verboten würde! Ja, das glaube ich, Tag für Tag die Schinderei bis man nich mehr zappeln kann, und wenn eins dann mal 'n Wort mitsprechen will, dann is das man schon zu ville! I du mein Gott, da war das bei meinen Pastorsleuten doch anders — man merkt eben doch, was ein christlicher Haushalt is!"



Jn Johanne regte sich die Kritik. (S. 73)

Dieser Zweifel an unserer unbestreitbaren Christlichkeit war das Tröpfchen, das den Becher zum Ueberlaufen brachte. „Ich will Ihrem Glück nicht im Wege stehen, meinetwegen können Sie wieder auf Ihr Dorf zurückgehen,“ sagte ich. „Ich kündige Ihnen hiermit, und zu Ostern ziehen Sie.“

Eine kurze, schwüle Pause, in der ich mich nun doch geradezu wunderte, daß ich das, was ich so lange geplant, wirklich ausgeführt hatte.

Dann aber sagte Johanne unheimlich ruhig: „Na, wenn die Frau Doktor denn so sehr unzufrieden mit mir is, dann kann ich ja gleich gehen. Auf der Stelle ziehe ich dann.“

„Das habe ich nicht gesagt, Johanne — gerade jetzt vor Weihnachten.“

„Wenn die Frau Doktor so unzufrieden mit mir sind, daß Sie mir kündigen, so will ich gar kein Weihnachten. Nein, ich will nicht — das geht mir gegen die Ehre. Ich ziehe auf der Stelle.“

Durch meinen Kopf schwirrte es: die Abendgesellschaft — morgen die Ankunft unseres Jungen — allerlei Weihnachtsvorbereitungen — fünf Oefen täglich zu heizen, denn das Thermometer zeigte acht Grad unter Null! Wo einen Ersatz finden?

Aber mein Mund sprach kühl: „Wie Sie wollen, Sie müssen ja wissen, was Sie thun.“

Johanne zog wirklich. Aus ihrer Kammer wurde ein dumpfes Grollen hörbar, womit sie ihrem Herzen über die unwürdige Behandlung Luft machte, aber wie sie es gesagt, war sie in einer Stunde aus dem Hause. Nur ihren Koffer bat sie einstweilen da lassen zu dürfen, da sie nicht wisse, wohin damit.

In fliegender Eile brachte ich meine Wirtschaft in Stand und jagte dann zu einer Vermieterin. Schüchtern trat ich auf, ich hatte ja so wenig Erfahrung. Mein

Mädchen sei plötzlich krank geworden, und auf der Stelle suche ich einen Ersatz, log ich.

Die Vermieterin sah mir höhnisch ins Gesicht. „Ja, das sagen alle, wenn's einen Krach gegeben hat! Dann sind die Mä'chens immer krank geworden, das kennen wir schon. Ersatz? Jetzt ein Mädchen, drei Tage vor Weihnachten? Un womöglich noch was Ordentliches? Na, da kann die gnädige Frau ganz Berlin absuchen, die Mä'chens wachsen hier nich auf dem Asphalt."

„Ist gar nichts zu machen? Vielleicht eine Aushilfe? Eine Aufwärterin?" stotterte ich, mit einem instinktiven Griff nach meinem Portemonnaie.

„Na, eine Aufwärterin wäre vielleicht zu beschaffen, aber auch nur bis Neujahr, dann geht sie wieder in Dienst. Ich werde mal nach einer telephonieren. Bis um Viere haben Sie dann Nachricht."

Dankend verabschiedete ich mich.

Da klang es noch hinter mir her: „Na, nun geht die gnädige Frau natürlich jetzt zu einer anderen Vermieterin, weil hier nichts auf Lager is. Man kennt das schon von die Herrschaften: immer von einer zu die andere."

In der That machte ich es so, aber das Resultat war niederschmetternd. Ueberall höhnische Gesichter, überall der Hinweis: Aber jetzt vor Weihnachten, da wechselt doch niemand!"

Gegen drei Uhr kam ich abgehetzt nach Hause. „Lieber Mann, wir müssen im Restaurant essen, hier giebt es natürlich nichts."

Wohl der Frau, die einen guten Mann hat! Er schmollte nicht einmal, sondern tröstete mich sogar, und bei gutem Essen belebte sich meine Hoffnung wieder. „Man hört ja so viel von der Dienstbotennot, aber sage selbst, Viktor, ist dir je ein Fall vorgekommen, wo eine

Herrschaft dauernd ohne Dienstmädchen geblieben wäre? Nein, gewiß nicht. Geh du nur nach Hause und höre



aufs Telephon, ich will noch mal nach dem Gesindebureau gehen, von dem neulich gesprochen wurde, wo die Mädchen gleich zur Ansicht dasitzen."

„Na, da wird auch gerade etwas Vorzügliches dasitzen,“ brummte er nun doch.

„Pfui, du sprichst schon gerade wie eine Vermieterin und entmutigst mich noch ganz,“ rief ich und griff nach meinen Handschuhen.

Das große Vermietungsbureau war mir von einer Bekannten, die sich häufig in Dienstbotennöten befand, als eine Rettungsstation geschildert worden. Hier sollten Mädchen jeder Art in verblüffender Menge aufgereiht sitzen, Mädchen, die man sofort mit sich nehmen könne. „Der reine Sklavenmarkt!“ hatte die Dame lachend ihre Schilderung geschlossen.

„Dich begrüß' ich in Ehrfurcht, prangende Halle,
Säulengetragenes, herrliches Dach!“

Ein mächtiger, sehr hoher Raum, dessen Decke riesige Pfeiler stützten, an den Seiten lange Bänke und einzelne Stühle. Nahe beim Eingang ein Pult, an welchem zwei schwarzgekleidete Gentlemen in Ermangelung einer anderen Beschäftigung Zeitungen lasen. Wie Kurgäste in der Säulenhalle eines Brunnentempels promenierend eine Anzahl gelangweilte, in schwarze Gewänder mit weißen Samariterarmbinden gekleidete weibliche Gestalten: die Angestellten des Bureaus, welche die Vermietungen vermitteln. Von den „Sklavinnen“ aber, die immer hier harren sollten, nicht die Spur. Ich stammelte einer der Samariterinnen mein Anliegen.

„Ich verstehe, gnädige Frau — aber jetzt vor Weihnachten — Sie werden begreifen, daß das sehr, sehr schwierig ist. Die besseren Mädchen ziehen es vor, bis zu Neujahr zu warten, als daß sie eine Stellung annehmen, die gerade jetzt, so kurz vor dem Feste, frei geworden ist.“

Das war sehr höflich gesagt, aber die Spitze saß.

„So ist kein einziges Mädchen — —? Man sagte mir doch — —“ hauchte ich, tief gedemütigt.

„Eine ist allerdings hier, die mit ihrer Herrschaft Unglück gehabt hat, das arme Ding ist aber ganz verschüchtert“ — und mich um eine Säule herumführend, wies sie auf eine zusammengesunkene dunkle Gestalt, die dort einsam, wie auf einem Armsünderbänkchen dasaß. „Wenn gnädige Frau vielleicht —“

Da hob die Sünderin den Kopf, und unter einem verwegenen Veilchenhut, der ehemals der meine gewesen, erblickte ich ein von Thränen verquollenes und gerötetes Gesicht: Johanne!*)

Mich umwenden und das Weite suchen war eins. Als sei ich einer großen Gefahr, einer Schmach entgangen, atmete ich vor dem gotischen Portale auf.

Erst in der Pferdebahn kam ich so recht zum Bewußtsein. Welch eigentümlicher Zufall! Es scheint wirklich, als ob Johanne und ich die beiden einzigen, ganz unverträglichen Menschen in ganz Berlin seien.

Wie das Wurm dasaß: wie Gretchen in der Kirche. Fast könnte sie einen trotz all ihrer Niederträchtigkeit jammern. Wenn sie sich nur nicht so undankbar und abscheulich in der letzten Zeit benommen hätte, wie alle jene, denen es zu wohl wird. Was machten dagegen ihre paar guten Seiten aus, daß sie keine silbernen Löffel stahl und keine Liebschaften hatte! —

Zu Hause hieß es, sich in die Arbeit stürzen, den Tisch für zehn Personen decken und Karpfen kochen, in zwei Arten sogar, mein „polnischer Karpfen“ genoß förmlich eine Berühmtheit.

Dazu war das Thermometer von acht Grad unter Null auf zwölf gesunken, das Küchenfenster war dick ver-

---

*) Siehe das Titelbild.

eist, der Karpfen gefroren. Gern hätte ich den Herd geheizt, wenn ich es nur verstanden hätte, aber ich war nie in die Notwendigkeit gekommen und behalf mich auch jetzt lieber mit dem Gas.

Die antelephonierte Aufwärterin war natürlich nicht erschienen.

Nachher ging es dann recht munter zu. Der Karpfen war trefflich geglückt, und vielleicht lag noch ein besonderer Reiz darin, daß die Hausfrau selbst die Schüsseln herumreichte und die Teller wechselte. Beim Ausschmücken des Baumes gab es hellen Jubel: zwei junge Frauen hatten sich Lametta ums Haar gewunden; ein befreundeter Maler wirkte, mit blauer Küchenschürze angethan, ein paar große rote Glaskugeln über die Ohren gehängt, mit; ein Assessor saß da und bekleidete eine für das Portierskind bestimmte Puppe mit Batisthöschen und blauem Seidenkleid, und als mein Mann sich an den Flügel setzte und das „Stille Nacht, heilige Nacht“ spielte, klang es so erhebend, als wenn es in der Welt eitel Friede und gar keine Dienstbotenfrage gäbe.

Bis um Zwei in der Nacht dauerte der Zauber, es war wirklich außerordentlich hübsch gewesen.

Den Rest der Nacht aber floh mich der Schlaf. Meinen Nerven war doch etwas viel zugemutet worden. Wenn ich es bis zu einem leisen, unruhigen Halbschlaf brachte, so huschten Bilder durch mein Hirn, von dem, was anderen Tages — ach, und wer konnte wissen, wie viele anderen Tage vielleicht noch! — meiner warten würde: Stiefel, die zu putzen, Geschirr, das zu spülen, Essen, das gekocht, Oefen, die besorgt werden mußten.

Für die gestrige Aufwäsche und für das Heizen der Oefen war die Portiersfrau zu gewinnen gewesen, weitere Dienstleistungen hatte sie energisch abgelehnt: „Aber gnädige Frau — jetzt vor Weihnachten!“

Ich schaffte für drei. Früher war es mir doch nie zum Bewußtsein gekommen, welche Verwüstungen in den Stuben selbst eine so kleine Gesellschaft verursachte. Und überhaupt: solche Wirtschaft war doch kein Spaß, sie war ein kunstvoller Mechanismus, der sich aus tausend Kleinigkeiten zusammensetzte, wenn er richtig funktionieren sollte. Eigentlich hatte ich es bisher doch ziemlich bequem gehabt, Johanne hatte sich mehr, als ich es geschätzt, eingearbeitet. Fast gedachte ich ihrer mit Rührung, als ich begann, die Weihnachtsbescherung im Salon aufzubauen, und mir dabei die für sie bestimmten Geschenke in die Hand fielen, das dunkelgrüne Cheviotkleid, die Tischtücher und Bettbezüge, die den Stamm für ihre künftige Aussteuer bilden sollten. Ob sie nun schon eine Stellung gefunden hatte? Jammervoll war es doch anzusehen gewesen, wie sie so als einziges Objekt auf dem ganzen Sklavenmarkt dagesessen hatte.

Nun rückte auch unser Hans ein: „Muttchen, Muttchen, so habe ich mich noch nie auf die Ferien gefreut, nun mußt du aber auch immer für mich Zeit haben! Und ich habe einen riesigen Hunger."

Armer Junge! Dem riesigen Hunger, den er, beiläufig gesagt, stets hat, kann ja abgeholfen werden, aber Zeit haben, ich!

Schon hatte ich wieder meinen Hut aufgestülpt und den dicksten Schleier umgebunden, denn die Kälte von zwölf Grad dauerte an.

„Muttchen, wo willst du denn hin?"

„Ich muß mir ein Dienstmädchen suchen, Johanne ist nicht mehr hier, ich habe sie plötzlich wegschicken müssen."

Da fing der Junge bitterlich an zu weinen. „Aber Johanne gehört doch mal zu uns, ohne Johanne ist das ja gar kein richtiges Weihnachten — auf Johanne habe

ich mich am meisten gefreut, die macht mir immer die allerschönsten Stullen zurecht."

„Tröste dich nur, dafür speisest du heute mit Papa im Restaurant und darfst dir aussuchen, was du willst. Ich kann gar nicht bestimmen, wann ich zurückkomme."

Zu irgend einer Vermieterin wagte ich mich heute, am Heiligenabend, schon gar nicht mehr. Aber im „Lokalanzeiger" hatte ich die Anzeigen von drei stellensuchenden Wesen entdeckt, eine „Stütze", ein „Mädchen, das kocht", ein „Mädchen von außerhalb".

Eine Stütze! Das war vielleicht das, was der Himmel mir in seiner Güte nach den Leiden von gestern und heute als Ersatz beschieden hatte. Und noch dazu wurde diese von ihrer früheren Herrschaft empfohlen. Was machte es dagegen aus, daß sie im Nordosten am Landsberger Thore wohnte, ich im äußersten Westen in der Achenbachstraße. Ein doppeltes Billet der Stadtbahn und eine einfache Droschkenfahrt brachten mich an Ort und Stelle.

Wäre es nur nicht so bitter kalt gewesen! Ich fror bis auf die Knochen, mein Schleier war zu einer brettartig festen Masse erstarrt. Trotzdem zauberte ich das liebenswürdigste Lächeln auf mein Gesicht, als ich befangen die Klingel zog.

Ein weibliches Wesen, lang und bleich wie eine Lotosblume, öffnete mir die Thür, das heißt vorsichtig nur halb, und fragte nach meinem Begehr. Müde und wie mit Anstrengung träufelten die Worte von ihren Lippen. Als sie vernommen, was mich herführte, wuchs sie förmlich unter meinen Augen zu immer größerer Hoheit auf. Sie selbst war die Stellensuchende, jetzt aber natürlich längst Versagte. „Aber das Inserat stand ja schon heute früh im Lokalanzeiger und jetzt ist es" — sie zog eine kleine goldene Uhr aus dem Gürtel — „gegen halb Vier, da war doch nicht mehr darauf zu rechnen, daß ich frei

sein würde!“ Und nun kam — immer bei halb geöffneter Thür — die lässige Aufzählung ihrer Umwerbungen: sechs Postkarten, darunter zwei mit Rohrpost, seien eingelaufen, viermal sei telephonisch angefragt worden, drei Damen seien schon vor mir, lange vor mir selbstverständlich, hier gewesen, und für die dritte, eine Offizierswitwe, habe sie sich nach längerer Ueberlegung entschieden. Noch nicht ganz fest zwar, aber sie glaube doch, daß sie zusagen werde. Dann ein kleines Anziehen der Thür, das sinnig andeutete, daß die Audienz zu Ende sei.

Ich machte der Lotosblume meine schönste Verbeugung und versuchte eine Entschuldigung der Störung, die aber durch das zuschnappende Schloß abgeschnitten wurde.

Nun zu dem „Mädchen, das kocht“. Diese Perle befand sich in der Blücherstraße, und eine Pferdebahn und eine Elektrische waren nötig, sie zu erreichen. Aber o weh, meinen Augen bot sie sich nicht dar, da sie augenblicklich auf einem Vorstellungsgange war. Ein altes Weib, welches das Mädchen zu bemuttern schien, bedeutete mir aber, mir nur wenig Hoffnung machen zu können, „denn in Ihre Jegend, Madamm, will kein Mädchen, da jiebt's ja nich mal Pferdebahn“ — ein Wahn, den ich der Alten mit keinem logischen Grunde auszureden vermochte.

Bei dem „Mädchen von außerhalb“ wurde ich vor der Thür mit schnödem Hohn abgewiesen: „Is schon weg. Da hätte die Dame früher aufstehen müssen. Was 'n brauchbares Mädchen is, geht ab wie die warmen Semmeln.“

Ich erinnere mich nicht, mich jemals in einem Zustande ähnlicher Niedergeschlagenheit befunden zu haben, wie nach diesen Mißerfolgen. Meine Kniee zitterten, meine Nerven waren dermaßen herunter, daß ich nur

mit aller Mühe die Thränen zurückhielt. Alle die Arbeiten und kleinen Unbequemlichkeiten, die mir bevorstanden, vergrößerten sich ins Unberechenbare. Ich maß sie gegen meine Kräfte, und ich war sicher, daß diese dabei unterliegen müßten. Krank würde ich werden, so sehr ich mich auch dagegen sträuben würde — und dann mein Haushalt, mein guter, geduldiger Mann, mein armer Junge, der sich so auf die Ferien gefreut hat, und darauf, daß Mama immer Zeit für ihn haben würde!

Es begann schon zu dunkeln. Noch eine Stunde und überall würden die Weihnachtsbäume aufflammen — auch bei mir mußte es so sein, und ich war unterwegs in dem schrecklichen, dem demütigenden Suchen! Fürwahr, unter allen Weihnachtstragödien, die geschrieben worden waren, hatte man eine vergessen: den Weihnachtsabend ohne Dienstmädchen.

Alle Quellen waren erschöpft, es stand fest, ganz Berlin bot für mich keine einzige Magd.

Aber ich wollte mich nicht ergeben. Ob ich zum zweitenmal den Versuch mit dem berühmten Vermietungsbureau machte? Vielleicht hatte ich heute mehr Glück. Ganz aus der Luft gegriffen konnten doch die Schilderungen meiner Freundin nicht sein.

Der Gedanke belebte mich neu. Ich sprang aus der Pferdebahn und in eine andere, die nach der entgegengesetzten Richtung fuhr.

Und wieder betrat ich klopfenden Herzens die prangende Halle, und was ich sah, war so genau die Wiederholung des Gestrigen, daß ich mir wie eine Schlafwandelnde vorkam, die dasselbe doppelt erlebt. Wieder saßen die beiden schwarzen Gentlemen am Pult über die Zeitung gebeugt, wieder promenierten die Samariterinnen schwer gelangweilt in der Wandelbahn, wiederum waren die

Bänke ringsum leer, wie die Haushaltungskasse am Letzten des Monats.

Und war nicht auch das nur ein Reflex von gestern, jene zusammengesunkene Büßerinnengestalt auf dem Armesünderbänkchen, jenes gedunsene, jetzt aber fast blasse Gesicht unter dem wohlbekannten Veilchenhute?

Dieses Mal wandte ich mich nicht zur Flucht, der plötzliche Schreck ließ meine Füße auf den Steinfliesen des Bodens festkleben. Und nun erblickte Johanne mich. Einen Augenblick senkte sie wie in Scham den Kopf noch tiefer auf die Brust, dann schien es, als ob sie fliehen wolle.

Nun aber stand ich neben ihr: „Johanne!"

Da schüttelte es sie wie im Krampf, sie brach in ein lautes, fürchterliches, durch keine Berliner Kultur gemildertes Schluchzen aus: „Ach Frau Doktor, wer mir das zuvor gesagt hätte — verrückt, einfach verrückt bin ich gewesen, daß ich so — so gegen Frau Doktor gewesen bin. Und hier nun zu sitzen, als ob man ausgeboten werd' zum Kauf den lieben langen Nachmittag und keiner kommt. O Gott, o du lieber Gott im Himmel, ist das ein Heiligabend!"

„Johanne," sagte ich, und ich fühlte, wie auch bei mir die Stimme nur mühsam wie über einen Berg hervorkam, und die Thränen nur so in den Augen warteten, um herunterzutröpfeln, „Johanne, wir wollen vergessen sein lassen, was vorgekommen ist, und wollen versuchen, uns noch einmal zu vertragen. Wenn Sie das auch wollen, so können Sie gleich wieder mit mir kommen."

Da geschah etwas, was ich von dem spröden Landkinde, das sich die letzte Zeit über so garstig benommen hatte, am wenigsten erwartet hätte: sie haschte nach meiner Hand und preßte Kuß um Kuß darauf, und dabei kollerten ihr die Thränen noch immer über das Ge-

sicht: „Ach, wenn das die Frau Doktor wollten — das, das — —“

Förmlich im Triumph führte ich Johanne von dannen.



Doch als ich fast die Thür erreicht hatte, hörte ich die höflich-kühle Stimme des einen schwarzen Gentleman neben mir: „Gnädige Frau haben vergessen zu zahlen. Hier dem Mädchen drei Mark, sonst ist die Vermietung nicht rechtskräftig, und an unser Bureau für Vermittelung auch

drei Mark, Pardon, fünf Mark, da Sie über sechzig Thaler Lohn geben. Eine Mark hat uns dann noch das Fräulein zu entrichten.“

— — — — — — — — — — — —

War das ein Jubel, als wir zu Hause einrückten, ein Aufatmen der Erlösung, denn im ganzen sind wir doch alle so sehr Sklaven der Gewohnheit, daß wir froh sind, wenn alles im alten Geleise weitergeht.

Und die Freude meines Jungen, als er seine Johanne wieder hatte! Und wie sie sich sofort bewährte, indem sie ihm die allergrößten Stullen zurecht machte! Denn natürlich hatte er wieder Hunger, riesigen Hunger.

Wie unter den Händen einer gütigen Fee ordnete sich alles, was in der Wirtschaft im argen lag; nach einer halben Stunde war es, als sei Johanne niemals von uns fort gewesen.

Dann fingen die wundervollen Glocken der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche an zu läuten, die wir von unseren Fenstern aus so gut hören konnten, für mich das Signal, um das verschlossene Weihnachtszimmer zu öffnen und die Kerzen an der geschmähten Tanne zu entzünden. Vorher aber legte ich noch rasch Johannens Geschenke an ihren Platz. Und dann spielte mein Mann wieder „Stille Nacht, heilige Nacht“, und es war mir nun doch, als ob die Töne noch ganz anders weich und Frieden bringend unter seinen Fingern hervorquöllen als gestern.

---

Abermals sind drei Jahre vergangen, und Johanne ist noch immer in unserem Haushalt thätig. Jene Weihnachtsepisode ist mir und ihr eine Lehre gewesen: sie kennt keine unpassende Kritik und keinen Widerspruch

mehr, und auch ich habe mich immer mehr in Geduld geübt, wenn ich doch noch etwas an ihr auszusetzen finde.

Jenes Wort, daß ein Mädchen nicht länger als drei Jahre in einem Haushalt gut thue, ist durch Johanne zu Schanden geworden.



# Aus den Werkstätten der deutschen Elektrotechnik.

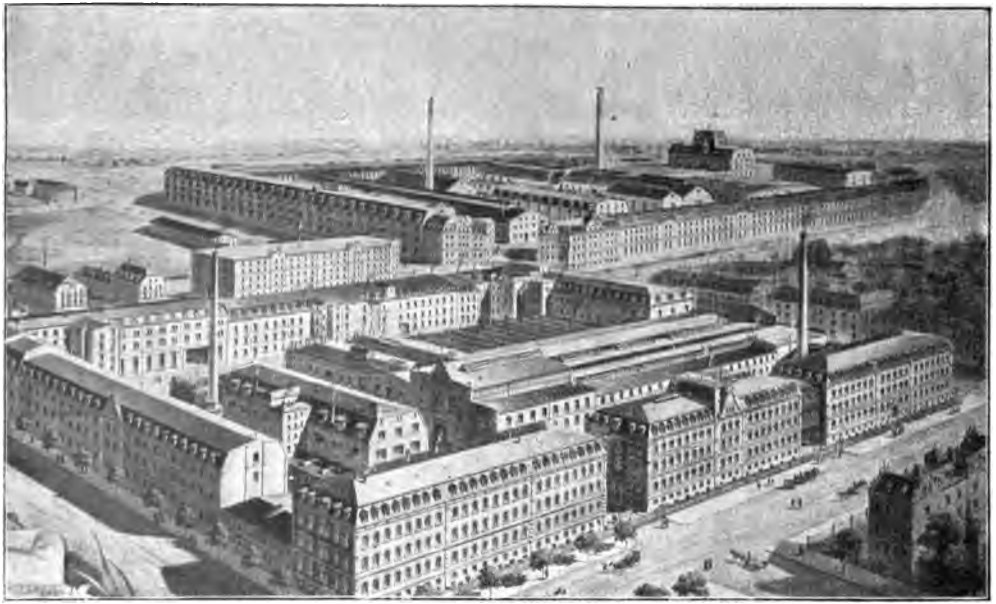
## Eine Umschau an der Jahrhundertwende.

Von Fr. Regensberg.

Mit 9 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Die gewaltigste technische Errungenschaft der neuesten Zeit stellen ohne Frage die Entdeckungen und Erfindungen dar, die der menschlichen Arbeit auf den verschiedensten Gebieten die elektrische Kraft dienstbar gemacht haben. Was das abgelaufene Jahrhundert auf dem Gebiet der Technik überhaupt geleistet hat, reicht unendlich weit über die Errungenschaften aller früheren Zeiten hinaus. Ihr Reich hat sich dann noch am Schlusse des Säkulums nach der angegebenen Richtung hin ausgedehnt, deren durch die Forschungsarbeit großer Geister vorbereitete Fortschritte dem ganzen Erwerbs- und Verkehrsleben einen neuen Stempel aufzudrücken im stande sind.

Die *Elektrotechnik* bringt uns noch immer Neues und Ueberraschendes im Bereiche des Verkehrs, der Industrie und der Gewerbe und nimmt das allgemeine Interesse in Anspruch. Sie ist ein ganz moderner Zweig der Technik, denn erst nachdem Werner v. Siemens im



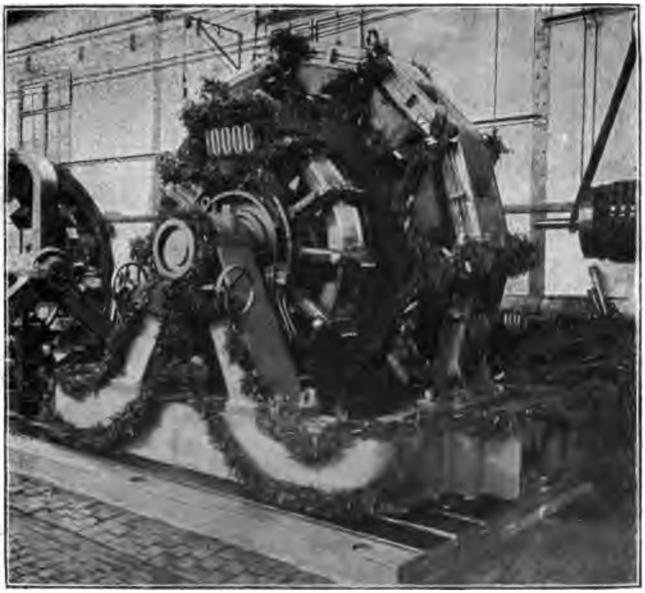
Die Nürnberger Fabrik der Elektrizitäts-Aktiengesellschaft vormals Schuckert & Co.

Jahre 1866 seine selbsterregende Dynamomaschine konstruiert hatte, die Gramme dann kurz hernach wesentlich verbesserte, ließ sich der elektrische Strom in solcher Menge und zu solchem Preise erzeugen, daß an eine Anwendung im großen gedacht werden konnte. Seitdem hat die Elektrotechnik einen erstaunlichen Aufschwung genommen, immer neue Gebiete sich erobernd, und es darf uns wohl mit Genugthuung erfüllen, daß auch auf diesem Gebiete die deutsche Technik und Ingenieurkunst in der vordersten Reihe stehen. Soeben erst haben sie auf der Pariser Weltausstellung einen Sieg davongetragen, der durch die Verleihung der hervorragendsten und zahlreichsten Auszeichnungen auch die offizielle Bestätigung fand.

Welche Emsigkeit auf diesem Gebiete während der letzten Jahre des 19. Jahrhunderts in den deutschen Werkstätten herrschte, lassen die kürzlich veröffentlichten Angaben eines bedeutenden englischen Fachblattes, des „Engineer", über die Entwickelung der elektrischen Industrie in Deutschland deutlich genug erkennen. Danach waren allein vom 1. März 1898 bis 1. März 1899 nicht weniger als 105 neue elektrische Anlagen entstanden. Um die Jahrhundertwende gab es in Deutschland 504 Elektrizitätswerke; die Anzahl der elektrischen Glühlampen, die 1894 erst eine halbe Million betrug, war inzwischen auf etwa fünf Millionen gestiegen, die der Bogenlampen von 12,500 auf 41,200. Es waren elektrische Motoren mit einer Gesamtleistungsfähigkeit von etwa 70,000 Pferdekräften in Betrieb.

Die seither auf elektrotechnischem Gebiete gemachten Fortschritte hat die Pariser Jahrhundertausstellung genugsam erkennen lassen, wenn sie auch der Vorführung und Lösung neuer großer Probleme entbehrte, wie sie vor allem seiner Zeit die elektrische Ausstellung in Frank-

furt a. M. bot. So fand auch die deutsche elektrische Industrie nicht Gelegenheit, in der Seinestadt ihre Leistungen in vollem Umfange zur Geltung zu bringen, aber sie hat doch, wie auch das Ausland anerkennen mußte, die großartigste und bedeutungsvollste Ausstellung dargeboten.



Dynamomaschine der Elektrizitäts-Aktiengesellschaft vormals Schuckert & Co., Nürnberg.

Obenan unter den Schöpfungen der elektrischen Industrie stehen die elektrischen Zentralstationen, die nicht allein Städte und kleinere Orte oder einzelne Fabrikanlagen, sondern auch bereits ausgedehnte Bezirke mit elektrischer Energie versorgen. Elektrizitätswerke besitzen gegenwärtig nicht nur alle Großstädte in Deutschland, sondern auch die meisten Mittelstädte und sogar schon viele kleinere Orte.

Die Elektrizitäts-Aktiengesellschaft vormals Schuckert & Co., Nürnberg, die im Verein mit der Berliner Allgemeinen Elektrizitäts-Gesell-



Polrad der Pariser Ausstellungs-Drehstrommaschine.

schaft, mit Siemens & Halske, der Gesellschaft Helios und anderen Firmen von Weltruf der deutschen Elektrotechnik zu ihrem Siege auf der Pariser Ausstellung verholfen hat, macht gerade den Bau von Elektrizitätswerken zu einer ihrer hauptsächlichsten Aufgaben. Sie hat für

die Ausstellung ein Werk herausgegeben, das nicht nur die Entwickelung dieser Weltfirma in interessanter Weise



Der grösste Scheinwerfer der Welt mit einem Spiegeldurchmesser von 2000 Millimeter.

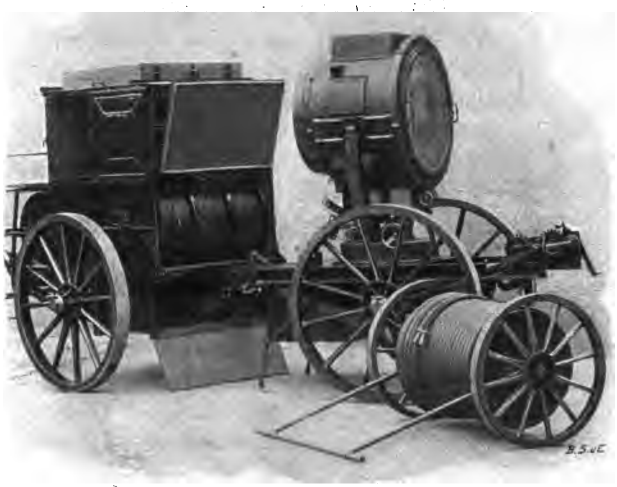
schildert, sondern auch über die Leistungen der gesamten Elektrotechnik eine Uebersicht gewährt. Es geht aus diesem Werke, dem die Abbildungen entlehnt sind, welche wir dem vorliegenden Aufsatze beigeben, hervor, daß die Ge-

sellschaft bisher im In- und Auslande 170 elektrische Zentralen und 70 Bahnen ausgeführt hat. Neben zahlreichen Zweigniederlassungen, technischen Bureaus und besonderen Vertretungen im In- und Auslande besitzt sie zwei großartige Etablissements in Nürnberg und Berlin. Das Nürnberger Werk liegt im Süden Nürnbergs an der Vorstadt Steinbühl und umfaßt gegenwärtig das „Alte Werk" in der Schloßäckerstraße und die drei „Neuen Werke" an der Landgraben- und Humboldtstraße. Das erstere enthält keine eigentlichen Fabrikationswerkstätten mehr, sondern ist zur Aufnahme der musterhaft organisierten Wohlfahrtseinrichtungen für die Angestellten der Gesellschaft umgebaut. Das Nürnberger Werk allein beschäftigt über 1100 Beamte und 7400 Arbeiter. Der Jahresumsatz der Gesellschaft beziffert sich auf 75 Millionen Mark. In enger Verbindung steht sie mit der 1895 gegründeten Kontinentalen Gesellschaft für elektrische Unternehmungen, die ihren Sitz gleichfalls in Nürnberg hat.

Hervorgegangen ist dies stolze Unternehmen, dessen Name jetzt in der ganzen Welt ehrenvoll bekannt ist, aus den denkbar bescheidensten Anfängen. Es war im Jahre 1873, als der Nürnberger Mechaniker Johann Sigmund Schuckert (geboren am 18. Oktober 1846, gestorben am 17. September 1895), von einem vierjährigen Aufenthalte in Amerika heimgekehrt, sich in seiner Vaterstadt eine kleine Werkstatt einrichtete, in der er sich, zunächst ganz ohne Gehilfen, mit Reparaturen von Nähmaschinen und mit der Herstellung von Vermessungsinstrumenten und Distanzmessern befaßte. In seinen Mußestunden beschäftigte sich der rastlos strebsame Mann eifrig mit dem Studium der Elektrizität, und dies brachte ihn auf den Gedanken, zur Erzeugung des damals in weiteren Kreisen kaum dem Namen nach bekannten elektrischen Lichtes Dynamomaschinen zu bauen. 1875 hatte er die

Freude, die erste Beleuchtungsanlage wiederum in seiner Vaterstadt in Gang zu setzen, die allgemeines Aufsehen erregte, und nun vergrößerte sich das Unternehmen von Jahr zu Jahr.

Schuckert verband sich später mit dem Leipziger Ma-



Transportwagen für einen elektrischen Scheinwerfer.

schinentechniker Alexander Wacker, der in der Folge die Organisation des geschäftlichen Teiles übernahm, während Schuckert selbst sich ausschließlich den technischen Aufgaben widmete. 1888 entschlossen sich die beiden Inhaber, dem Unternehmen die Form einer Kommanditgesellschaft (Schuckert & Co., Kommanditgesellschaft) zu geben, und 1892 wurde die jetzige Aktiengesellschaft gegründet, die am 1. April 1893 in die Rechte der Kommanditgesellschaft

eintrat. Um ihren Erzeugnissen auch außerhalb Deutschlands eine möglichst weite Verbreitung zu sichern, entstanden nach und nach die Oesterreichischen Schuckert-Werke in Wien, die Compagnie Générale d'Electricité de Creil in Paris, die British Schuckert Electric Co., Ltd. in London und die Russische Gesellschaft Schuckert & Co. in St. Petersburg.

Die Dynamomaschinen, mit deren Herstellung sich Schuckert — wie erwähnt — zunächst hauptsächlich befaßte, erfuhren durch ihn zahlreiche Verbesserungen. Die wichtigste darunter war, daß er den Grammeschen Ring durch den Flachring ersetzte. Im Sommer 1895 wurde bereits die 10,000ste dieser Maschinen (Leistung 500 Kilowatt, 750 Pferdestärken) in den Schuckert-Werken hergestellt. Gegenwärtig werden dort für verschiedene Werke Dynamos für 1600 Kilowatt (2200 Pferdestärken) gebaut. Unsere Abbildung auf S. 92 zeigt die Arbeiten an dem Polrad der in Paris ausgestellten Drehstrommaschine von 1000 Pferdestärken; zu ihrer Ausführung war auf das Polrad eine transportable Vertikalhobelmaschine aufgesetzt.

Als zweite Spezialität übernahm Schuckert seiner Zeit die Herstellung von Bogenlampen und zwar zunächst nur für Einzellicht, weil damals die Aufgabe, zwei oder mehrere Bogenlampen von einer einzigen Maschine aus zu speisen, noch nicht gelöst war. Die ersten Versuche dazu wurden in den Jahren 1879 und 1880 gemacht. Während aber die meisten Fachmänner diese Teilung des Lichtes nur mittels des Wechselstromes erreichen zu können glaubten, erkannte Schuckert mit dem ihm eigenen Scharfblick sofort, daß der Gleichstrom jenem bald das Feld streitig machen werde, und trat daher sofort energisch für dieses System ein. „Die Zeit wird lehren, ob meine Ansichten die richtigen sind,“ schrieb er in einem Fach-



Elektrische Bahn Palermo—La Rocca—Monreale.

blatte, und die Zeit hat in der That gelehrt, daß er recht hatte. Ein nicht minder sicheres Urteil legte er an den Tag, als er 1880 für Deutschland das alleinige Ausführungsrecht der Krizik-Lampe erwarb. Diese Erfindung ermöglichte eine gleichmäßige Bewegung durch magnetische Anziehung konischer Eisenkerne bei Gleichstrombogenlampen, sowie eine einfache Regulierung des Lichtbogens ohne Uhrwerk und stellt, durch Schuckert in eine vollendete Form gebracht, noch heute die einfachste und zuverlässigste der Bogenlampen dar.

Als er dann auf der Pariser Internationalen Elektrizitätsausstellung von 1881 erstmals die Edisonschen Glühlampen in der Praxis gesehen hatte, erkannte er sofort die epochemachende Bedeutung dieser Erfindung, welche erst eine weitgehende Teilung des Lichtes ermöglichte, so daß man die elektrische Beleuchtung nun auch in kleineren geschlossenen Räumen einführen konnte. Auch in dieser Beziehung ist Schuckert bahnbrechend vorgegangen. 1883 führte er bereits die Parallelschaltung von Glühlampen und paarweise verbundenen Bogenlampen allgemeiner durch und bereitete durch diese Schaltungsweise die gegenwärtige Verbreitung des elektrischen Lichtes vor.

Ein weiteres wichtiges Gebiet machte sich die Firma zu eigen durch die Herstellung elektrischer Scheinwerfer mit riesigen Lichtstärken für militärische und Marinezwecke: ein Feld, auf dem die Schuckert-Werke gegenwärtig unerreicht dastehen. Professor Munker in Nürnberg bot im Jahre 1886 Schuckert eine Erfindung an, theoretisch genaue gläserne Parabolspiegel aus einem Stück herzustellen. Beide konstruierten nun gemeinsam eine Schleifmaschine, mit der Parabolspiegel hergestellt wurden, die alle früheren Spiegelsysteme hinsichtlich der Ausnutzung der Lichtquelle und der Gleichrichtung der Lichtstrahlen bei weitem übertrafen, zumal noch weitere wichtige Neuerungen die



Elektrische Strassenbahn in Augsburg.

Leistungsfähigkeit und Verwendbarkeit der von den Schuckert-Werken hergestellten Scheinwerfer erhöhten.

Die Firma hat in Paris die größten Scheinwerfer der Welt zur Ausstellung gebracht. Einer davon befand sich auf dem Turm des deutschen Schiffahrtshauses. Der Durchmesser des Parabolspiegels beträgt 1500 Millimeter, und die Lichtstärke des austretenden Strahles bei einer normalen Stromstärke von 150 Ampère 180 Millionen Normalkerzen; er gleicht in seiner Größe und Konstruktion vollständig dem 1893 in Chicago vorgeführten, den damals die Regierung der Vereinigten Staaten für den Leuchtturm auf Sandy Hook erwarb.

Noch größer ist ein Scheinwerfer, der in der Heeres- und Marineausstellung zu Paris ausgestellt war. Mit einem Durchmesser von 2 Meter stellt er den mächtigsten Apparat dieser Art dar, der bis jetzt gebaut worden ist. Mit 200 Ampère brennend, entsendet dieser Scheinwerfer einen Strahl, der in größerer Entfernung vom Spiegel einer Lichtstärke von 316 Millionen Kerzen oder von 20 Millionen gewöhnlicher Glühlampen gleichkommt. Dem Bedürfnis nach transportablen Beleuchtungsquellen wurde durch Herstellung kompletter Beleuchtungswagen mit allen Einrichtungen zur Stromerzeugung und durch Transportwagen für Scheinwerfer entsprochen.

Auf der Münchener Elektrizitätsausstellung von 1882 bereits hatte Schuckert eine elektrische Kraftübertragung auf größere Entfernung (5 Kilometer) vorgeführt. Nun wurde bald der Nutzen und die Bedeutung der Elektromotoren allgemeiner anerkannt, die es ermöglichen, in einfachster Weise die elektrische Energie nach weit entfernten Verbrauchsstellen hinzuleiten, vorhandene Wasserkräfte auszunutzen und die vielen, bis dahin nötigen Kraftanlagen eines Werkes in einer Zentrale zu vereinigen. Da gleichzeitig auch die elektrische Beleuchtung mehr und mehr

in Aufnahme kam, so ergab sich von selbst das Bedürfnis nach städtischen Zentralanlagen. Was die Schuckert-Werke auf diesem Felde geleistet haben, weisen schon die oben



Elektrische Bahn St. Moritz im Engadin.

angegebenen Zahlen nach; sie haben aber auch hier wiederum verschiedene wesentliche Neuerungen und Fortschritte angebahnt, so zum Beispiel, indem sie den Akkumulatoren (erstmals beim Barmer Elektrizitätswerk) die gleiche Rolle zuteilen, wie sie den Gas- und Wasserreservoiren im Gas-

und Wasserwerksbetriebe zufällt. Ferner die Einführung der Doppelzellenschalter als Verbindungsglied zwischen Dynamomaschinen und Akkumulatoren und die Verwendung von blanken Kupferdrähten als Mittelleiter. Solange das elektrische Licht auf die Verkehrszentren der Städte beschränkt geblieben war, hatte sich die Anwendung des Gleichstromes nach dem Zwei- oder Dreileitersystem bestens bewährt. Als man aber das Beleuchtungsgebiet und die Leitungen von elektrischer Energie für motorische Zwecke immer weiter ausdehnen mußte, kam viel mehr der leicht zu transformierende Wechselstrom in Betracht; die erste Anlage unter Verwendung dieser Stromart wurde 1893 in Budapest gebaut.

Die erste elektrische Eisenbahn hatte bekanntlich die Firma Siemens & Halske schon im Jahre 1879 auf der Berliner Gewerbeausstellung in Thätigkeit gezeigt. In den folgenden Jahren wurden allerdings verschiedene derartige Industrie- und Personenbahnen hergestellt, von denen auch Schuckert zwei baute; im übrigen aber verhielt man sich in Deutschland ziemlich ablehnend gegenüber den elektrischen Bahnen. Erst nachdem diese in Nordamerika eine große Verbreitung erlangt hatten, entschloß man sich auch bei uns zur Nachfolge, und seit dem Beginn des letzten Jahrzehnts im 19. Jahrhundert ist auch in Deutschland die Einführung des elektrischen Betriebes bei Straßenbahnen eine allgemeinere geworden. Zunächst ersetzte man in den größeren Städten den Betrieb der Straßenbahnen mittels Pferden oder Dampf durch den elektrischen Betrieb, dann führten auch mittlere und kleine Orte das neue Betriebsmittel ein, und endlich ging man, namentlich in den dichtbevölkerten Industriebezirken, dazu über, auch benachbarte Orte durch elektrische Bahnen (die sogenannten Kleinbahnen) miteinander zu verbinden.

Von der Firma Schuckert wurden binnen sechs Jahren




Elektrischer Motorwagen der Christiania--Holmenkollen-Bahn.

890 Kilometer elektrischer Straßenbahnen mit 1200 Motorwagen in über 50 Städten des In- und Auslandes teils fertig gestellt, teils in Angriff genommen. Darunter, um nur einige namhaft zu machen, die Straßenbahnen Palermo—La Rocca—Monreale; Augsburg; St. Moritz im Engadin; Christiania—Holmenkollen (Norwegen) und endlich die kürzlich eröffnete eigenartige elektrische Hochbahn Barmen—Elberfeld—Vohwinkel, eine Schwebebahn nach dem System Langen.

Endlich hat die Firma auch noch eine ganze Reihe von elektrochemischen Werken hergestellt und dadurch zu dem großartigen Aufschwung der chemischen Industrie, die immer mehr den elektrischen Strom zur Darstellung ihrer Produkte benutzt, beigetragen.

Es wurde im vorstehenden vorwiegend Bezug genommen auf die Leistungen eines einzelnen elektrotechnischen Etablissements, mit dem aber eine ganze Reihe von ebenso bedeutenden oder noch im Emporstreben befindlichen Werken im In- und Auslande, zumal in Nordamerika und England, einen unablässigen scharfen Wettbewerb unterhält. Daher dürfte die Vorhersage wohl nicht zu gewagt sein, daß das 20. Jahrhundert noch mehr im Zeichen der Elektrizität stehen wird als der Schluß des 19. Jahrhunderts.

# Der liebe Neffe.

Novelle von A. Oskar Klaussmann.

1. 

Ein kleiner, weißhaariger Herr stieg die Treppe zum Bahnsteig des Berliner Wannsee-Bahnhofes empor.

„Ist das der Zug nach Zehlendorf?" fragte er einen Beamten.

„Da drüben auf dem rechten Geleis steht er," erwiderte dieser.

„Geht er bald ab?"

„In fünf Minuten, aber Sie können schon einsteigen."

Der alte Herr stieg in einen Wagen zweiter Klasse und legte den Sommerüberzieher, den er trotz des heißen Wetters über dem Arm trug, sorgfältig neben sich. Dann strich er sich einigemal durch seinen weißen Vollbart und blickte forschend eine ungefähr fünfundzwanzigjährige Dame an, die soeben zu ihm einstieg. Sie nahm ihm gegenüber Platz und reichte ihm die Hand.

„Guten Tag, Herr Rechtsanwalt."

„Ah, Fräulein Binder! Jetzt erkenne ich Sie erst. Wir fahren zusammen, haben wahrscheinlich dasselbe

Reiseziel. Ich will zu Ihrer Fräulein Tante nach Zehlendorf; sie hat mich heute zu Tische geladen. Sie sind wohl auch Gast?"

„Nein. Ich komme erst nachmittags zur Tante. Ich fahre jetzt nach meiner Wohnung in Friedenau."

„So, so, sind Sie denn nicht mehr in Berlin städtische Lehrerin?"

„Seit einem halben Jahre bin ich Lehrerin an der Gemeindeschule in Friedenau. Ich hatte heute nur etwas in der Stadt zu besorgen."

„Wir haben uns lange nicht gesehen, mein Fräulein," bemerkte Rechtsanwalt Horst. „Ich glaube, es ist ein halbes Jahr her. Ebenso lange habe ich Ihre Tante nicht gesprochen. Sie ist doch wohlauf?"

„Ich sah sie vorgestern, sie ist trotz ihrer achtundsechzig Jahre noch immer sehr munter und lebenslustig. Nur schien sie beunruhigt, weil seit drei Tagen kein Brief von Alfred angekommen war."

Rechtsanwalt Horst lächelte eigentümlich. „Ach ja, der liebe Neffe! Wo weilt denn augenblicklich dieser hoffnungsvolle junge Mann?"

„Er ist in Brüssel. Die Tante hat ihm das nötige Kapital gegeben, um dort ein Exportgeschäft zu errichten."

Der Rechtsanwalt nickte mehrmals mit dem Kopf. Da sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte, blickte er zum Fenster hinaus. Sein Gegenüber aber hatte die Empfindung, daß er sich absichtlich schweigend verhalte, um eine Bemerkung zu vermeiden, die ihm auf der Zunge schwebte.

„Warum wohnen Sie nicht bei Ihrer Tante?" fragte er plötzlich unvermittelt. „Von Zehlendorf nach Friedenau fährt man doch nur eine Viertelstunde. In der Villa des Fräulein Dietrich ist Platz genug, und die alte Dame sollte sich freuen, Gesellschaft im Hause zu haben."

„Die Tante hat mich niemals aufgefordert, zu ihr zu ziehen," versetzte die Lehrerin. „Ich kann mich ihr nicht aufdrängen. Bei der geringsten Andeutung meinerseits würde sie sofort glauben, ich verfolge bestimmte Absichten. Sie wissen ja, wie sie ist. Dazu kommt, daß sie nicht einmal meine richtige Tante, sondern nur die Base meines verstorbenen Vaters ist. Ich würde mich unfehlbar in dem Augenblicke bei ihr unmöglich machen, in dem sie glauben müßte, ich wolle irgend einen Vorteil von ihr haben. Nein, nein, ich will sie zur Freundin behalten, weil ich sonst ganz und gar vereinsamt in der Welt stünde. Die Tante hat mir übrigens schon gesagt, ich hätte niemals etwas von ihr zu erwarten, weil ihr Neffe Alfred Müller ihr Universalerbe sei."

„Sie haben ganz recht, mein liebes Fräulein," sagte der Rechtsanwalt und betrachtete mit Wohlgefallen das frische Gesicht der Lehrerin, dessen Reiz in einem Paar leuchtender dunkelbrauner Augen bestand. „Sie haben ganz recht, Fräulein Dietrich ist sehr mißtrauisch, das heißt in allen Dingen, die sich nicht auf den lieben Neffen beziehen."

Lina Binder seufzte ein bißchen. „Ja, ach ja! — Aber wir sind in Friedenau! Bitte, Herr Rechtsanwalt, grüßen Sie meine Tante. Gegen vier Uhr nachmittags bin ich dort."

„Adieu, Fräulein Binder, auf Wiedersehen!"

Wenige Augenblicke später fuhr der Zug weiter. Rechtsanwalt Horst lehnte sich in die Ecke zurück und ließ seine Gedanken in der Vergangenheit schweifen.

Vor dreiunddreißig Jahren war eine hübsche, wohlerhaltene Dame von etwa fünfunddreißig Jahren in sein Bureau gekommen und hatte seine Hilfe bei Abfassung eines Testamentes in Anspruch genommen. Die Dame war Fräulein Bertha Dietrich aus Zehlendorf. In ihrem

Testamente setzte sie zum Universalerben einen soeben geborenen Neffen Namens Alfred Müller ein. Horst hatte ihr damals abgeraten, ein solches Testament zu machen, weil sie noch zu jung dazu sei, aber Fräulein Dietrich hatte hartnäckig auf ihrer Absicht bestanden. Nachdem Horst mit der Dame und ihren Verhältnissen näher bekannt geworden war, erfuhr er, daß dieses Testament der Abschluß einer Herzenstragödie war. Die beiden Schwestern Dietrich, Emma und Bertha, blieben als vermögende, elternlose Waisen eines Grundbesitzers in Zehlendorf zurück. Zu jener Zeit war Emma achtundzwanzig, Bertha, die ältere, vierunddreißig Jahre alt. Damals kam ein Kaufmann Namens Müller in das Haus und machte anfangs beiden Schwestern den Hof. Eines Tages entschied er sich und nahm die jüngere. Die ältere aber hatte ihn geliebt und gehofft, er werde sie wählen. Jetzt traf sie die Enttäuschung furchtbar. Doch sie schwieg, kein Haß keimte in ihrem Herzen. Sie blieb freundlich und gütig gegen ihre Schwester und gegen den Mann, den sie ersehnt, und als die Schwester einen Sohn gebar, machte Bertha Dietrich ihn sofort zu ihrem Universalerben. Das Geschick wollte es, daß während der Cholerazeit in den sechziger Jahren Müller und seine Frau rasch hintereinander starben, und nun übernahm Bertha die Aufgabe, den zurückgebliebenen Knaben zu erziehen oder vielmehr, wie der Rechtsanwalt sagte, zu verziehen.

Bertha Dietrich sah in diesem Knaben den Vater, den sie einst hoffnungslos und ohne Erwiderung geliebt. Der Rechtsanwalt verstand ihre Gefühle, er war ein Menschenkenner. Aus dem Knaben war jetzt ein stattlicher Mann geworden. Viel hatte sich im Laufe der Zeit geändert, nur nicht die Liebe Berthas zu ihrem Neffen. Rechtsanwalt Horst hatte in der Zwischenzeit seine Gattin und seinen einzigen erwachsenen Sohn durch

den Tod verloren, hatte seine Praxis aufgegeben und sich zur Ruhe gesetzt. Nur wenn alte Bekannte von ihm Rat begehrten, war er noch zu haben. So wußte er, daß die heutige Einladung nach Zehlendorf nur geschehen war, weil Fräulein Dietrich seine Hilfe als Rechtsbeistand brauchte.

## 2.

In dem Berliner Vorort Zehlendorf reiht sich in einzelnen Straßen Villa an Villa, besonders in der vornehmen Königstraße.

In einer dieser Villen, an deren eisernem Gartenthor auf einer Messingplatte der Name „B. Dietrich" stand, saß am Erkerfenster des Erdgeschosses eine alte, aber noch rüstige Dame, die mit großer Aufmerksamkeit einen Brief las. Dieser Brief lautete:

„Brüssel, den 10. September 1889.

Meine innigst geliebte Tante!

Ich greife zur Feder wieder einmal mit dankerfülltem Herzen. Wenn ich nie Dank gegen Dich empfunden hätte — und der liebe Gott wird mich davor bewahren, jemals gegen Dich undankbar zu sein — so müßte ich es doch in diesem Augenblicke, wenn ich sehe, wie das, was ich allein Deiner Erziehung verdanke, mir zum Segen ausschlägt. Fleiß und Mäßigkeit, Energie und Nichtnachlassen in einem Unternehmen, das man begonnen hat, das alles hast Du mir beigebracht, und es trägt jetzt die herrlichsten Früchte. Das Geld, das Du so gütig warst, mir zur Verfügung zu stellen, ist nicht nur gut untergebracht, sondern ich kann sagen, es wird sich in Zukunft verdoppeln und verdreifachen. Das Exportgeschäft, das ich hier begründet habe, gedeiht von Tag zu Tag mehr, und neue Verbindungen mit Südamerika, die ich angeknüpft habe, lassen mich auf eine Zukunft hoffen, die geradezu glänzend

genannt werden kann. Ich sehne ihn herbei, den Tag, an dem ich vor Dich, meine geliebte Tante, treten kann und Dir sagen: Hier ist all das bare Geld zurück, das Du an mich verschwendet hast. Hier lege ich es mit einem Herzen voll heißen Dankes meinem geliebten Tantchen zu Füßen; nicht etwa in der Absicht, eine Schuld abzuzahlen, denn das ist unmöglich, und wenn ich tausend Jahre alt würde, sondern nur als ein Beweis, was Deine Liebe und Deine ausgezeichnete Erziehungsmethode aus der Waise gemacht haben. Aber nun muß ich schließen, geliebte Tante. Die Rührung überwältigt mich, wenn ich Deiner Wohlthaten gedenke. Ich wollte nichts anderes, als Dir Dank sagen, tausend Dank, ein Tausendstel von dem Dank, der heiß aus meinem Herzen quillt. Gott segne Dich und schenke Dir noch lange, lange Jahre. Gott erhalte Dich mir, denn Du bist der gute Engel meines Lebens.

Es grüßt Dich tausendmal Dein Dich zärtlich liebender Neffe Alfred Müller."

Die alte Dame nahm die Brille ab und wischte sich die Thränen aus den Augen. Dann sah sie mit glückseligem Gesicht hinaus auf den Blumengarten vor dem Hause, um dann nach einer Weile die Brille wieder aufzusetzen und den Brief noch einmal zu lesen.

Dies setzte sie eine ganze Weile so fort, und sie hätte sich von dieser angenehmen Beschäftigung wohl auch noch nicht so bald getrennt, wenn nicht an dem Gitterthor ein Besucher erschienen wäre. Dieser klingelte, ein Mädchen kam aus der Küche der Villa, um dem alten, weißhaarigen Herrn zu öffnen.

Einige Minuten später stand Rechtsanwalt Horst im Zimmer.

„Guten Tag, meine liebe Freundin," sagte er, „da bin ich, und hoffentlich bedeutet Ihre Einladung nur Gutes."

„Seien Sie willkommen, mein lieber Herr Rechtsanwalt," erklärte die alte Dame. „Nehmen Sie Platz, und gedulden Sie sich noch etwas mit dem Mittagessen. Ich weiß, Sie essen erst um halb Zwei, und ich habe deshalb das Mittagbrot für diese Stunde bestimmt. Meine Auguste hat zwar wieder stark gemault und wirtschaftet jetzt in der Küche herum wie ein Drache, weil wir zu ungewohnter Stunde essen, aber das macht nichts."

„Lassen Sie sie nur," entgegnete der Rechtsanwalt. „Es ist ein altes Möbel, aber eine treue Dienerin."

„Das ist sie und eine vortreffliche Köchin dazu. Aber man muß sich sehr viel von ihr gefallen lassen. Sie ist von einem Eigensinn, der über alle Begriffe geht, und ihre Taubheit wird auch immer größer."

„Ja, ja, wir werden alle alt," bestätigte der Rechtsanwalt. „Als ich vor dreiunddreißig Jahren zum erstenmal zu Ihnen hier herauskam, war Auguste noch ein sehr stattliches Mädchen. Ich kam damals zu Ihnen wegen des Testamentes und —"

„Gerade wegen dieses Testamentes wollte ich heute mit Ihnen sprechen. Ich möchte es neu machen. Ich will, wenn ich sterbe, meine Angelegenheiten in so geordnetem Zustande zurücklassen, daß nicht der mindeste Zweifel besteht, daß nicht das Gericht sich in meine und meines Neffen Angelegenheiten hineinmischen soll. Meine Verhältnisse haben sich verbessert. Als ich damals das Testament machte, besaß ich rund fünfzigtausend Mark; heute besitze ich mehr als das Dreifache. Die kleinen Grundstücke, die wir damals hier in Zehlendorf noch hatten, sind sehr im Preise gestiegen. Das Häuschen meiner Eltern hat sich in diese Villa verwandelt. Ich will, daß alles das spezifiziert wird, damit mein Neffe nicht die geringsten Schwierigkeiten hat."

„Ein neues Testament?" sagte der Rechtsanwalt nach-

denklich. „Nun, so gar nötig ist es nicht, aber schaden kann es auch nichts. Dabei möchte ich aber eine Frage an Sie richten. Ich bin Ihr Freund seit einem Menschenalter, und Eigennutz haben Sie wohl bei mir nie vorausgesetzt. Ich bin heute zufällig mit Ihrer Nichte Lina Binder gefahren. Sie läßt Sie grüßen und wird nachmittags um vier Uhr hier sein. Das bringt mich darauf, Sie zu fragen, ob Sie in dem neuen Testament nicht auch diese Nichte mit einem Vermächtnis bedenken wollen?"

Das Gesicht der alten Dame war während der Rede des Rechtsanwalts immer finsterer geworden. „Nein!" stieß sie fast heftig hervor. „Ich lasse mich nicht in meinen Entschlüssen wankend machen. Lina hat kein Recht auf mein Vermögen, und ich will meinen Neffen Alfred nicht berauben. Ihm gehört alles, was ich besitze, ihm allein. Sein Vater hat das Heiratsgut meiner Schwester durch unglückliche Zufälle verloren, und Alfred wäre mittellos, wenn er mich nicht hätte. Er soll mein Geld unverkürzt erhalten. Er weiß, daß er mein Universalerbe ist, ich habe es ihm tausendmal gesagt, und der gute, liebe Junge soll nicht enttäuscht werden, wenn ich einmal die Augen schließe. Es wäre grausam, es wäre unrecht. Lesen Sie einmal den Brief da. Muß einem dabei nicht das Herz höher schlagen? Vielleicht ist es Unrecht, daß ich den Herzenserguß des lieben Jungen Ihnen zeige, aber lesen Sie, lesen Sie, lieber Rechtsanwalt! Sie sind mir ein Freund zeit meines Lebens gewesen, und vor Ihnen habe ich keine Geheimnisse."

Die alte Dame reichte dem Rechtsanwalt den Brief Alfred Müllers und sagte dann: „Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich gehe hinaus, um nach dem Essen zu sehen. Wir machen ja miteinander keine Umstände."

Rechtsanwalt Horst setzte sich am Fenster zurecht, setzte den Kneifer auf die Nase und las den Brief. Auf

ihn schien aber der Inhalt des Schreibens einen ganz anderen Eindruck zu machen als auf die alte Dame. Er hüstelte, und ein ironischer Zug stellte sich in seinen Mundwinkeln ein. Als er mit dem Briefe fertig war, faltete er ihn zusammen und murmelte: „Der versteht's, das muß man ihm lassen. Schreibt der Kerl nicht wie ein Liebhaber an seine Braut? Aber das zieht bei der alten Dame, und Thorheit wäre es, wollte man ihr die Augen öffnen. Man würde sie nur um ihr bißchen Lebensglück bringen, und helfen thät's doch nichts."

Dann blickte der Rechtsanwalt hinüber nach dem großen Bilde an der Wand, das einen jungen Mann mit bartlosem Gesicht darstellte. Dieses Bild, nach einer kleineren Photographie vergrößert, war das Porträt Alfred Müllers. Das Gesicht war ohne Frage hübsch, aber für den Menschenkenner verriet es Falschheit und krassen Egoismus.

„Der Heuchler!" sagte Horst leise zu sich selbst. „Hier schreibt er, wie gut es ihm geht, und dabei scheint er gehörig in der Tinte zu sitzen. Ich möchte wetten, der Brief des Breslauer Geldmannes bezog sich auf irgend welche Wuchergeschäfte, die auf Grund der zukünftigen Erbschaft gemacht werden sollten."

Vor ungefähr sechs Wochen hatte Rechtsanwalt Horst nämlich von einem Breslauer Geldmann einen Brief erhalten, in dem sich jener Herr sehr genau nach dem Testament des Fräulein Dietrich erkundigte und wissen wollte, ob wirklich Alfred Müller der Universalerbe sei. Horst hatte kurz geantwortet, daß er sich nicht für befugt erachte, in solcher Angelegenheit einem Fremden Auskunft zu geben; aber er vermutete, daß Alfred auf die Erbschaft hin Geld borgen wollte. Allerdings, wie kam er nach Breslau? Das fragte sich Horst jetzt, nachdem er erfahren hatte, daß Alfred in Brüssel lebe. Indes die Thatsache

blieb bestehen, daß der Geldmann sich erkundigt hatte. Wahrscheinlich hatte er das sogar ohne Wissen Alfred Müllers gethan, und diesem wäre es gewiß nicht angenehm gewesen, hätte er gewußt, was der Rechtsanwalt von ihm dachte.

Die alte Dame kam wieder in das Zimmer und sagte mit leuchtenden Augen: „Schreibt er nicht herrlich? Welch ein lieber, guter, dankbarer Junge das ist! Welch edles Herz!"

„Er schreibt recht hübsch; man könnte fast glauben, er habe schriftstellerische Talente," versetzte Horst trocken.

Die alte Dame verstand die Ironie in den Worten des Rechtsanwalts nicht. „Ich habe nie daran gezweifelt," versetzte sie. „Es giebt nichts, was Alfred nicht anfangen könnte. Er hat eine so vielseitige Begabung, ist so geschickt in allem, was er anfaßt. Ich bin fest überzeugt, er würde auch ein berühmter Schriftsteller werden, wenn er wollte."

„Die reine Affenliebe!" dachte Horst, aber er hütete sich natürlich, seine Ansicht auszusprechen. Er empfand ein lebhaftes Unbehagen an dem ganzen Gespräch und sagte daher: „Wollen wir nicht ein wenig in den Garten gehen, liebe Freundin? Ich möchte sehen, wie Ihre Blumen sich entwickelt haben. Sie wissen, ich interessiere mich dafür."

Außer dem kleinen Vorgarten nach der Straße zu war hinter dem Hause noch ein großes Stück Gartenland. Beide traten durch die Hinterthür der Villa dort hinaus. Zwei riesige deutsche Doggen, die in der Nähe der Hinterthür an der Kette lagen, begrüßten den Rechtsanwalt mit wildem Gebell.

„Seid doch still, ihr dummen Kerle!" rief Horst und wollte auf die Hunde losgehen. Aber Bertha hielt ihn zurück.

„Ums Himmels willen nicht! Die Tiere lassen sich von niemand anfassen als von mir und Alfred. Ich mache sie abends immer selbst los, sie sind mein bester Schutz gegen Diebe und Einbrecher.“

„Man kann solche Hunde vergiften,“ warf der Rechtsanwalt ein.

„Sie werden abends gefüttert und nehmen von niemand Futter als von mir und Alfred. Und wenn sie selbst vergiftet würden, so habe ich noch eine vortreffliche Schutzvorrichtung, die mir Alfred selbst eingerichtet hat. Wenn ich abends in mein Schlafzimmer komme, so lege ich einen kleinen Hebel um und schalte dadurch einen elektrischen Lärmapparat ein. Wenn nachts eine der Hausthüren, ja überhaupt eine der Thüren von den Korridoren nach den Zimmern geöffnet wird, so klingelt es in meinem Schlafzimmer.“

„Und das hat Ihr Herr Neffe eingerichtet?“

„Ja, er versteht alles. Wenn es ein Fremder eingerichtet hätte, so hätte eben dieser um das Geheimnis gewußt; das wollte Alfred nicht. Der liebe Junge hat sich eigens mit Elektrotechnik beschäftigt, um mir diesen Sicherheitsapparat zu bauen.“

Immer und ewig dieser Alfred! Rechtsanwalt Horst wurde schon ganz ärgerlich, wenn er nur den Namen hörte. Sein Widerspruchsgeist regte sich.

„Liebe Freundin,“ sagte er, „was nützt Ihnen die ganze Geschichte? Wenn Sie nachts klingeln hören, was machen Sie dann? Sie kriechen unter Ihre Bettdecke und fürchten sich.“

„Hoho!“ entgegnete entrüstet die alte Dame. „Da kennen Sie mich nicht! In meinem Nachttisch liegt ein geladener Revolver, und mit dem würde ich, wenn es klingelte, sofort auf die Suche nach Dieben gehen.“

„Das würden Sie thun?“

„Ja, ich fürchte mich nicht. Alfred sagt immer: Tante, du bist mutiger als ein Mann, ich weiß, du fürchtest dich vor niemand. Der gute Junge! Er bewundert mich so. Aber in diesem Punkte hat er recht.“

Ein junges Mädchen kam, um zu melden, daß das Essen fertig sei.

„Ist das ein neues Dienstmädchen?“ fragte Horst.

„Ein Aushilfsmädchen. Sie ist tags über hier, weil Auguste schon etwas schwerfällig ist, aber nachts schläft sie außerhalb bei den Eltern, die in der Nähe wohnen.“

## 3.

„Ist Thormer zur Entlassung fertig?“ fragte der Direktor des Zuchthauses der schlesischen Stadt Sprottau.

„Er hat schon seine Zivilsachen an und ist eben an der Kasse, um sein Geld in Empfang zu nehmen,“ sagte in dienstlicher Haltung der Gefangenwärter.

„Lassen Sie Thormer dann noch einmal zu mir kommen. Ich will mit ihm sprechen, bevor er die Anstalt verläßt.“

Der Gefängniswärter ging, und eine Viertelstunde nachher meldete er den entlassenen Strafgefangenen Thormer beim Direktor an.

„Lassen Sie uns allein,“ befahl dieser und wendete sich dann zu dem großen und starken Mann, der verlegen und unbeholfen neben der Thür stand.

Dieser Mann hatte das aschgraue, bartlose Gesicht des Zuchthäuslers. Er trug einen langen blauen Rock, der ihm zu weit war, eine dunkle Hose und um den Hals ein dunkelblaues Tuch, unter dem ein grobes Hemd sichtbar wurde. Einen Filzhut hielt er in der Hand.

„Thormer,“ begann der Direktor, „Sie verlassen heute nach zwölf Jahren die Anstalt. Zwölf Lebensjahre haben Sie hier zugebracht; von Ihrem sechsunddreißigsten

bis zu Ihrem achtundvierzigsten Jahre. Heute thut sich vor Ihnen die Freiheit auf, und es wird von Ihnen abhängen, ob Sie draußen bleiben oder bald wieder hierher kommen. Was gedenken Sie anzufangen?"

„Ich möchte nach Amerika gehen, Herr Direktor."

„Haben Sie denn das Geld dazu?"

„Ich hoffe, es von Verwandten zu bekommen. Meine Schwester muß jetzt in ziemlich guten Verhältnissen sein. Sie ist verheiratet und hat eine kleine Bauernwirtschaft."

„Und weshalb wollen Sie nach Amerika?"

„Hier kann ich doch kein ehrlicher Mensch bleiben. Wer einmal im Zuchthaus gewesen ist, muß immer wieder hinein."

„Sie fürchten sich davor, ehemalige Genossen zu treffen?"

„Das nicht einmal, Herr Direktor. Aber ich habe zehn Jahre Polizeiaufsicht, und damit ist man ein verlorener Mensch. Wo ich auch versuchte, mich ehrlich zu ernähren, da käme die Polizei und erkundigte sich nach mir. Und man würde mich immer wieder entlassen."

„Wieviel Geld haben Sie an der Kasse bekommen?"

„Ich habe zweiundachtzig Mark herausgezahlt bekommen."

„Nun, damit kommen Sie wohl bis zu Ihrer Schwester. Ich meine auch, es ist ganz gut, wenn Sie nach Amerika gehen und dort ein neues Leben anfangen. Sie müssen aber vorher nach Ihrem Heimatsort und sich dort bei der Polizei melden. Ich muß Ihnen mitteilen, daß Ihre heutige Entlassung allgemein bekannt ist. Durch eine Indiskretion, der ich auf die Spur zu kommen hoffe, brachte schon gestern eine Breslauer Zeitung eine Notiz darüber."

Der Direktor ging nach seinem Schreibtisch, nahm eine Zeitung und las eine blauangestrichene Stelle vor. Dieselbe lautete:

„Morgen am 15. März wird aus dem Zuchthause zu Sprottau Gustav Thormer entlassen, nachdem er dort eine zwölfjährige Zuchthausstrafe abgebüßt hat. Aeltere Leser werden sich noch des Falles Thormer erinnern. Es handelte sich um einen großartigen Einbruch in ein Juweliergeschäft in Liegnitz. Dabei ist Thormer ergriffen worden, während es seinen Genossen gelang, zu entfliehen. Thormer hat seine Genossen nicht verraten. Es gelang den Einbrechern nur, verhältnismäßig wenig von dem geraubten Gut in Sicherheit zu bringen, und der Inhaber des Ladens ist vor größerem Schaden bewahrt geblieben."

Thormer hatte gleichgültig zugehört und sagte kein Wort.

„Sie sehen, man weiß draußen davon, daß Sie heute entlassen werden, und ich wollte Ihnen deshalb einige warnende Worte mit auf den Weg geben, Thormer. Sie haben sich während der zwölfjährigen Strafzeit gut geführt, Sie haben niemals Grund zur Klage gegeben. Wenn Sie vor das Thor des Zuchthauses kommen, werden Sie vielleicht von Ihren ehemaligen Genossen erwartet oder von anderen Leuten, die Sie von früher her kennen. Lassen Sie sich nicht umgarnen, lassen Sie sich nicht beeinflussen in ungünstigem Sinne. Lassen Sie sich nicht von der Freiheit betäuben wie von einem Rausch. Vergessen Sie nicht, was über Ihnen schwebt, Ihre Vorstrafen und Ihre Polizeiaufsicht. Ich rate Ihnen nochmals: gehen Sie wirklich und so schnell als möglich nach Amerika. Sollte es Ihnen durch Ihre Schwester nicht gelingen, so schreiben Sie an mich. Ich kann Ihnen dann vielleicht bei einer Dampfergesellschaft Ueberfahrt besorgen, wenn Sie Arbeiten an Bord verrichten wollen. Und nun gehen Sie, Thormer, und mögen Sie nie wieder hierher zurückkommen."

„Leben Sie wohl, Herr Direktor," versetzte der entlassene Zuchthäusler, „ich will an Ihre Worte denken."

Dann schritt er hinaus. Wenige Minuten später stand er außerhalb der Mauer vor dem gewaltigen Gebäude, das abseits von der Stadt liegt. Mit tiefen Atemzügen begrüßte er die Luft der Freiheit, die ihm ganz anders zu sein schien als die jenseits der Mauern.

Warum blieb er wie gebannt stehen? Warum getraute er sich nicht, weiterzugehen?

Er kam sich wie ein Kind vor in den neuen Verhältnissen. Zwölf Jahre hinter Kerkermauern, und nun in der Freiheit!

Zögernd machte Thormer einen Schritt vorwärts und blieb wieder stehen. Er mußte sich einen förmlichen Ruck geben, um vorwärts zu kommen und nach der Stadt zu den Weg einzuschlagen.

Er war ungefähr hundert Schritte über das Feld gegangen, als er einen elegant gekleideten Mann auf sich zukommen sah. Dieser war ungefähr dreißig Jahre alt und von hübscher Erscheinung. Er blieb, als er an Thormer herankam, stehen und fragte: „Ist das der Weg zum Zuchthaus?“

„Ja,“ versetzte Thormer.

Der Fremde betrachtete ihn prüfend und fuhr fort: „Kommen Sie von daher oder können Sie mir sagen, ob ein gewisser Thormer schon entlassen ist?“

„Ich bin der Thormer,“ sagte dieser und betrachtete mißtrauisch den eleganten Mann. Er konnte sich absolut nicht darauf besinnen, ihn jemals in seinem Leben gesehen zu haben.

„Es freut mich, daß ich Sie treffe,“ rief der Fremde. „Ich heiße Meixner, Albert Meixner, und bin Rentier. Ich habe in der Zeitung gelesen, daß Sie heute entlassen werden, und bin hierher gekommen, um mich Ihrer anzunehmen. Ich bin im Auftrage einer Anzahl von Menschenfreunden hier, denen Ihr Schicksal

Mitleid eingeflößt hat. Haben Sie in Sprottau zu thun?"

„Nein, ich kenne hier keinen Menschen."

„Kommen Sie mit mir nach Breslau. Dort wird sich leicht ein Unterkommen für Sie finden lassen. Wenn wir jetzt direkt zum Bahnhof gehen, können wir noch den nächsten Zug nach Breslau erreichen."

Thormer stand zögernd, dieser Antrag kam ihm zu unerwartet.

„Nun, kommen Sie nur!" drängte der andere. „Unsere Gesellschaft wirkt für das Wohl entlassener Strafgefangener, wir meinen es gut mit Ihnen. Sie können sich meiner Leitung ruhig anvertrauen. Also vorwärts nach dem Bahnhofe!"

Stumm schritt Thormer neben Meixner her. Träumte er oder wachte er? In den letzten Monaten hatte er oft nachts in der Zuchthauszelle von der Freiheit geträumt, in die er nun bald zurückkehren sollte. Immer aber waren es unangenehme Träume gewesen; er wurde gewöhnlich im Traume ergriffen und wieder ins Zuchthaus geschleppt. Und nun war die Freiheit gekommen und mit ihr anscheinend das Glück. Gab es wirklich so gute Leute, die sich des armen Zuchthäuslers annehmen wollten?

In der zwölfjährigen Haft war die Willenskraft Thormers fast völlig gebrochen worden. Er war gewöhnt, zu thun, was ihm befohlen wurde, und so ging er jetzt mechanisch neben seinem Wohlthäter her, setzte sich mit ihm in einen Eisenbahnwagen und fuhr nach Breslau.

Hier kam Thormer mit Meixner abends an. Letzterer brachte ihn mittels einer Droschke nach einem kleinen Gasthause in der Nikolaistraße. Er ließ sich ein Zimmer mit zwei Betten geben und befahl dann dem Kellner, ihm die Speisekarte zu bringen.

„Sie werden hungrig sein, Thormer," sagte er, „und

wir müssen essen und trinken, wir müssen Ihre Befreiung feiern. In ein Restaurant kann ich mit Ihnen in Ihrem gegenwärtigen Anzug nicht gehen. Ich werde morgen von dem Geld, das mir mitgegeben ist, einen anständigen Anzug für Sie kaufen. Und nun wollen wir essen und trinken, und ich hoffe, es wird Ihnen nach der Zuchthauskost nicht schlecht schmecken."

Eine halbe Stunde später befand sich Thormer in einem Zustand, den er seit Jahren nicht gekannt. Das erste Glas Wein, das er trank, machte ihn fast berauscht. Länger als zwölf Jahre war kein Tropfen Alkohol über seine Lippen gekommen, er aß so gut, wie noch nie vorher in seinem Leben; in seine Augen trat ein feuchter Glanz, und er fühlte, wie seine Willenskraft, die er vollständig erstorben glaubte, sich wieder regte. Er erzählte dem Wohlthäter, daß er von Beruf Kunstschlosser und bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahr ehrlich gewesen sei. Dann sei er einmal der Versuchung erlegen und habe einen Diebstahl mittels Nachschlüssels begangen. Er wurde entdeckt und mit Gefängnis bestraft. Als er herauskam, war er verloren. Er fand keine Stellung wieder, verbrecherische Genossen drängten sich an ihn, und er beging neue Verbrechen, die ihn schließlich ins Zuchthaus führten.

Meixner trank ihm zu und erheiterte ihn durch die Aussicht auf eine glückliche Zukunft. Und der entlassene Zuchthäusler trank, bis ihm das Bewußtsein schwand. —

Am nächsten Vormittag erwachte Thormer erst spät. Als er sich im Bett aufsetzte und im Zimmer umsah, war er allein, und er mußte sich erst eine ganze Zeitlang besinnen, wo er sei. Es befiel ihn etwas wie Schreck, als er bemerkte, daß sein Wohlthäter verschwunden war. Er dachte an die Rechnung, die von der Schwelgerei am Abend vorher zu bezahlen war. Aber kaum war er aufgestanden, so trat Meixner in das Zimmer.

„Nun, endlich munter?“ fragte er lachend. „Machen Sie sich nur zurecht, ich schicke Ihnen gleich den Kaffee herauf, und dann treffen Sie mich vor der Thür. Kommen Sie aber bald herunter.“

Wiederum zwei Stunden später war Thormer vollständig neu eingekleidet.

„Jetzt sehen Sie ganz anders aus,“ sagte Meixner; „nun kann man sich doch mit Ihnen auf der Straße zeigen.“

Das Herz des ehemaligen Zuchthäuslers war von tiefer Dankbarkeit gegen die Leute erfüllt, die sich in so außerordentlich liebenswürdiger Weise seiner annahmen.

„Wer sind die Herren, die mir diese Wohlthat erweisen?“ fragte er Meixner. „Ich möchte mich bei ihnen bedanken.“

„Nun, das werde ich schon besorgen,“ erklärte dieser. „Die Herren wünschen ungenannt zu bleiben.“

Dann führte er Thormer in ein Restaurant, um dort mit ihm zu frühstücken. Essen und Trinken schien die Hauptbeschäftigung zu sein, welche die unbekannten Menschenfreunde Thormer vorläufig auferlegen wollten. Der Tag verging sehr angenehm, und Thormer war eigentlich nie recht nüchtern. Er fühlte, wie seiner Willenskraft die Schwingen wuchsen, er war nicht nur fröhlich, sondern geradezu übermütig, und Meixner schien sich darüber sehr zu freuen. Er lachte überlaut, wenn jetzt auch Thormer lustig wurde. Der Tag endete notwendigerweise mit einem abermaligen Betrunkensein Thormers, der nur mit Hilfe Meixners sein Bett wieder finden konnte.

Und das ging so fort. Thormer lebte in den Tag hinein, er machte sich keine Sorgen um die Zukunft mehr, er war wie im Paradiese. Alles, was er erlebte, kam ihm wie ein Märchen vor. Wie neu war diese Welt für ihn; wie ein Kind kam er sich darin vor. Und wie ein Kind ließ er sich von seinem Wohlthäter gängeln.

„Es lebe die Gesellschaft der Menschenfreunde!“ dachte er. „Solange es ihnen recht ist, mich in dieser Weise zu erhalten, kann es mir auch recht sein.“

## 4.

Die Vorhallen der Berliner Bahnhöfe sind vortreffliche Plätze für das Zusammentreffen von Liebenden. Bei dem unablässigen, außerordentlich großen Verkehr fällt es nicht auf, wenn eine Person hier auf eine andere wartet, und die Leute, welche von den Bahnsteigen kommen oder nach den Bahnsteigen eilen, haben keine Zeit, sich lange nach irgend jemand umzusehen.

In der Halle des Anhalter Bahnhofs schritt schon seit einiger Zeit Lina Binder auf und ab und sah aufmerksam nach den drei großen Eingangsthüren. Ein ungefähr dreißigjähriger Mann kam endlich eilig durch eine der Thüren, und in Linas Augen leuchtete es auf, als sie ihn sah. Er machte den Eindruck eines Künstlers. Seine Kleidung war elegant und modisch.

„Guten Tag, Lina,“ flüsterte der junge Mann; „entschuldige nur, daß ich nicht früher kam, aber ich hatte noch eine Abhaltung.“

„Ich weiß es, Martin,“ entgegnete die junge Lehrerin. „Du bist nicht Herr deiner Zeit.“

„Wir hatten hier in der Nähe eine Aufnahme, und es hat länger gedauert, als ich glaubte.“

Das Liebespaar verließ den Bahnhof und ging langsam die nächste Straße nach dem Hafenplatz hinunter.

„Ich bringe dir auch keine guten Nachrichten,“ fuhr Martin fort. „Es ist aus der Sache nichts geworden. Die Leute wollen erst noch weitere Experimente abwarten, und dann soll ich wieder kommen. Es ist das alte Lied, das alte Leid; die Leute gehen an eine neue Sache nicht gern heran.“

„Dann müssen wir eben warten," sagte Lina und suchte möglichst ruhig auszusehen.

„Ich weiß, mein liebes, liebes Kind, daß du geduldig bist, und Geduld ist ja eine Tugend der Frauen. Aber was soll daraus werden? Du bist fünfundzwanzig, ich bin dreißig Jahre alt; wie lange sollen wir noch warten, bis wir uns heiraten können?"

Lina lächelte. „Wir warten ja auf das Glück, und da wird das Warten nicht langweilig. Ihr Männer seid immer so eilig und könnt den Erfolg nicht abwarten. Es wird sich schon irgend etwas finden. Um mich brauchst du keine Sorge zu haben; ich habe mein Auskommen als Lehrerin, und von meiner Seite liegt gar kein Grund vor, dich zu drängen."

„Das weiß ich alles. Aber diese fortwährenden Fehlschläge bringen mich zur Verzweiflung! Ich habe ja meine gute Stellung, aber es langt nicht für uns beide, und heiraten wir, dann mußt du doch deine Stellung als Lehrerin aufgeben. Ach, Lina, es ist qualvoll! Meine Erfindung, mein neues photographisches Verfahren, könnte unser Glück machen, es handelt sich nur darum, es einzuführen, aber dazu gehört Geld. Niemand will es mir geben, und wenn ich noch lange mit der Ausführung warte, dann kommt vielleicht ein anderer darauf. Solche Sachen liegen gleichsam in der Luft, und gewöhnlich entdecken mehrere Leute gleichzeitig Neuerungen auf technischem Gebiete."

„Du hast doch aber dein Patent," sagte Lina, „und es kann dir doch niemand deine Idee wegnehmen."

„Dieses Patent ist nun schon ein Jahr alt. Wenn ich es in den nächsten zwei Jahren nicht zur Verwendung bringe, dann ist es verfallen. Wie glücklich war ich, als ich dir damals mitteilen konnte, daß das Patent auf meine Erfindung bewilligt sei! Damals glaubte ich, die

Welt gehöre mir, und ich stünde unmittelbar vor der Eingangspforte zu Glück und Reichtum. Und nun diese Enttäuschungen!"

„Diese Enttäuschungen bleiben keinem Erfinder erspart, lieber Martin."

Der junge Mann schwieg und ging langsam neben Lina her. „Ich habe eine Idee, über die ich schon längst mit dir sprechen wollte," begann er dann zögernd, „aber ich habe es immer wieder aufgeschoben, weil ich glaubte, mir anderweitig helfen zu können. Was meinst du, wenn ich mich an deine Tante in Zehlendorf um Geld wendete?"

„Ums Himmel willen, thu das nicht," rief Lina. „Du kennst meine Tante nicht, sonst würdest du nicht glauben, daß sie auf so etwas je eingeht. Sie ist furchtbar mißtrauisch, alle geschäftlichen Angelegenheiten überläßt sie ihrem Rechtsanwalt Horst."

„Vielleicht könnte ich mich an diesen Herrn wenden," meinte Martin. „Wenn er deiner Tante vorstellt, daß ich ein anständiger und ehrlicher Mensch bin, und daß wirklich mit meinem neuen Verfahren ein gutes Geschäft zu machen ist, läßt sie sich vielleicht bestimmen. Liebe Lina, es handelt sich um unser Glück."

„Ich möchte unsere Herzensangelegenheiten nicht vor den Rechtsanwalt gebracht haben," versetzte Lina. „Es weiß bis jetzt niemand etwas von unseren Beziehungen und —"

„Aber irgend etwas muß geschehen!" rief Martin heftig. „Einmal muß deine Tante ja so wie so erfahren, daß wir verlobt sind, und da sie dir nichts giebt, ist ja kein Grund zur Heimlichkeit vorhanden. Ich werde ihr sagen, ich hätte ihr ein Geschäft vorzuschlagen, bei dem ich als Sachverständigen den Rechtsanwalt Horst haben möchte. Vielleicht geht sie doch darauf ein."

Lina schien eine Zeitlang mit sich zu kämpfen, dann erwiderte sie: „Du hast recht, Martin. Einen Versuch könnte man immerhin machen, und ich will kein Hindernis sein. Meinetwegen geh also zur Tante, aber ich sage dir voraus, du wirst keinen Erfolg haben."

„Wann kann ich sie am besten sprechen?"

„Morgen vormittag, morgen ist ja Sonntag. Von zehn Uhr ab ist sie ganz sicher zu sprechen."

— — — — — — — — — — — —

„Martin Seiffert" las Fräulein Bertha Dietrich auf der Visitenkarte, die am Sonntag vormittag das junge Dienstmädchen ihr brachte.

„Was will der Herr?" fragte die alte Dame.

„Er will Sie sprechen in einer Familienangelegenheit."

Die alte Dame machte ein etwas erstauntes Gesicht, sagte aber dann: „Führe den Herrn in den Salon."

„Sie wünschen mich in Familienangelegenheiten zu sprechen?" fragte sie den jungen Mann bei seinem Eintritt.

„Allerdings in Familienangelegenheiten," versetzte dieser. „Ich komme wegen Ihrer Nichte, Fräulein Lina Binder."

„Ich hoffe, es ist ihr kein Unglück passiert."

„Nein, ganz und gar nicht, wenn Sie nicht meine Anwesenheit selbst als eine Unannehmlichkeit oder ein Unglück betrachten wollen. Ich komme nämlich zu Ihnen, um Sie um die Hand Ihrer Fräulein Nichte zu bitten. Wir lieben uns schon lange und möchten uns heiraten."

„Ei, davon weiß ich ja noch kein Wort. Wie ist denn das so plötzlich gekommen? Wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Martin Seiffert schien zu glauben, daß er einen günstigen Eindruck gemacht habe. Er fuhr daher fort: „Die Sache ist nicht so neu. Ich bin Photograph, Operateur

in dem großen Geschäft von Wagner in Berlin. Vor ungefähr anderthalb Jahren kam Ihre Nichte zu uns, um sich photographieren zu lassen. Auf diese Weise bin ich mit ihr bekannt geworden. Da ich bei meiner Mutter, die als verwitwete Amtsgerichtsrätin in Friedenau lebt, wohne, so fahre ich täglich zwischen Friedenau und Berlin hin und her, und solange Lina noch in Berlin Lehrerin war, kamen wir auch täglich zusammen. So sind wir näher miteinander bekannt geworden und schon seit dreiviertel Jahren heimlich verlobt."

„Das ist ja reizend," sagte die alte Dame, der alle Liebesgeschichten sehr interessant waren. „Und wann soll nun die Hochzeit sein?"

Martin Seiffert machte ein etwas verlegenes Gesicht. „Möglichst bald," sagte er. „Ich will mich nämlich etablieren. Ich habe eine neue Erfindung gemacht, und wenn ich die eingeführt habe, was gar nicht lange dauern wird, dann bin ich sehr wohl in der Lage, zu heiraten."

„Dann kann sich ja Lina freuen. Sie verdient es wirklich. Sie ist ein herzensgutes, liebes Mädchen, fleißig und arbeitsam. Der Mann, der sie heiratet, macht sein Glück."

„Ich darf also wohl hoffen, daß Sie nichts gegen die Heirat haben?" sagte Martin, der nun das Gespräch auf die Hauptsache bringen wollte.

„Ich?" fragte erstaunt Fräulein Dietrich. „Nein, ganz und gar nicht! Ich habe ja auch so wie so nichts zu sagen. Lina ist heiratsmündig und von mir unabhängig."

„Meine Braut hängt aber sehr an Ihnen, gnädiges Fräulein. Sie würde keinen solchen Schritt ohne Ihre Erlaubnis thun, und deshalb bin ich zu Ihnen gekommen."

„Das ist sehr liebenswürdig von Lina und sieht ihr ähnlich. Ich bedaure nur, daß sie nicht gleich mitgekommen

ist, Sie hätten dann zusammen bei mir zum Mittagessen bleiben können."

„Das wäre nicht gut gegangen," versetzte Martin, „denn ich habe nachmittags im Atelier Dienst. Sie wird sich aber sehr freuen, wenn sie erfährt, daß Sie nichts gegen unsere Verbindung haben."

Nach dieser letzten Bemerkung entstand eine Pause. Martin wurde rot und suchte nach einer Einleitung für die Geschäftsangelegenheit. Endlich leuchtete es in seinem Gesicht auf. „Würden Sie gestatten, gnädiges Fräulein," sagte er, „daß ich einmal zu Herrn Rechtsanwalt Horst ginge, um ihm meine Erfindung vorzulegen?"

„Ja, was soll ich da gestatten? Thun Sie es nur, wenn Sie es wollen. Aber ich weiß nicht, ob der Rechtsanwalt etwas von Photographie versteht."

„Ich meine nur, der Herr Rechtsanwalt könnte vielleicht die Sache prüfen lassen durch einen Fachmann, und wenn der Herr Rechtsanwalt überzeugt wäre, daß meine Erfindung viel wert ist, so könnte er Ihnen bestätigen, daß Sie ein gutes Geschäft machen würden, wenn Sie sich bei meinem Unternehmen beteiligen würden."

Nun war es glücklich heraus. Martin Seiffert war ordentlich stolz darauf, wie hübsch und elegant er der alten Dame die Sache beigebracht hatte. Als er aber aufsah, bemerkte er eine eigentümliche Veränderung in dem Gesicht des alten Fräuleins. Das liebenswürdige Lächeln war vollständig verschwunden.

Die alte Dame erhob sich und sagte sehr kühl: „Sie können sich den Weg zu dem Rechtsanwalt Horst ersparen. Ich beteilige mich nicht an Geschäften. Ich habe kein Geld. Alles, was ich besitze, gehört meinem Neffen. Solange er lebt, habe ich mir gewissermaßen nur die Nutznießung dieses Geldes vorbehalten. Ich würde es für ein Verbrechen gegen meinen lieben Neffen halten,

wenn ich sein Geld in Geschäfte stecken wollte, von denen ich nichts verstehe. Wenn Ihre Erfindung gut ist, dann werden sich schon Fachleute finden, die sich daran beteiligen. Etwas Gutes bricht sich immer Bahn. Ich bedaure, Ihnen nicht dienen zu können. Bitte, grüßen Sie Lina und sagen Sie ihr nur, sie solle sich bald wieder einmal bei mir sehen lassen."

Martin Seiffert konnte nicht anders, er mußte sich empfehlen. Ehe er noch recht wußte, wie ihm geschehen war, stand er auf der Straße vor der Villa und ging mit gesenktem Haupte nach dem Bahnhof, um nach Berlin zurückzufahren.

Lina hatte recht gehabt. Es war ein neuer und völliger Fehlschlag.

5.

Acht Tage waren verflossen. In Saus und Braus hatten Thormer und Albert Meixner gelebt, es war wirklich ein Zustand, in dem man gar nicht zur Besinnung kommen konnte. Thormer dachte weder an die Zukunft, noch an die Vergangenheit, er genoß nur und lebte. Der Mann, der ihn begönnerte, war unterdes sein Duzbruder geworden. Nur einmal hatte er mit Thormer über dessen vor zwölf Jahren begangenes Verbrechen gesprochen.

„Sag einmal, Thormer," fragte er ihn, „warum hast du damals deine Genossen nicht verraten?"

„Weil ich ein anständiger Kerl bin," versetzte Thormer nicht ohne Selbstbewußtsein. „Einen Genossen verrat' ich nicht. Was habe ich denn davon? Vielleicht ein halbes Jahr Zuchthaus weniger, und dafür habe ich andere Leute unglücklich gemacht. Nein, wenn ich das Unglück habe, allein gefaßt zu werden, so sollen meine Freunde nicht mit leiden. Lieber beiß' ich mir die Zunge ab, als daß ich jemand verrate, der mein Freund ist."

Albert Meixner war von dieser Rede seines Duzbruders

so gerührt, daß er ihm die Hand drückte und sagte, er wäre ein braver Kerl, ein Mensch, vor dem man Respekt haben müsse.

Nach zehntägigem Aufenthalt in Breslau fand Meixner es plötzlich geraten, nach Berlin zu gehen. Noch einmal bekam Thormer Gewissensbisse. Er erinnerte sich daran, daß er sich bei der Polizeibehörde seines Heimatortes nach der Entlassung aus dem Zuchthaus zu melden hatte, denn er stand unter Polizeiaufsicht. Aber Meixner sagte, die Sache sei jetzt doch schon verfahren, und er würde bestraft werden, weil er sich nicht innerhalb drei Tagen gemeldet habe. Es sei das beste, er ginge sofort nach Amerika.

Thormer meinte, er würde einen Paß dazu brauchen. Aber auch darüber beruhigte ihn Meixner. Ein Paß sei eine Kleinigkeit, den besorge er ihm jederzeit in Berlin. Da gebe es Leute genug, die ihren Paß für ein Zehnmarkstück verkauften. Das glaubte Thormer, und er fuhr also mit seinem Freunde nach Berlin. Hier nahmen die beiden sonderbaren Genossen Quartier in einem kleinen Gasthof im Osten der Stadt in der Nähe des Schlesischen Bahnhofes. Da Berlin noch mehr Vergnügungen bietet als Breslau, so wurde hier drei Tage lang noch toller gelebt als bisher. Es fiel Thormer nicht einmal auf, daß Meixner ihn kleine Auslagen machen ließ. Das war schon in Breslau geschehen. Wenn aber Thormer Geld ausgelegt hatte, so hatte ihm das Meixner bisher stets zurückgegeben, und so war Thormer leichtsinnig genug, in Berlin die zweiundachtzig Mark, die er aus dem Zuchthause mitbekommen hatte, bis auf einen kleinen Rest aufzubrauchen.

Man hatte sich bisher bei den Vergnügungen immer nur im Osten der Stadt aufgehalten. Meixner sagte, er habe seine Gründe, nicht nach dem Zentrum und besonders

nicht nach dem Westen zu gehen; er habe dort Verwandte, welche nicht zu wissen brauchten, daß er in Berlin sei.

Als am vierten Morgen des Berliner Aufenthaltes Thormer mit einem schweren Katzenjammer erwachte, mit einem Kopf, so dumpf, daß er kaum einen vernünftigen Gedanken fassen konnte, sah er Meixner schon am Tische sitzen und schreiben.

„Zieh dich nur an,“ sagte Meixner, „ich habe mit dir eine ernsthafte Sache zu besprechen.“

„Was giebt es denn?“ fragte Thormer mürrisch, denn er hätte gern noch geschlafen.

„Mein lieber Freund,“ versetzte Meixner, „ich muß dir sagen, wir sind mit unserem Gelde fertig. Und damit du die ganze Wahrheit erfährst: es war mein eigenes, das heißt von mir unterschlagenes Geld. Ich bin in Köln Schreiber bei einem Rechtsanwalt gewesen und habe dort dreitausend Mark „gerollt“. Den Rest davon haben wir zusammen verjuxt. Siehst du, ich bin so ein gutmütiges Schaf, ich habe mir gesagt: wenn das Geld mir Segen bringen soll, dann soll auch jemand etwas davon haben, der sich wirklich über das freut, was man ihm verschafft. Da las ich in einer Breslauer Zeitung, daß du aus dem Zuchthaus kämst. Ich dachte mir: das ist mein Mann! Jemand, der zwölf Jahre im Zuchthaus gesessen hat, dem macht es hundertfachen Spaß, sich einmal ordentlich zu amüsieren. So habe ich dich denn abgeholt, und um dir eine Freude zu machen, haben wir gelebt wie die Vögel im Hanfsamen. Nun ist es aus.“

Thormer sah seinen Freund zuerst sprachlos und entsetzt an. Dann lachte er. „Du bist mir ein schöner Hecht! Aber immerhin, ich habe mich so gut amüsiert wie noch nie in meinem Leben. Was machen wir aber jetzt?“

„Wir können zweierlei machen,“ fuhr Meixner fort, indem er an Thormer herantrat und seine Stimme bis

zum Flüstern dämpfte; „wir können zum Wirt gehen und ihm sagen, daß wir kein Geld haben. Dann wird er uns natürlich als Zechpreller der Polizei übergeben, ich werde eingesteckt und dich, lieber Junge, werden sie als Hehler und Begünstiger ebenfalls dabehalten. Du hast auch noch Strafe zu gewärtigen, weil du dich nicht zur Polizeiaufsicht gemeldet hast. So liegt die Sache, wenn wir dumm sind. Wenn wir aber klug sind, steht es anders. Dann besorgen wir uns Geld und gehen direkt hinunter nach Italien und von Italien aus nach Amerika. So dumm sind wir nicht, daß wir über Bremen oder Hamburg gehen, wo sie uns gleich abfassen können."

„Woher aber das Geld nehmen?" fragte Thormer.

„Ich kenne einen „Handel", der furchtbar leicht ist. Es ist in einem Berliner Vorort eine Villa, in der wohnt eine alte, siebzigjährige Dame mit einem stocktauben Dienstmädchen und einem jungen Ding, das aber nur tags über da ist und nachts außer dem Hause schläft. Die Alte hat zwei große Hunde, die nachts frei im Garten herumlaufen. Im Erdgeschoß der Villa liegt die Wohn- und die Schlafstube. In der Wohnstube steht ein ganz gewöhnlicher Schrank, in dem sich eine Kassette mit Geld befindet. Ein paar tausend Mark sind immer darin. Ihr großes Geld hat die Alte auf der Bank. Ich kenne ein Mittel, um jeden Hund zu beruhigen und zum Schweigen zu bringen. Schränkzeug habe ich auch."

Damit ging Meixner an seinen Koffer, schloß ihn auf, machte eine Art Doppelboden auf und zeigte Thormer eine Anzahl von Dietrichen, sowie ein starkes Brecheisen und verschiedene andere Instrumente, die zum Oeffnen von Schlössern dienen konnten. Thormer lächelte verständnisinnig. „Du bist also auch Schränker*)?" sagte er.

*) Einbrecher.

„Nein, Schränker bin ich nicht. Deshalb möchte ich mit dir die Sache machen. Aber ich kenne die Gelegenheit. Ich habe nämlich dort im Hause einmal eine Zeitlang täglich zu thun gehabt. Ich kenne jedes Schloß und finde mich im Finstern zurecht. Wenn du mein Partner sein willst, Thormer, dann fährst du hinaus und siehst dir die Sache an. Ich kann mich draußen nicht zeigen, man kennt mich. Deshalb muß ich mich auch im Hintergrunde halten. Aber ich weiß sicher, daß wir mindestens drei- bis viertausend Mark bekommen."

„Ist die Alte ängstlich?" fragte Thormer. „Bleibt sie ruhig in ihrem Schlafzimmer oder schlägt sie Lärm und kommt sie heraus?"

„Sie kommt wahrscheinlich," antwortete Meixner, „aber wenn du ihr eins auf den Kopf giebst, dann fällt sie um. Die Frau ist steinalt und schon mit einem Fuß im Grabe."

Thormer machte ein bedenkliches Gesicht. „Pfui Teufel!" sagte er. „Einbruch mit Vor-den-Kopf-hauen kostet lebenslänglich."

„Na, thu nicht so zimperlich," meinte Meixner; „du kriegst doch so wie so lebenslänglich. Was hast du noch zu riskieren?"

„Hast recht, hol mich der Teufel, ich gehe nicht wieder ins Kittchen, jetzt, nachdem ich das Leben genossen habe. Nein, ich will noch weiter was vom Leben haben. Himmeldonnerwetter, warum soll denn unsereiner bloß immer hinter den eisernen Gardinen sitzen? Aber wie steht's hier mit unserer Zeche?"

„Daran habe ich auch schon gedacht. Während du in Zehlendorf bist, werde ich hier meine goldene Uhr versetzen. Mit dem Gelde bezahle ich hier unsere Zeche, und nachmittags sagen wir dem Wirt, wir wollten abreisen. Wir bringen unsere Koffer auf den Bahnhof, fahren dann abends nach Zehlendorf, und wenn wir in

der Nacht gegen Morgen zurückkommen und der Handel geglückt ist, dann fahren wir davon. Es wäre der Teufel, wenn sie uns kriegten."

„Die Sache ist trotzdem sehr riskiert," sagte Thormer; „ich habe nicht gern einen Handel, wenn ich nicht vorher selber auch im Inneren des Hauses baldowert*) habe. Wann bist du das letzte Mal dort gewesen?"

„Vor einem halben Jahre, bevor ich nach Köln ging. Eine Veränderung im Hause ist unterdes nicht vorgefallen, besonders nicht, was die innere Einrichtung anbelangt, denn die Alte läßt nichts machen."

„Und die Hunde?" fragte Thormer.

„Die Hunde nehme ich auf mich. Ich bringe sie beiseite und schließe sie ein. Ich sage dir, sie geben keinen Mucks von sich."

„Na, denn man zu!" sagte Thormer. „Dann wollen wir die Sache handeln."

Das würdige Paar zählte darauf noch das restierende Geld zusammen, und es stellte sich heraus, daß sie noch acht Mark hatten. Das Geld bekam Thormer, damit er nach Zehlendorf hinausfahre und sich die Villa, die ihm Meixner angab, von außen ansehe. Nachmittags um drei Uhr wollte man sich wieder im Gasthof treffen.

Thormer verzehrte sein Frühstück und ging davon. Als er eine Stunde fort war, klingelte Meixner nach der Rechnung und bezahlte dieselbe mit einem Hundertmarkschein.

— — — — — — — — — — — —

Es war gegen ein Uhr nachts, als sich Meixner und Thormer der Villa des Fräulein Dietrich vom freien Feld her näherten. Nach dieser Seite zu war der Garten durch eine hohe Mauer abgeschlossen. Die beiden großen Hunde schlugen an, als sich die Männer der Mauer näherten.

*) Ausgekundschaftet.

Thormer blieb stehen und flüsterte: „Die Hunde werden uns verraten. Sie machen zu viel Lärm."

„Das hört gleich auf," versetzte Meixner. „Hilf mir nur die Mauer hinauf."

Er schwang sich mit Thormers Hilfe auf die Mauer und pfiff leise den Hunden. Die Tiere, welche zuerst wütend auf ihn zusprangen, wurden plötzlich still. Meixner rief ihnen leise einige Worte zu, und sie fingen an, freudig zu winseln. Meixner sprang nun in den Garten hinunter, streichelte die Tiere und gab ihnen Schmeichelnamen. Und die Tiere folgten ihm willig bis zum Gartenhäuschen, in dem er sie einschloß, nachdem er ihnen vorher befohlen hatte, sich niederzulegen.

Die Tiere rührten sich nicht vom Fleck. Meixner überzeugte sich noch, daß auch die Fenster des achteckigen, kleinen Pavillons geschlossen waren, und holte dann Thormer.

„Du verstehst es wirklich, Hunde ruhig zu machen," sagte dieser bewundernd. „Man sollte glauben, sie kennten dich."

„Davon ist keine Rede," versetzte Meixner fast ärgerlich. „Ich weiß nur, wie man mit Hunden umgeht. Und nun gieb mir die Hand, ich will dich bis an die Hinterthür des Hauses führen."

Die Hinterthür der Villa war erreicht, ohne daß Geräusch entstanden wäre. Thormer war ein geübter Einbrecher. Bereits der zweite Dietrich, den er probierte, öffnete die Hinterthür. Thormer zündete ein Licht an, und beide gingen zu der Thür, welche in das Wohnzimmer führte.

„Hier nimm das Brecheisen," sagte Meixner zu dem Genossen, „und wenn dir die Alte in den Weg kommt, schlag fest zu. Ich bleibe hier draußen, und sollte etwa das alte Dienstmädchen, das im Dachzimmer schläft, herunterkommen, so drücke ich ihr die Kehle zu. Und nun

mach rasch und sei besonders vorsichtig mit dem Licht. Auf mich kannst du dich verlassen."

Nach ungefähr fünf Minuten hatte Thormer auch die Thür zum Wohnzimmer geöffnet. Jetzt trat er in das Zimmer, sah sich um und entdeckte einen alten Mahagonischrank, der halb Wäsche- und halb Kleiderschrank zu sein schien, an der Stelle, die ihm Meixner bezeichnet hatte. Durch eine Spalte in der Thür beobachtete Meixner seinen Genossen, soweit dies die matte Beleuchtung durch das Licht gestattete. Der Mahagonischrank war ein altes Möbel und hatte ein Kunstschloß. An diesem arbeitete Thormer ziemlich lange. Es waren wohl fünf Minuten verflossen, und noch immer ging der Schrank nicht auf. Aber endlich siegte die Kunst des Einbrechers; die Thür öffnete sich mit einem lauten Knall. Thormer überlegte einen Augenblick, ob er das Licht auslöschen sollte, aber er beschloß, dies nicht zu thun, sondern rasch zu handeln auf die Gefahr hin, daß die Bewohnerin des Hauses in das Zimmer trete. Er leuchtete in den Schrank hinein und fand die Kassette in dem obersten der Fächer. Meixner, der durch die Thürspalte sah, bemerkte die Dunkelheit im Zimmer, als Thormer das Licht in den Schrank hielt. Jetzt sah aber der Lauscher einen hellen Lichtschein in das Zimmer fallen; die nach dem Schlafzimmer gehende Thür hatte sich geöffnet, und im Rahmen derselben erschien im Nachtgewand, in der linken Hand den Leuchter haltend, Fräulein Dietrich. In demselben Augenblicke zog Thormer seinen Oberkörper aus dem Schranke heraus. In seiner Rechten befand sich die Kassette.

Was nun geschah, erfolgte blitzschnell. Fräulein Dietrich erhob ihre rechte Hand, in der sich ein Revolver befand, um auf den Einbrecher Feuer zu geben. Thormer ließ das Licht, das er in der Linken hielt, fallen, raffte die Brechstange auf, die vor dem Schranke lag, und

schlug damit nach der alten Frau, die lautlos zusammenstürzte.

Im nächsten Augenblick wurde die Thür aufgerissen, und Thormer rief halblaut: „Wo bist du?"

„Hier!" antwortete Meixner.

„Wir müssen fort, ich habe die Kassette, und die Alte hat genug."

„Ist sie auch wirklich tot?" fragte Meixner. „Willst du nicht lieber zurückgehen und ihr noch eins geben? Wir sind verloren, wenn sie noch einmal zum Bewußtsein kommt."

„Nein, nein," widersprach Thormer. „Ich bin kein Mörder, ich bin ein Schränker und wehre mich, wenn ich angegriffen werde. Aber ich kann nicht mit kaltem Blute hingehen und der Alten den Schädel einschlagen. Thu du's, wenn du willst. Ich mache, daß ich fortkomme."

Meixner murmelte eine Verwünschung zwischen den Zähnen und folgte dem Genossen. Dann wurde die Kassette erbrochen. Man fand ungefähr zweitausend Mark in Gold und Papieren.

„Nimm du das ganze Geld," sagte Meixner zu Thormer, „und nun wollen wir fort."

Die beiden Verbrecher nahmen ihren Rückweg über die Mauer, wie sie gekommen waren. In einem weiten Bogen umgingen sie das Dorf und suchten die Landstraße nach Berlin auf. Die Brechstange und die Dietriche wurden unterwegs in einen sumpfigen Graben versenkt.

## 6.

Mit der Morgenpost erhielt Rechtsanwalt Horst einen Brief aus Breslau. Die Handschrift kam ihm schon auf dem Umschlag bekannt vor; er wußte aber nicht ohne weiteres, wer der Absender sei. Erst als er den Brief

öffnete und als Unterschrift den Namen Wagner fand, wußte er, daß der Breslauer Geldmann der Absender sei.

„Was will denn der Kerl?“ sagte Horst ärgerlich zu sich selbst. „Hat er noch nicht genug Grobheiten von mir bekommen?“ Er las aber doch den Brief und zwar mit beständig sich steigerndem Interesse.

„Sehr geehrter Herr Rechtsanwalt! Die Furcht vor einem großen, für meine Verhältnisse übergroßen Verluste veranlaßt mich, nochmals an Sie heranzutreten, obgleich Ihre Antwort auf meinen Brief von neulich keineswegs ermutigend war. Vor vier Wochen ist Herr Alfred Müller bei mir in Breslau gewesen und hat mich auf das dringendste um ein Darlehen von dreitausend Mark ersucht. Ich war natürlich nicht geneigt, ihm eine so hohe Summe anzuvertrauen, denn wenn er auch früher kleinere Summen bis zu dreihundert Mark, die ich ihm geborgt hatte, zurückzahlte, war mir doch die Summe von dreitausend Mark zu groß. Ich verlangte Sicherheit und einen Wechsel mit der Unterschrift seiner Tante, der Fräulein Bertha Dietrich. Nach vier Tagen brachte mir auch Herr Müller einen solchen Wechsel. Er ist erst in acht Wochen fällig, da es ein Dreimonatwechsel ist. Es sind mir aber jetzt Bedenken gekommen, ob die Unterschrift echt ist. Ich kann nur sagen, ich bin von einer furchtbaren Angst befallen, daß ich um mein Geld komme. Deshalb wende ich mich an Sie, sehr geehrter Herr Rechtsanwalt, weil dies auf jeden Fall sowohl für Fräulein Dietrich, deren Rechtsbeistand Sie sind, als für Herrn Alfred Müller das beste ist. Ist der Wechsel echt, nun, dann bin ich ja geborgen, und es bedarf keiner Antwort Ihrerseits; ist der Wechsel aber nicht echt, dann fühlen Sie sich vielleicht veranlaßt, Fräulein Dietrich darauf aufmerksam zu machen, in welch furchtbare Gefahr sich Herr Alfred Müller begeben hat. Jedenfalls liegt dem Fräulein daran, den Neffen vor

großem Unglück zu bewahren, und sie setzt sich mit mir auseinander.

Indem ich immer noch hoffe, daß meine Angst eine übertriebene ist, verbleibe ich, einer eventuellen Antwort entgegensehend, hochachtungsvoll und ergebenst

R. Wagner."

„Also so weit ist der Lump schon!" sagte Rechtsanwalt Horst, als er mit dem Lesen des Briefes fertig war. „Der Wechsel ist natürlich gefälscht. Wie käme Fräulein Dietrich dazu, einen Wechsel auszustellen, wenn es sich um Geld für ihren Neffen handelt? Aber wie kommt der saubere Herr Neffe nach Breslau?" Noch einmal las der Rechtsanwalt den Brief des Geldmannes durch. „Die Sache wird immer dunkler," murmelte er. „Ich muß doch einmal in meinem Notizbuch nachschlagen, wann ich das letzte Mal bei der Dietrich draußen in Zehlendorf gewesen bin."

Nachdem der Rechtsanwalt sein Notizbuch durchblättert hatte, schüttelte er den Kopf. Er erinnerte sich genau, daß der Brief Alfred Müllers aus Brüssel, den ihm die alte Dame gezeigt hatte, zwei Tage vorher aus Brüssel abgegangen war. Nach dem Brief Wagners aber war um diese Zeit Alfred Müller in Breslau gewesen. Hier gab es nur zwei Möglichkeiten: entweder mißbrauchte ein Schwindler in Breslau den Namen Alfred Müllers und seiner Tante, oder Alfred Müller war damals gar nicht in Brüssel gewesen, sondern hatte durch einen Helfershelfer den Brief abschicken lassen. Ganz unerklärlich war die Geschichte. Wie konnte überhaupt Alfred Müller den Wechsel ausstellen, selbst wenn der Geldmann noch acht Wochen geschwiegen hätte? Dann kam die Sache ja doch an den Tag. Auf welche Weise wollte der liebe Neffe den Wechsel dann decken? Durch einen neuen Schwindel? Oder glaubte er etwa, dann schon im Besitz seiner Erbschaft zu sein?

Während der Rechtsanwalt noch darüber nachsann, was er thun solle, wurde ihm eine Depesche gebracht. Als er sie aufriß, las er: „Kommen Sie sofort hierher. Tante heute nacht durch Einbrecher schwer verletzt. Lina Binder."

Die Depesche kam aus Zehlendorf.

Sie war gewissermaßen eine Antwort auf die Frage, die der alte Rechtsanwalt sich soeben wegen der Wechselfälschung vorgelegt hatte. Dieses Zusammentreffen zweier ganz voneinander unabhängigen Umstände ergriff den alten Herrn mächtig. „Da ist irgend etwas geschehen, was schlimmer ist als ein Verbrechen," murmelte er, kleidete sich in aller Hast an und fuhr zum Bahnhof.

Es war gegen elf Uhr vormittags, als er in Zehlendorf ankam. Am Eingangsthor zur Villa stand einer der Ortspolizisten und sagte auf des Rechtsanwalts Frage: „Fräulein Dietrich lebt noch, und der Verbrecher ist schon abgefaßt. In Berlin haben sie ihn gekriegt, die Depesche von der Polizei ist vor fünf Minuten angekommen. Der Herr Amtsvorsteher ist drin und der Arzt."

Als Horst die Villa betrat, kam ihm Lina Binder weinend entgegen.

„Denken Sie nur das Unglück!" sagte sie. „Die Tante liegt im Sterben, es ist heute nacht eingebrochen worden, und als Auguste früh herunterkam, fand sie alle Thüren offen und die Tante blutüberströmt auf dem Boden des Wohnzimmers liegen. Ich bin heute früh um acht Uhr aus der Schule in Friedenau durch einen Polizeibeamten abgeholt worden, um hier herauszufahren, und in meiner Angst habe ich Ihnen telegraphiert. Die Polizei will alle möglichen Auskünfte von mir haben, aber ich weiß ja von den Verhältnissen der Tante nichts."

Der Amtsvorsteher kam, begleitet von dem Protokollführer, und begrüßte den Rechtsanwalt, indem er um dessen Beihilfe zur Aufhellung der Sache bat.

„Ich bin gern bereit, Ihnen jeden Dienst zu leisten und jede Auskunft zu geben," versetzte Horst. „Wollen Sie mir sagen, wie Sie den Thatbestand gefunden haben?"

„Sehr gern," erklärte der Amtsvorsteher. Er führte den Rechtsanwalt in das Wohnzimmer, wo eine Blutlache auf dem Boden die Stelle bezeichnete, auf welcher die bewußtlose Hausherrin gefunden worden war. Dann führte er den Rechtsanwalt in den Garten und bis zu der Mauer. Hier sah man deutlich die Fußabdrücke von Männerstiefeln. Es handelte sich um einen größeren groben Stiefel und einen kleineren eleganten. Die Stelle des Gartens war etwas feucht, und man sah deshalb auch den Abdruck von Hundepfoten.

„Einen der Einbrecher hat man," sagte der Amtsvorsteher. „Es ist ein entlassener Zuchthäusler. Den anderen suchen wir noch."

„Wo sind die Hunde?" fragte Horst.

„Die Hunde sind im Pavillon. Das Dienstmädchen hat mir mitgeteilt, sie hätte die Hunde heulen hören und sie im Pavillon gefunden. Sie getraut sich nicht, sie herauszulassen, denn die Hunde lassen sich von niemand anrühren als von der Hausfrau."

„Und von —" begann Horst, brach aber ab und stockte einen Augenblick. „Und," fuhr er dann unsicher fort, „was ist geraubt worden?"

„Nichts weiter als eine Kassette mit Geld und Papieren. Die Einbrecher müssen übrigens im Hause genau Bescheid gewußt haben. Ist die alte Auguste zuverlässig?"

„Ich glaube mich für die Person verbürgen zu können," sagte der Rechtsanwalt; „außerdem ist sie fast taub."

„Das würde die Sache allerdings erklären," meinte der Amtsvorsteher; „sie hätte doch sonst etwas hören müssen. Ich glaubte schon, sie sei Helfershelferin der Einbrecher gewesen."

„Und die Klingelvorrichtung?“ fragte Horst, der sich auf das Gespräch besann, das er mit Fräulein Dietrich bei seinem letzten Besuch geführt hatte.

„Sie meinen die Klingelvorrichtung im Schlafzimmer?“ sagte der Amtsvorsteher. „Die funktioniert gut. Durch sie ist offenbar die alte Dame aufgeweckt und ins Wohnzimmer gelockt worden.“

„Und was sagt der Arzt?“ fragte Horst.

„Es ist kaum etwas zu hoffen. Die alte Dame hat einen Schlag mit einem schweren Instrument auf den Kopf bekommen, und bei ihrem Alter ist das Schlimmste zu befürchten.“

Der Polizeidiener, der vorn an der Thür stand, rief den Amtsvorsteher herbei. Es war ein Telegraphenbote draußen. Die Depesche war an Fräulein Dietrich gerichtet. Der Amtsvorsteher nahm dem Boten die Depesche ab und erklärte: „Im Interesse der Untersuchung halte ich es für nötig, die Depesche zu öffnen.“

Der Inhalt lautete:

„Auf einer Geschäftsreise begriffen, werde ich morgen nachmittag bei Dir zu Besuch eintreffen. Alfred.“

Die Depesche kam aus Hannover.

Horst klärte den Amtsvorsteher darüber auf, wer Alfred sei, und erbat sich dann die Depesche zum Durchsehen. Sie war um 11 Uhr 36 Minuten vormittags aufgegeben und zwar auf dem Postamte 3.

„Wissen Sie etwas über den verhafteten Thäter, den die Berliner Kriminalpolizei hat?“ fragte er.

„Nein, mir ist nur mitgeteilt, man habe ihn ergriffen. Er muß sich selbst der Polizei gestellt haben, anders kann ich mir die Sache nicht erklären.“

Horst überzeugte sich, daß für ihn vorläufig in der Villa nichts zu thun übrig sei. Er erklärte Lina, er würde am Nachmittag wiederkommen, fuhr nach Berlin zurück

und begab sich direkt zur Kriminalpolizei. Man wies ihn an den Kriminalkommissar Rother, der die Zehlendorfer Sache bearbeitete. Dieser kannte den Rechtsanwalt und gab ihm folgende Aufklärung:

„Wir haben heute früh gegen siebeneinhalb Uhr einen Rohrpostbrief erhalten, dessen Inhalt aus aufgeklebten Buchstaben bestand, die anscheinend aus einer Zeitung herausgeschnitten waren. Dieser Inhalt lautet:

Heute nacht ist in Zehlendorf in der Villa der Fräulein Bertha Dietrich ein Einbruch verübt worden. Der Thäter ist der erst vor drei Wochen aus dem Zuchthause in Sprottau entlassene Thormer. Er hält sich zur Zeit in der Krausenstraße im Gasthof zum Schwarzen Roß unter dem Namen Steller auf, ist aber im Begriff, nach Italien zu flüchten. Ich bin ein früherer Genosse des Thormer, habe ihn zufällig getroffen und beobachtet. Er hat mich einmal betrogen. Jetzt will ich's ihm heimzahlen. Bitte dringend, von dieser Anzeige nichts zu verraten, da mein Leben sonst gefährdet ist.“

„Wo ist der Brief aufgegeben?“ fragte Horst.

„Auf dem Rohrpostamt am Potsdamer Thor.“

„Und Sie haben auf diesen Brief hin den Thormer in dem betreffenden Gasthofe gefunden und verhaftet?“

„Allerdings. Sie wissen, seit einigen Jahren werden die Leute, die nach langer verbüßter Haft aus Zuchthäusern kommen, vor ihrer Entlassung photographiert, und an die Hauptpolizeiverwaltungen wird die Photographie nebst genauem Signalement gesandt. Wir hatten auch die Photographie des Thormer und sein Signalement und wußten, daß er unter Polizeiaufsicht stand und absolut nicht berechtigt war, sich in Berlin aufzuhalten. Ich schickte einige Beamten nach der Krausenstraße und ließ im Gasthof zum Schwarzen Roß nachfragen, ob ein Kaufmann Namens Steller dort abgestiegen sei. Es wurde

dem Beamten mitgeteilt, der Kaufmann sei in einer Droschke um halb sieben Uhr vom Bahnhof gekommen und habe sich schlafen gelegt. Ich ließ das Gasthaus bewachen, telegraphierte nach Sprottau und an die Heimatsbehörde des Thormer und erbat sofortige Antwort. Diese lief innerhalb einer Stunde ein und bewies, daß Thormer sich nach der Entlassung aus dem Zuchthaus bei seiner Heimatsbehörde nicht gemeldet hatte. Wir sind darauf sogleich zur Verhaftung geschritten, nachdem wir uns inzwischen telegraphisch in Zehlendorf erkundigt hatten, ob der gemeldete Einbruch in der That verübt worden sei. In Thormers Besitz sind achtzehnhundert Mark gefunden worden, über deren Erwerb er sich nicht ausweisen konnte. Ich habe ihn bereits zweimal verhört. Er will von dem Einbruch in Zehlendorf nichts wissen, behauptet, soeben erst in Berlin angekommen zu sein, macht aber über seinen bisherigen Aufenthaltsort sehr widersprechende Angaben."

„Wie Ihnen der Amtsvorsteher wohl mitgeteilt haben wird, sind es wahrscheinlich zwei Einbrecher gewesen," sagte Horst. „Ich habe einen Verdacht, wer der Genosse ist, aber er erscheint mir selbst ungeheuerlich, und Sie werden mir gestatten, daß ich ihn erst ausspreche, wenn ich mich dazu durch die Umstände für berechtigt halte. Kann ich die Stiefel des Thormer sehen? Ich habe mir nämlich die Fußspuren genau angesehen."

Da es bei Untersuchungsgefangenen üblich ist, ihnen sofort die Stiefel wegzunehmen, weil dadurch ein Ausbruchsversuch stark behindert wird, war die Fußbekleidung Thormers schnell zur Stelle. Es waren ziemlich grobe Stiefel.

„Hm," sagte Horst, „sie entsprechen der einen Fußspur. Sind die Sachen des Thormer mit Beschlag belegt worden?"

„Selbstverständlich. Kommen Sie in das Nebenzimmer,

da liegen sie. Der Mann hat einen Koffer mit ganz neuem Inhalt. Besonders die Leibwäsche ist neu angeschafft."

Der Rechtsanwalt prüfte die Wäsche sorgfältig und fand unter einem Dutzend ungezeichneter Taschentücher ein solches mit den Buchstaben A. M. Er konnte seine Bewegung kaum unterdrücken.

„Ich bin jetzt der festen Ueberzeugung, Herr Kriminalkommissar, daß Thormer der Thäter ist. Ebenso fest glaube ich daran, daß er einen Genossen gehabt hat, und daß dieser Genosse ihn verriet."

„Und wissen Sie auch, wer es ist?" fragte der Kriminalkommissar.

„Ich vermute es nur. Haben Sie dem verhafteten Thormer mitgeteilt, daß er verraten worden ist?"

„Selbstverständlich nicht."

„Ich kann Ihnen keine Vorschriften machen, Herr Kriminalkommissar, aber ich bin fest überzeugt, daß Thormer, wenn er nicht ein Dummkopf ist und lediglich der Verbrechertaktik folgt, alles zu leugnen, sich zu einem Geständnisse herbeiläßt, wenn Sie ihm die anonyme Denunziation zeigen. Der Mann wird dann einsehen, daß ihn sein eigener Genosse verraten hat, der viel schuldiger ist als der Mann, den Sie hier verhaftet haben. Betrachten Sie dieses Taschentuch mit den eingestickten Zeichen A. M. Das sind die Anfangsbuchstaben des Vor- und Zunamens des Mannes, in dem ich den Anstifter und Genossen der verbrecherischen That vermute."

„Ihr Vorschlag läßt sich hören," sagte der Kriminalkommissar; „ich werde in ungefähr einer Stunde Thormer vernehmen. Wollen Sie dabei sein?"

„Ich muß jetzt nach Zehlendorf, werde aber dann wieder zu Ihnen kommen, Herr Kriminalkommissar. Fahren Sie nicht mit hinaus?"

„Nein. Dort draußen ist nicht mehr unser Amtsbezirk. Wir müssen die Sache dem Amtsvorsteher überlassen, solange wir nicht requiriert werden. Wir sind an der Sache nur insofern beteiligt, als wir hier den Hauptverbrecher gefangen genommen haben.“

Der Rechtsanwalt verabschiedete sich, aß in einem Restaurant hastig einige Bissen und fuhr wieder nach Zehlendorf hinaus. Es gab jetzt für ihn gar keinen Zweifel mehr, daß Alfred Müller, der „liebe Neffe“ der alten Dame, der Anstifter des Verbrechens sei. Er hatte sich in Breslau aufgehalten zu der Zeit, als Thormer aus dem Zuchthause in Sprottau entlassen worden war; es lag also räumlich kein Hindernis vor, daß die beiden miteinander bekannt wurden. Das Taschentuch mit den Anfangsbuchstaben A. M., das sich unter der Wäsche vorgefunden hatte, war ein weiterer Beweis. Das Einsperren der Hunde, die sich von niemand als von Alfred Müller und Fräulein Dietrich anfassen ließen, war der dritte Beweis, der vierte Beweis war der gefälschte Wechsel. Alfred Müller hatte den Einbruch veranlaßt, damit seine Tante dabei ihr Leben verliere. Er wußte genau, daß durch den elektrischen Apparat, der sich im Schlafzimmer der Tante befand, diese in das Zimmer gerufen wurde, in dem der Einbrecher arbeitete. Er hoffte, die Tante würde erschlagen werden. Dann war er der Erbe, dann konnte er den gefälschten Wechsel einlösen. Und der teuflische Anschlag war nahezu gelungen.

Als Horst in Zehlendorf ankam, empfing er die tröstliche Nachricht, daß Fräulein Dietrich wieder zum Bewußtsein gelangt sei. Sie war sehr schwach, aber da der Schlag das Gehirn nicht verletzt hatte, so bestand keine unmittelbare Lebensgefahr mehr. Lina sagte dem Rechtsanwalt, die Tante habe schon wiederholt nach ihm ge-

fragt, und dieser wurde alsbald in das halbdunkle Schlafzimmer geführt, in dem die Kranke lag.

„Ich freue mich sehr, Sie zu sehen, lieber Horst," sagte die alte Dame matt. „Lina, laß uns allein."

Nachdem das Mädchen das Zimmer verlassen hatte, fuhr die Kranke fort: „Ach, werter Freund, wie schlecht ist die Welt! Was muß man erleben! Warum war mein lieber Neffe nicht hier; er hätte mich geschützt. Morgen nachmittag kommt er an, als ob er es geahnt hätte, daß seine Tante krank ist. Schon die Hoffnung, ihn wiederzusehen, macht mich halb gesund. Was giebt es doch für schlechte Menschen! Das hätte ich in dem jungen Mann nicht gesucht. Totschlagen, eine alte Frau, wie ich bin, um daraufhin zu heiraten — das hätte ich nicht erwartet!"

Die Kranke sah in den Augen des Rechtsanwalts, daß dieser sie nicht verstehe, und fuhr fort: „Der Bräutigam der Lina ist es gewesen. Ich habe ihn erkannt; er war vorigen Sonntag bei mir und wollte Geld haben, um sich zu etablieren und um die Lina heiraten zu können. Ich habe ihn abgewiesen. Gebe nur Gott, daß ich nicht das Schreckliche erleben muß, daß auch Lina Mitwisserin ist. Ich nehme an, sie weiß nichts von der Sache. Was giebt es doch für schlechte Menschen!"

Es dauerte ziemlich lange, bis Horst über das Liebesverhältnis Linas und den Besuch Seifferts Aufklärung erhalten hatte. Er schüttelte zweifelnd den Kopf. „Und Sie irren sich wirklich nicht?" fragte er.

„Nein, ich irre mich nicht. Ich habe ihn genau erkannt. Es war der Photograph."

„Haben Sie Lina schon etwas davon gesagt?"

„Nein, kein Wort. Aber ich habe eine dringende Bitte, lieber Rechtsanwalt: entfernen Sie sie von meinem Krankenbett. Denn wenn sie mitschuldig ist, dann wird

sie versuchen, mich auf die Seite zu bringen. Sie soll nicht mehr hereinkommen, und ich bitte und beschwöre Sie: bleiben Sie bei mir, bis mein lieber Neffe kommt. Ich habe sonst keinen Menschen, der mich schützt. Und schicken Sie nach dem Amtsvorsteher oder nach wem es sonst ist, damit ich meine Aussage zu Protokoll geben kann."

7.

Thormer war kein Neuling in der Kriminalistik und ließ sich so leicht nicht verblüffen. Als ihm der Kriminalkommissar den aus Zeitungsbuchstaben zusammengesetzten Brief vorlegte, lächelte er und sagte, er lasse sich mit solchen Kniffen nicht fangen. Er habe überhaupt nichts begangen und könne also auch keinen Genossen gehabt haben. Als er aber in der Einsamkeit seiner Untersuchungszelle war, dachte er über die Angelegenheit nach, und nun begann es ihm wahrscheinlich zu werden, daß ihn Meixner in der That werde verraten haben. Jetzt erst kam er dazu, sich über die ganze Zeit seiner Entlassung Rechenschaft zu geben. Jetzt kam ihm vieles, fast alles in dem Betragen und Verhalten Meixners verdächtig vor. Ganz besonders beschäftigte ihn der plötzliche Entschluß des Genossen, unmittelbar nach der That nicht von Berlin abzufahren, sondern noch zurückzubleiben. Kurz vor dem Anhalter Bahnhof, auf dem die Koffer der beiden Einbrecher lagen, erklärte Meixner seinem Freunde: „Du holst dir deinen Koffer und gehst vorläufig in ein Gasthaus. Ich habe noch etwas zu besorgen." Thormer widersprach, er wollte der Verabredung gemäß sofort nach Italien abfahren. Aber Meixner hatte ihn beruhigt.

„Nur keine Angst!" hatte er gesagt. „Vor acht Uhr früh wird die That überhaupt nicht entdeckt. Ehe dann die ländliche Polizei in Zehlendorf alarmiert ist, wird es

zehn Uhr, und dann wird doch kein Mensch glauben, daß wir gerade nach Berlin gegangen sind, um uns hier der Polizei in die Arme zu liefern. Und wer kann auf uns Verdacht haben? Ich habe dir bisher nicht gesagt, daß meine alte Mutter hier lebt. Ich gehe mit dir nach Amerika. Du wirst es verstehen, daß ich meine Mutter noch einmal wiedersehen möchte. Gieb mir dreihundert Mark von dem Gelde, denn ich will meiner Mutter eine Kleinigkeit zurücklassen; sie lebt in ärmlichen Verhältnissen. In ein paar Stunden bin ich wieder bei dir."

„Was soll ich aber unterdes anfangen?" hatte Thormer, schon halb überredet, gefragt.

„Du fährst nach dem Gasthof zum Schwarzen Roß in der Krausenstraße und logierst dich dort unter dem Namen Steller ein. Ich komme einige Stunden später ebenfalls dorthin unter dem Namen Mildner. Wir thun so, als ob wir uns nicht kennten. Wenn wir mit dem Nachtzuge abfahren, kommen wir in Genua direkt zum Schiff. Daß ich wiederkomme, daran kannst du nicht zweifeln, denn ich lasse dir ja fast das ganze Geld, und du wirst doch nicht glauben, daß ich umsonst gearbeitet habe?"

Dieser letztere Beweisgrund schien Thormer ausschlaggebend, er trennte sich von Meixner kurz vor dem Bahnhofe, holte seinen Koffer und fuhr nach dem Gasthofe, wo er wenige Stunden darauf verhaftet wurde.

Wenn nun aber ein früherer Genosse ihn bei der „Arbeit" beobachtet haben sollte, woher wußte dieser, daß er nach dem Schwarzen Roß gegangen war und sich dort unter dem Namen Steller einlogiert hatte? Woher wußte jener, daß er nach Italien flüchten wollte? Diese Verabredung hatte Thormer doch mit Meixner ohne jeden Zeugen getroffen. Dann erinnerte sich aber auch Thormer keines früheren Genossen, den er betrogen und der Haß gegen ihn haben könnte. Sehr leicht möglich erschien es

ihm jetzt selbst, daß Meixner sofort nach Begehung der That ihn verraten hatte.

Wenn aber selbst der Verdacht, den Thormer gegen Meixner hatte, noch stärker gewesen wäre, Thormer hätte vorläufig geschwiegen. Wozu gestehen, wenn man nicht zu einem Geständnis gezwungen wird? Thormer gab nur zu, was er zugeben mußte, nämlich daß er sich nicht bei seiner Heimatsbehörde gemeldet hatte. Das Geld wollte er im Spiel gewonnen haben und die Leute, mit denen er gespielt habe, nicht verraten. —

Es war in der Mittagsstunde des zweiten Tages nach der Verhaftung, als zwei Schließer in Thormers Zelle traten und ihm Handschellen anlegten, so, daß die Hände auf der Vorderseite des Körpers lagen. Sein Hut wurde ihm aufgesetzt, und als er erstaunt die Schließer anblickte, sagte einer derselben humoristisch: „Wir werden eine kleine Landpartie machen.“ Dann wurde Thormer in den Hof hinuntergeführt, wo ein geschlossener Wagen bereit stand. Man schob ihn hinein, zwei Polizeibeamte und der Kriminalkommissar Rother setzten sich zu ihm, und fort ging es, hinaus nach Zehlendorf.

## 8.

Lina Binder glaubte, der Himmel müsse einfallen, als der Rechtsanwalt ihr mitteilte, Fräulein Dietrich beschuldige Martin Seiffert der Thäterschaft. Der Rechtsanwalt hatte große Mühe, sie zu beruhigen.

„Natürlich glaube ich nicht daran, Ihre Tante läßt sich wohl nur durch eine flüchtige Aehnlichkeit täuschen oder durch einen Wahn. Das ist ja in solchen Fällen und besonders bei alten Damen nichts Ungewöhnliches. Also nur nicht den Mut verlieren, mein liebes Kind. Ich selbst werde Herrn Seiffert hierher rufen. Geben Sie mir an, wo ich ihn treffe, und gestatten Sie mir, Ihren

Namen unter die Depesche zu setzen. Bleiben Sie vorläufig hier, aber lassen Sie sich vor der Kranken nicht sehen."

„Die Schande!" jammerte Lina. „Martin wird seine Stellung verlieren, und alle Welt wird über uns herfallen. Es wird in die Zeitungen kommen, daß Martin ein Verbrecher sein soll, und auch ich werde meine Stellung verlieren."

„Das wird durchaus nicht der Fall sein, wenn Sie mir folgen," versicherte Horst, und in seinen Worten lag so viel Ueberzeugendes und so viel bestimmte Energie, daß sich Lina ohne weiteres fügte. Die Depesche an Martin wurde abgesandt, dann begab sich Horst zum Amtsvorsteher, um ihm mitzuteilen, was ihm die Kranke anvertraut hatte. Der Beamte ging sofort zu Fräulein Dietrich, um über ihre Aussage ein Protokoll aufzunehmen. Er sagte ihr, es sei bereits ein anderer als Thäter ergriffen, aber die Kranke beharrte hartnäckig darauf, Martin Seiffert sei der Einbrecher gewesen. Es hätte ja sonst kein Mensch etwas gegen sie haben können, auch hätte ein Fremder nicht wissen können, wo sie ihr Geld verwahre.

„Und woher soll es Martin Seiffert gewußt haben?" fragte der Beamte.

„So schwer es mir fällt, muß ich annehmen, daß ihm meine Nichte Lina Aufklärung gegeben hat."

Als das Protokoll beendet war, und der Amtsvorsteher die Villa verlassen wollte, traf Martin Seiffert ein. Er erklärte, seine Mutter, das Dienstmädchen und der Portier des Hauses könnten bestätigen, daß er die ganze Nacht hindurch, in welcher der Einbruch geschah, nicht aus dem Hause gekommen sei. Natürlich war er sehr unwillig, wie jeder Mensch, der unschuldigerweise eines schweren Verbrechens beschuldigt wird, und Lina war ganz und gar in Thränen aufgelöst.

Der Amtsvorsteher bat Martin, vorläufig im Hause zu bleiben und ihm sein Wort zu geben, daß er sich nicht entfernen wolle. Nach zwei Stunden kam er wieder und erklärte, Martin Seiffert könne gehen, wohin er wolle. Die durch die Polizei in Friedenau angestellten Nachforschungen hatten erwiesen, daß der junge Mann in der Nacht des Einbruchs thatsächlich das Haus nicht verlassen hatte. Indes sei es dringend nötig, daß Martin sich am nächsten Nachmittag gegen zwei Uhr im Bureau des Amtsvorstehers einfinde. Er solle denselben Anzug anziehen, den er an dem Sonntag getragen, als er die Unterredung mit Fräulein Dietrich hatte. Auch Fräulein Binder möge sich am nächsten Nachmittag zusammen mit ihrem Bräutigam im Bureau des Amtsvorstehers einfinden.

— — — — — — — — — — — —

Die Kranke hatte eine ganz leidliche Nacht gehabt. Der Arzt war mit ihrem Zustand sehr zufrieden. Die Kranke aß und zählte dann die Stunden, bis der geliebte Neffe eintreffen würde.

Kurz bevor dieser indes ankam, erschien Rechtsanwalt Horst. Er saß neben dem Bett der Kranken, als Alfred Müller vorfuhr. Er hörte ihn draußen einen furchtbaren Schrei ausstoßen, dann wurde die Thür aufgerissen, und der junge Mann stürzte herein, um sich weinend am Bette der Kranken niederzuwerfen. Die Scene schien den alten Herrn so zu ergreifen, daß er Neffe und Tante mit der Krankenpflegerin allein ließ und hinauseilte. Er schickte den Ortspolizisten, der sich in der Villa befand, mit einem eiligen Auftrag davon. Als er dann, nachdem er sich einigermaßen gesammelt hatte, wieder in das Krankenzimmer trat, saß Alfred Müller neben dem Bett und hatte die Hand seiner Tante an den Lippen. Er küßte die Hände der Kranken fortwährend und floß von Mitgefühl,

Kummer und Liebe über. Die Kranke war glückselig und streichelte ihrerseits die Hände des lieben, lieben Neffen.

Horst fragte vorsichtig, ob nicht der Arzt geholt werden solle, und ob nicht die Aufregung der Kranken schade. Allein Fräulein Dietrich erklärte, sie fühle sich durchaus wohl, und solange ihr lieber Neffe bei ihr sei, würde sie sich weiter wohl fühlen.

Der Rechtsanwalt ging dann wieder hinaus, als er Stimmen im Nebenzimmer hörte, kam aber wieder und stellte sich so auf, daß er das Gesicht Alfred Müllers genau beobachten konnte. Zwei Polizeibeamte traten ein, und ihnen folgte ein Mann, dessen Hände gefesselt waren: Thormer. Zwei andere Polizeibeamte und der Kriminalkommissar Rother folgten. Und wenn in diesem Augenblick die Decke eingefallen wäre, Horst hätte für nichts anderes Augen gehabt als für das Gesicht des lieben Neffen, der da neben dem Bette der Kranken saß.

Alfred Müller wurde leichenblaß beim Anblick Thormers, und Thormer starrte mit weitaufgerissenen Augen den Mann neben dem Bette der Kranken an, als sehe er ein Gespenst.

Thormer wurde so gestellt, daß das volle Licht vom Fenster her auf ihn fiel, und Kriminalkommissar Rother fragte, nachdem er sich der Kranken vorgestellt hatte: „Ist das der Mann, der bei Ihnen eingebrochen ist?“

Die Kranke betrachtete lange prüfend den Einbrecher und versetzte dann: „Er kann es gewesen sein. Aber bestimmt zu behaupten vermag ich es nicht.“

Mehr war aus ihr nicht herauszubekommen.

Thormer wurde abgeführt, und Martin Seiffert hereingerufen. Die Kranke erkannte ihn zuerst gar nicht wieder und sagte dann: „Jetzt kommt es mir so vor, als sei das der Mann nicht gewesen.“

Der Kriminalkommissar ließ nun Seiffert verschiedene

Stellungen einnehmen und besonders die Stellung nachahmen, in welcher Fräulein Dietrich den Einbrecher gesehen hatte.

Unterdes schlüpfte Horst hinaus. Er näherte sich Thormer, der wie geistesabwesend durch das Fenster starrte. Man sah es dem alten Verbrecher an, wie furchtbar es in ihm arbeitete.

„Wer ist der Mann, der neben dem Bette der Kranken sitzt?“ fragte Thormer plötzlich.

„Es ist der Neffe der Dame und ihr Erbe,“ versetzte Horst. „Hätten Sie die Frau so getroffen, daß sie tot war, so wäre er jetzt ein reicher Mann.“

Thormer atmete einigemal tief auf. „Wissen Sie vielleicht, mein Herr,“ sagte er mit sehr unsicherer Stimme, „ob der Mann in Berlin eine Mutter hat?“

„Er ist seit seiner frühesten Kindheit Waise und von der Frau da drinnen wie ein Sohn aufgezogen worden.“

Der Kriminalkommissar öffnete jetzt die Thür und befahl dem Polizeibeamten: „Führen Sie Thormer noch einmal herein.“

Der Kriminalkommissar stellte Seiffert und Thormer nebeneinander, und nun sah man deutlich, daß sie nicht die geringste Aehnlichkeit miteinander hatten, außer daß beide schwarz und etwa von gleicher Größe waren.

Die Kranke beschattete die Hand mit den Augen und betrachtete noch einmal prüfend die beiden. Mit Erstaunen betrachtete der Kriminalkommissar den Zuchthäusler Thormer, dessen Brust schwer atmete, und der wie in einem Erstickungsanfall nach Luft rang.

Plötzlich hob Thormer seine gefesselten Hände, wies auf Alfred Müller und schrie: „Das ist der Schuft, der mich verführt hat! Ich habe den Einbruch begangen, und dieser elende Schurke da hat mich dazu angestiftet. Er hat mich mißbraucht, er hat mich mit kaltem Blute ins Unglück

gebracht, um reich zu werden. Ich bin ein Verbrecher, ich weiß es, aber ich möchte nicht ein solcher Schurke sein wie dieser Mann.“ Und er spuckte vor Alfred Müller aus.

Dieser war zuerst unter der Wucht der Anklage zusammengesunken. Jetzt schnellte er in die Höhe und schrie mit leichenblassem Gesicht: „Der Kerl ist verrückt oder betrunken!“

Aber hell und scharf klang die Stimme des alten Rechtsanwalts durch das Zimmer: „Herr Kriminalkommissar, verhaften Sie diesen Alfred Müller als den Genossen und Hauptanstifter auf meine Verantwortung hin! Ich werde Ihnen die Schuldbeweise vorlegen. Er wollte seine Tante durch den Mann, den er zum Einbruch anstiftete, töten lassen, um sich aus seinen Geldverlegenheiten zu befreien, um seine Wechselfälschung zu verdecken.“

„Alfred, Alfred!“ stieß die Kranke verzweifelt hervor. „Mein lieber Junge, was bedeutet das?“

Das Wort Wechselfälschung hatte einen furchtbaren Eindruck auf Alfred Müller gemacht, er sah sich verloren und sank kraftlos in den Stuhl zurück.

Während die Kranke verzweifelt schrie und jammerte, wurde der „liebe Neffe“ gefesselt und neben Thormer abgeführt.

— — — — — — — — — — — —

Thormer legte ein vollständiges Geständnis ab und erklärte genau, wie der Einbruch verübt worden war. Alfred Müller konnte gegenüber diesem Geständnis nicht mehr leugnen. Rechtsanwalt Horst bot sich Thormer als Verteidiger an. Es lockte ihn zu sehr, Einblick in die ganze Intrigue des „lieben Neffen“ zu gewinnen.

Die Untersuchung ergab folgendes: Alfred Müller hatte in Brüssel nur eine einzelne Stube gemietet, ein Comptoir, in dem er, wenn er in Brüssel anwesend war, „Schlittenfahrerei“ mit einem berüchtigten englischen

Schwindler trieb. Das heißt, die beiden Gauner erschwindelten sich vor allem von deutschen Firmen Waren auf Kredit, die sie in Brüssel verschleuderten, ohne je den Lieferanten einen Pfennig zu bezahlen. Die Firma Molenois & Co., die angeblich Alfred Müller für zwanzigtausend Mark, die ihm seine Tante vorstreckte, übernommen hatte, bezahlte zuerst einigemal den Lieferanten kleine Beträge und ließ sie dann mit großen Summen hereinfallen. Das ergaunerte Geld benutzten Müller und sein Teilhaber zur Bestreitung ihres liederlichen Lebens. Da die deutschen Lieferanten aber in das Ausland nicht ohne Referenzen liefern, hatten Müller und sein gaunerischer Genosse in Breslau eine Firma unter dem Namen „Schlesische Industrie- und Exportbank“ begründet. Diese Bank bestand aus einem mangelhaft möblierten Zimmer, in welchem Müller, wenn er in Breslau war, auch wohnte und schlief. Wenn Molenois & Co. in Brüssel eine Anzahl von Firmen um Lieferung von Waren auf Kredit oder Kommission ersucht hatten, dann gaben sie als die Stelle, an der man sich über ihre Zuverlässigkeit erkundigen könne, die „Schlesische Industrie- und Exportbank“ an. Es mußte eben eine deutsche Firma sein. Waren die Briefe abgegangen, so reiste Müller nach Breslau und blieb eine oder zwei Wochen dort, um die einlaufenden Anfragen über Molenois & Co. in Brüssel dahin zu beantworten, daß diese Firma sehr fein und zuverlässig sei. Die Briefe aus Brüssel schrieb der Teilhaber, die Briefe aus Breslau Müller, damit die Handschriftenähnlichkeit nicht zum Verräter wurde.

In letzter Zeit ging das Geschäft sehr schlecht. Der englische Genosse, der wußte, daß die „Schlittenfahrerei“ naturgemäß nach einiger Zeit nichts mehr einbringt, weil die Lieferanten Lärm schlugen, wollte nach England. Die Geldverlegenheiten wuchsen, und Müller wünschte sehnlichst

die Erbschaft der Tante anzutreten. Er selbst war zu feig und zu vorsichtig, die Tante mit Gewalt beiseite zu schaffen, aber er war raffiniert genug, um eine Intrigue gegen ihr Leben auszuklügeln. Als er in den Breslauer Zeitungen die Nachricht von der Entlassung Thormers las, schien ihm dieser Sträfling der geeignete Mann. Zögern durfte Müller nicht mehr, denn er hatte einem Breslauer Geldmanne in seinen Nöten einen gefälschten Wechsel gegeben. Es gelang ihm wirklich, Thormer zu ködern und ihn in eine Zwangslage zu bringen, aus welcher dann für Thormer der Einbruch in Zehlendorf das einzige Rettungsmittel schien.

— — — — — — — — — — — —

Acht Tage nach der Katastrophe erhielt Horst einen Brief von Lina, die wieder ihre Tante pflegte, mit der Bitte um einen Besuch bei Fräulein Dietrich. Er fand die alte Dame mit verbundenem Kopf, aber sonst ziemlich wohl, in einem Krankenstuhle sitzend. Sie war seelisch ganz geknickt.

„Haben Sie kein Wort des Trostes für mich?" fragte sie nach der ersten Begrüßung weinend.

„Sie thun mir sehr leid, liebe Freundin," sagte der alte Herr. „Aber ich kann Ihnen die Wahrheit nicht ersparen: das furchtbare Verbrechen gegen die Pietät, das dieser Schurke beging, ein Verbrechen, das an Muttermord streift, ist zum Teil Ihre eigene Schuld, die Folge Ihrer thörichten Liebe, Ihrer falschen Erziehung. Wie eine Blinde haben Sie alle Ihre Liebe und Zärtlichkeit auf diesen einen Menschen gehäuft, nichts beachtet außer ihm und sich von seinem heuchlerischen Wesen vollständig umgarnen lassen. Dieser Wahn hat sich jetzt furchtbar gerächt."

Merkwürdigerweise wirkten diese harten Worte nicht aufregend auf die Kranke.

„Was Sie mir da vorwerfen, habe ich mir in den letzten schrecklichen Tagen selbst gesagt," versetzte sie. „Ja, ich war die Närrin der Liebe zu einem Unwürdigen. Man soll sein Herz nicht an einen einzigen Menschen, an eine einzige Sache hängen. Ich bat Sie, zu mir zu kommen, um das Unrecht gut zu machen, das ich an Lina und vor allem an deren Bräutigam beging, den ich fälschlich der That beschuldigte. Ich will ein neues Testament machen." —

Als am Abend Rechtsanwalt Horst das Haus verließ, war dies geschehen. Martin erhielt sofort zehntausend Mark zur Gründung eines Geschäftes, mußte sich aber verpflichten, so rasch wie möglich Lina zu heiraten und dann in die Villa zu ziehen, denn die alte Dame fürchtete sich jetzt, allein zu wohnen. Sie überwies von ihrem Vermögen den größten Teil dem jungen Ehepaar zur Nutznießung und behielt sich nur ein kleineres Kapital zum Lebensunterhalt vor. Nach ihrem Tode sollte dieses Kapital an eine Stiftung fallen, die entlassenen Zuchthäuslern weiterhelfen sollte.

* * *

Die Verteidigungsrede, die Horst vor den Geschworenen für Thormer hielt, war ein Meisterwerk. Er konnte natürlich nur auf mildernde Umstände plaidieren, aber in packender Rede wies er darauf hin, in welcher raffinierten Weise sein Klient verführt und ins Unglück gelockt worden sei, und wie schurkisch an ihm der Mitangeklagte Alfred Müller gehandelt habe. Die Rede wirkte bei den Geschworenen und dem Gerichtshof außerordentlich, und so kam folgendes Urteil zu stande: Thormer erhielt zwei Jahre Gefängnis, und Müller sieben Jahre Zuchthaus, fünf für den angestifteten Raub und zwei für die Wechselfälschung.

Nach drei Jahren starb Müller im Zuchthause. Sein durch Ausschweifungen aller Art zerrütteter Körper konnte bei der Züchtlingsdiät und der strengen Arbeit eines Zuchthäuslers, dem sich noch die Verzweiflung über das Mißlingen aller seiner Hoffnungen zugesellte, nicht lange aushalten, sondern brach vollständig zusammen. Als Thormer aus dem Gefängnis entlassen wurde, gab ihm Fräulein Dietrich die Mittel, nach Amerika zu gehen, wo er verschollen ist.

# Holzer und Holzabtrieb im Hochgebirge.

## Skizze aus dem „deutschen Hinterwald".

Von Otto Häussler.

**Mit 10 Illustrationen.** (Nachdruck verboten.)

Wo im Hochgebirge das Gebiet der Bauern aufhört, da fängt der Bergwald an, der Wirkungsbereich der Holzer oder Holzknechte, der sich bis hinauf zu den Almen erstreckt, wo der Senner haust. Ist der Förster der Pfleger des Waldes, so ist der Holzer sein Gehilfe, der den Waldreichtum jener Regionen ausbeutet und ihn dem Flachlande zuführt.

Ganz Deutschland durchziehen mächtige Forste, aber nirgends ist Wald und Volk so eng verwachsen, nirgends blüht reicher die Poesie des Waldes, und nirgends drohen stärker seine Gefahren, als im bayerischen Hochlande. Der Gebirgswald trotzt den Nivellierungsbestrebungen unserer Zeit, er bewahrt seine Urkraft und Ursprünglichkeit, und in seinen fernen Wildnissen lebt ein kerniger Menschenschlag, der selbst dem gebirgsbesuchenden Touristen so unbekannt ist und bleibt, wie die Wildnisse des



Beim Gerstensaft.

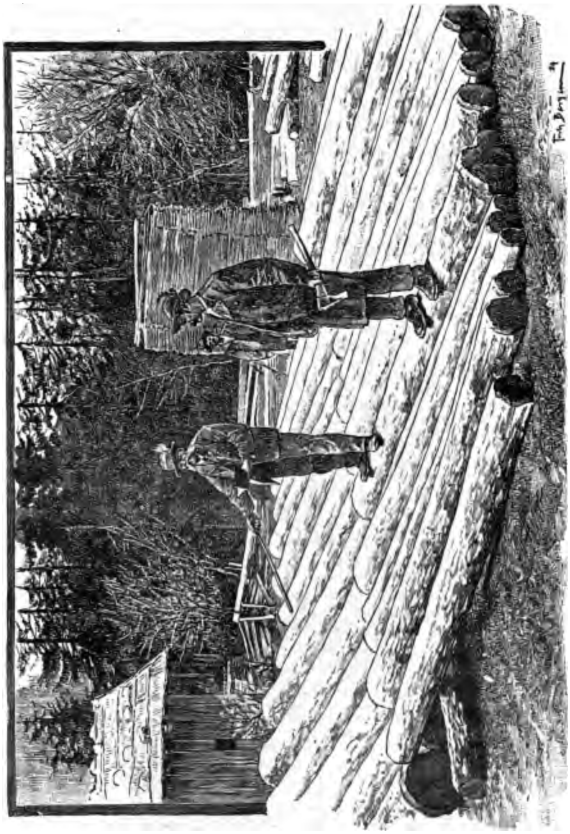
fernen Westens dem durchschnittlichen Amerikareisenden, und der an Eigenart, Rauheit und Lebensweise die größte Aehnlichkeit mit den amerikanischen Hinterwäldlern hat. Man kann jene Gebiete Oberbayerns, in denen der Förster und der Holzer unbeschränkt herrschten, mit Recht den „deutschen Hinterwald" nennen, bis zu dessen weltentlegener Höhe die Wellen der modernen Ueberfeinerung nicht emporschlagen.

Die Holzer im bayerischen Hochlande, durchweg reckenhafte, sehnige Gestalten, führen in ihren Wäldern ein einsames, an Arbeit, Mühe, Gefahren und Entbehrungen reiches Leben. Begegnet man solch einem wettergebräunten Gesellen auf einsamem Wege, so kann den nervösen Städter wohl ein unheimliches Gefühl beschleichen vor dem Anblick der räuberhaften Gestalt im verschlissenen Lodenmantel mit der blinkenden Axt über der Schulter. Aber nur keine Furcht! Dies rauhe, wilde Volk ist voll Ehrlichkeit, Gemüt und Treuherzigkeit, und wenn es auch manch argen Wilderer darunter geben mag — Stehlen und Rauben ist bei ihnen unbekannt.

Der Holzer hat fast das ganze Jahr Arbeit. Im Sommer und Frühherbst, solange kein Schnee liegt, wird das Fällen der Bäume, das Zersägen und Zerspalten zu Blöcken und Scheitern betrieben, während im Spätherbst und Winter das Zuthalschaffen des gewonnenen Materials erfolgt. Die Oberaufsicht hat der betreffende Revierförster, und dieser bestimmt vorher die Fläche, die „abgetrieben" werden soll.

Sobald die schöne Jahreszeit beginnt, ziehen die Holzer, ausgerüstet mit Axt, Säge, den nötigen kleineren Instrumenten und einem entsprechenden Vorrat an Lebensmitteln und Tabak, aus den Dörfern im Thale hinauf in das ihnen zugeteilte Revier, das nun auf Monate hinaus ihre Heimat wird. Mit Tagesgrauen fängt die Arbeit

an und währt mit kurzer Unterbrechung für die notwendige Mittagsmahlzeit bis zum Eintritt der Dunkelheit. Wahrhaft erstaunlich ist die Umsicht und Behendigkeit der



Eintragen in das Nummernbuch.

Leute beim Fällen der Bäume, das, besonders wenn der Bergabhang sehr abschüssig ist, Leben und Glieder der Holzer oft in nicht geringe Gefahr bringt. Unglücksfälle sind denn auch häufig, und manches „Marterl“ oder Kreuz

bezeichnet die Stelle, wo ein Holzer ein Opfer seines schweren Berufes wurde.

Ist das Tagewerk gethan, so geht's zurück in die einsame Holzstube im Blockhaus oder den kleinen Rindenkobel, eine Art halb unterirdischer, vorgeschichtlicher Behausung, die an Ursprünglichkeit jede Hinterwäldlerhütte Amerikas übertrifft. Dort brodelt auf dem Herd oder vor dem Kobel auf offenem Feuer das Schmalz in der Pfanne, wortlos wird der Schmarrn bereitet, wortlos verzehrt, dann noch eine Pfeife geraucht, und die arbeitsharten Gestalten strecken sich zu festem Schlafe ins Heu.

So geht es Tag für Tag die Woche hindurch — ein eintöniges Dasein. Dazu sind alle Unbilden des rauhen, wechselvollen Hochgebirgsklimas zu ertragen, alle Gefahr der Arbeit. Nur die Sonn- und Feiertage bilden Lichtblicke im Leben des Holzers, da geht's zum Almbesuch oder ins Wirtshaus im Thal. Da sitzen die sonst so nüchternen, ernsten Männer behaglich beim braunen Gerstensaft, da klingt die Zither, da wird getanzt, Karten gespielt, gesungen, selten gestritten, fast nie gerauft. Und der Heimweg nachts in der Dunkelheit auf schwankenden Beinen hat oft genug seine Schwierigkeiten.

Ist der Hieb vollendet, die dazu bestimmte Waldfläche abgeholzt, so beginnt erst die Hauptarbeit und die gefährlichste dazu: das Hinabbringen des Holzes an den für Fuhrwerke zugänglichen Lagerplatz. Fällt die Hiebfläche steil ab gegen einen Verkehrsweg im Thal — der günstigste Fall —, so wird irgend ein Graben zum „Fellern“ benutzt, das heißt man läßt die glatten, entrindeten Stämme darin einfach bei nassem Wetter abwärts gleiten. Eine solche natürliche Rinne, Riese genannt, wird bald spiegelglatt, so daß sowohl Stamm- als Scheitholz auf die schnellste und leichteste Weise darin zu Thal fahren. Mit weithin tönendem, donnerähnlichem Schall

schießen die Stämme hinab, und wer etwa unten auf dem Wege vorüber geht, muß sich wohl in acht nehmen.



Herabbringen der Scheiter.

Ist das Gelände nicht so günstig, so wird auch wohl eine künstliche Riese aus Holzstämmen angelegt, in der man das Material zu Thal befördert.

Unten wird das Gewirr von Stämmen und Scheitern sorgfältig nach Güte und Maß gesondert, die zu Nutz- und Bauholz tauglichen Stämme werden in sogenannte Ganter geschichtet, die Scheiter in gewaltige Stöße aufgesetzt. Dann hält der Forstmeister Musterung über seine Ernte. Jeder Stamm wird mit Nummerneisen bezeichnet und sorgfältig in das Nummernbuch eingetragen, damit keiner abhanden kommen kann. Von hier aus schafft man das Holz auf Wagen zur nächsten Bahnstation.

So einfach aber, wie bisher geschildert, gestaltet sich das Herabbringen des Holzes in den seltensten Fällen, nur wenn, wie schon vorher erwähnt, der Hiebort ganz besonders günstig gelegen ist. Gewöhnlich sind kostspielige Wegbauten in die Waldreviere nötig, sogenannte Ziehwege, die von den Schlagflächen zum Lagerplatz führen, der an einem Fahrwege liegt. Das Fellern kommt dann nur zur Anwendung, um das Holz von der Höhe bis zu diesem Ziehweg hinabzubringen. Dort beginnt dann jene Art des Herabbringens, die für das Hochland charakteristisch ist: das äußerst schwierige und gefährliche Holzziehen auf Schlitten.

Daher ist der Winter im Hochgebirge die eigentliche Zeit zum Herabbringen des Holzes, und die Thätigkeit des Holzers ganz von den Schneeverhältnissen abhängig. Er ersehnt einen frühen, kalten und trockenen Winter mit guter Schneedecke. Sobald letztere liegt und gut überfroren ist, kann es losgehen. Die Schlitten sind frisch beschlagen und auf ihre Festigkeit geprüft. Also vorwärts nach der Stelle, wo die Ganter und die Meterstöße mit den Scheitern wohlgeordnet der Abfuhr harren!

Ein starker Stamm wird mit Hilfe der Griesbeile — einer Art von Hacke — hervorgeholt und in die Längsrichtung zur Bahn gebracht. Erst muß die Bahn eingefahren und geglättet werden, dazu nimmt man die

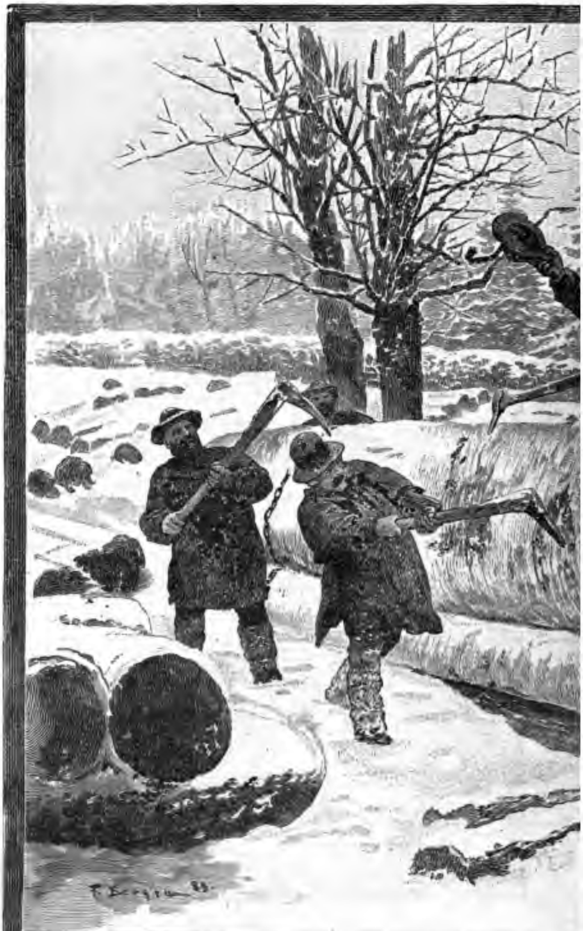
stärksten Stämme. Noch ein paar tüchtige, vereinte Kraftanstrengungen — hu—up! hu—up! und er liegt



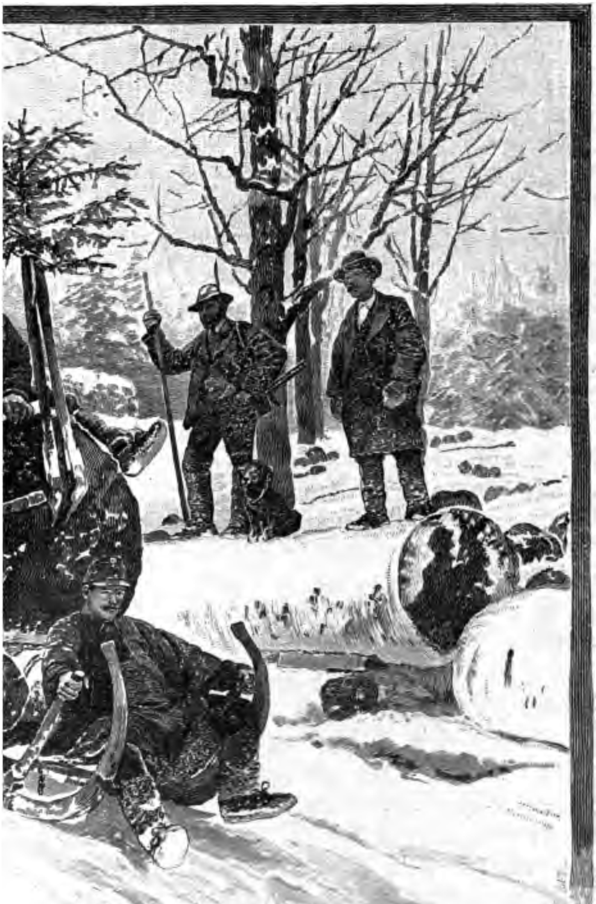
Das Richten eines Baumes zur Bahn.

vorn auf dem Schlitten auf, wo er mit starker Kette befestigt wird. Oft giebt man ihm auch noch ein paar dünnere Stämme als Unterlage.

Der stärkste und gewandteste Holzknecht hat das Vor-



Fe



'en.

recht und die Ehre, die erste Fahrt zu machen. Er setzt sich vorn auf dem Schlitten zurecht, packt die „Tatzen", zwei bewegliche Handhaben, die unten in den Schnee eingreifen und als Steuerung wie als Hemmschuh wirken, ein anderer springt auf den Block, steckt ein Tannenreis auf, die Genossen geben mit den Griesbeilen einen kurzen Anschub, und mit einem lauten Jauchzer beginnt die gefährliche Fahrt.

Sie erfordert kaltes Blut, stählerne Muskeln und Nerven, die nicht eine Sekunde versagen, schnelle Entschlußfähigkeit — kurz, einen ganzen Mann. In eine dichte Schneewolke gehüllt saust der Schlitten mit seiner furchtbaren Last zu Thal, jetzt durch dichten Wald, jetzt an Abgründen vorüber. Wehe, wenn die Angst das Herz erzittern macht, den schnellen Blick, die sichere Hand lähmt! Jede Biegung des Weges muß genau berechnet werden. Bald rechts, bald links greift die eiserne Kralle, die unten an der Tatze befestigt ist, in den Schnee, dann müssen wieder beide mit aller Kraft hemmend in Thätigkeit treten. Es giebt Stellen genug, wo ein Irrtum in der Handhabung, ein Zögern sicheren Tod bedeutet und den Schlitten in den Abgrund stürzt oder am nächsten Baum zerschmetternd anprallen läßt.

Auf gleiche Weise wie die Stämme werden die Scheiter zu Thal gebracht. Die kräftigen Holzer, durch lange Uebung gestählt, durch lange Gewohnheit abgestumpft, achten der drohenden Gefahr kaum mehr; aber selbst bei aller Vorsicht und Gewandtheit sind Unglücksfälle nie ganz zu vermeiden. Kein Winter vergeht ohne solche. Der Wechsel der Witterung trägt viel dazu bei. Bald ist die Bahn glatt gefahren, wie ein Spiegel. Tritt dann ein paar Tage Tauwetter ein, dem wieder Frost folgt, so vereist sie vollständig. Dann greifen die Tatzen nicht mehr tief genug ein, der Schlitten kann in seiner



Riese für Scheiter nach einem Gebirgsbache.

Fahrt nicht mehr genügend gehemmt werden, selbst der stärkste Holzer verliert die Leitung, die Last hinter ihm wird Herr, in rasendem Laufe saust der Schlitten zu Thal, und ein Unglück ist die fast unabwendbare Folge.



Das Triften.

Wenn der Wanderer, der im Sommer auf den Bergwegen achtlos an den dort errichteten Marterln vorübergeht, die darauf befindlichen Inschriften lesen wollte, er würde finden, daß sie meist von Todesfällen beim Holzziehen berichten.

Neben dem Holzziehen kommt für Scheiter im Gebirge noch das Triften in Anwendung. Stämme triftet



Herausziehen der Scheiter.

man nicht, sie sind zu kostbar dazu, als daß man sie den bei diesem Verfahren unvermeidlichen Beschädigungen und Verlusten aussetzen sollte. Bei der Trift spielt, wie schon der Name besagt, die Benutzung der zum Triften eingerichteten, regulierten und mit Schleusen und Wehren versehenen Wasserläufe die Hauptrolle. Man legt eine Riese nach dem nächstgelegenen Gebirgsbache an und läßt die Scheiter darauf in das Wasser hinuntergleiten. Der muß sie nun weiterführen bis zum nächsten, oft meilenweit entfernten Triftplatze, wo sie durch ein Wehr aufgehalten und herausgefischt werden. Während der Trift stauen sich die Scheiter bei den Fällen, Strudeln und Schnellen des Baches oft, so daß die Holzer die Trift zu überwachen und an den betreffenden Stellen mit Hilfe langer Stangen die Stauung zu beseitigen haben. Dabei kommt auch mancher zu Schaden durch Sturz in den brausenden, mit Steinblöcken erfüllten Bach, denn die Arbeit ist lange nicht so einfach, als sie aussieht, sondern erfordert gleichfalls Kraft, Mut und Geschicklichkeit.

Von den Gebirgsbächen gelangen die Scheiter in die größeren Wasserläufe, von denen die Mangfall, der Weißbach, sowie die Isar noch heute als Haupttriftstraßen des bayerischen Oberlandes gelten können.

Indessen sucht man das Triften im allgemeinen neuerdings immer mehr einzuschränken. Es ist bei der stetig steigenden Bewertung des Holzes nicht mehr einträglich genug, daher unwirtschaftlich. Ein nicht geringer Teil der Scheiter geht dabei durch Diebstahl verloren, da es unmöglich ist, die ganze Triftstraße beständig zu überwachen. Ein anderer saugt sich auf der langen Bahn voll Wasser und sinkt zu Boden, selbst die Hölzer, die endlich am Wehr anlangen, etwa 75 bis 80 Prozent, sind, weil stark durchnäßt, zerschunden und vielfach beschädigt, minderwertig und müssen daher viel billiger ver-



Das Aufstapeln der Scheiter.

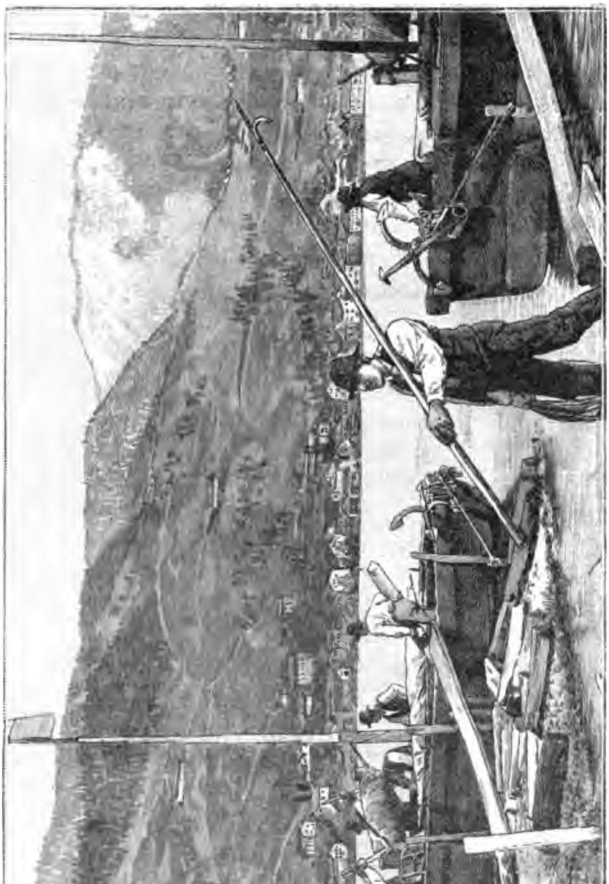
kauft werden, als die mit Schlitten unbeschädigt herabgebrachten Scheiter. Der Unterhalt der Stauwerke, Klausen, Triftkanäle und Wehre verschlingt ebenfalls nicht unbedeutende Summen, und es wäre daher am besten, wenn man das Triften ganz aufgeben könnte, was allerdings zur Zeit noch nicht möglich ist.

Sind die Scheiter glücklich bis zum Triftplatz gelangt, wo das Wehr sie aufhält, so werden sie vom Ufer wie von Kähnen aus mit langen Haken aus dem Wasser gezogen und in gewaltigen Stößen aufgestapelt, um schließlich durch die Eisenbahn in die Städte und ihrer Bestimmung, dem Verbranntwerden, entgegengeführt zu werden. Viele gelangen auch auf Flößen die Isar hinab nach München, wo ihre Laufbahn endet.

Am Wehr und am Triftplatz hört die Thätigkeit des Holzers auf, und die des Flößers beginnt. Wie das Triften der Scheiter, so ist auch das Flößen des Holzes in neuester Zeit in stetigem Rückgange begriffen. Die Stämme sind zu kostbar für diese Art des Transportes, die ihren Wert beträchtlich vermindert. Man verladet sie lieber auf die Bahn, die ihre Zweiglinien von Jahr zu Jahr weiter in das Gebirge hineinstreckt.

Durch die Thätigkeit der Holzer werden jährlich viele Hunderttausende von Raummetern Scheiter und mächtigen Stämmen aus allen Schluchten, Hängen und Thälern des bayerischen Hochgebirges dem Flachlande zugeführt, während der tüchtige bayerische Forstmann dafür sorgt, daß der Wald sich durch reichlichen Nachwuchs immer wieder erneuere, und diese Quelle des Volkswohlstandes nicht versiege.

Vom großen Publikum nicht gekannt, in weltentlegener Stille verrichten die Holzer ihr nützliches Werk. Karg ist ihr Dasein, der Verdienst beträgt im besten Falle drei bis vier Mark täglich. Aber das Leben in der Wald-



Holzkähne am Isarufer.

einsamkeit erhält sie gesund an Geist und Körper, und ihr zwar rauhes, aber ernstes, friedfertiges und hilfreiches Wesen flößt Achtung ein. Die Holzer haben einen ausgeprägten Gemeinsinn, und das beste Einvernehmen herrscht stets zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern — den Forstbeamten und den Holzknechten. Krankenkassen und Pensionsvereine schützen vor Not bei Unglücksfällen und im Alter, und auch sonst ist der Holzer stets bereit, von seinem Wenigen zu geben, um einem in Bedrängnis befindlichen Kameraden zu helfen.

# Die Freierprobe.

Humoreske von Paul Bliss.

(Nachdruck verboten.)

Frau Melanie war Witwe, war jung, hübsch, liebenswürdig und gebildet, und hatte außerdem noch viel Geld. Und doch war sie nicht zufrieden. Ihre Einsamkeit drückte sie, ein gewisses Gefühl der Oede erfüllte ihre Brust, ihr Leben kam ihr so nutzlos vor, und nie hatte sie dies stärker empfunden als heute, wo sie allein unterm strahlenden Weihnachtsbaum saß, den sie, alter lieber Gewohnheit nach, eigenhändig ausgeschmückt hatte. Ein Weihnachtsabend und allein, da kommen wohl allerlei wehmütige Gedanken. Und die schöne, junge Witwe wäre wohl ganz melancholisch geworden, wenn nicht im Laufe des Abends wenigstens ihre Freundin Emma bei ihr vorgesprochen hätte, um sie auf ein Stündchen ihren Grübeleien zu entreißen.

„Aber warum hast du meine Einladung nicht angenommen, liebstes Herz, anstatt hier als Trauerweide zu sitzen?" fragte Frau Emma.

„Du weißt es ja," erwiderte Melanie. „Der Anblick eines fröhlichen Familienkreises, das Jauchzen der

Kinder würde mir um so schärfer zu Gemüte führen, was mir fehlt."

Emma sah die Freundin prüfend von der Seite an.

„Und warum verschaffst du dir das, wonach du dich sehnst, nicht selbst? Warum, liebe Melanie, heiratest du nicht wieder? An Bewerbern fehlt es dir doch wahrlich nicht. Oder solltest du durch die Erfahrungen deiner ersten Ehe zur Ehefeindin geworden sein?"

„Keineswegs. Aber zweifelhaft und mißtrauisch bin ich geworden, ob ich auch den Rechten finde. Die Ehe ist ja bekanntlich mehr oder minder ein Lotteriespiel. Doch heute habe ich mich entschlossen, eine Entscheidung demnächst herbeizuführen."

„Also der Rechte ist doch schon gefunden?" fragte Emma lächelnd.

„Nein, ich weiß es selber noch nicht, wen ich wählen soll. Drei Herren machen mir seit längerer Zeit den Hof. Sie gefallen mir im Grunde alle drei. Aber erst muß ich ihre Charaktere prüfen. Wer von diesen dreien mir der Rechte zu sein scheint und die Probe besteht, dem reiche ich meine Hand. Das nächste Weihnachtsfest soll bei mir wieder ein richtiges Familienfest werden."

„Eine Probe soll er bestehen?" fragte Frau Emma neugierig und gespannt.

„Gewiß, meine Liebe. Ich habe nach langem Nachsinnen einen Prüfstein gefunden, der mir das wahre Wesen der Männer enthüllt. Den will ich anwenden."

„Köstlich und originell! Und worin besteht er?"

„Das sage ich dir, wenn ich glücklich unter die Haube gekommen bin. Also bis dahin Geduld."

Lächelnd nahmen sie Abschied voneinander. Die erfahrene Emma konnte sich nicht enthalten, noch etwas spöttisch zu sagen: „Nimm dich nur in acht, daß dein Prüfstein dich nicht im Stiche läßt." — —

Gegen Mittag des nächsten Tages kam Doktor Müller, der jungen Witwe seinen Weihnachtsbesuch zu machen. Er war einer der in Frage kommenden Freier.

„Meine Gnädigste, ich wünsche Ihnen glückliche Feiertage. Ich bin entzückt, Sie so wohlauf zu sehen. Keine Spur mehr von der letzten Influenza!"

Galant küßte er ihr die Hand.

Und heiter entgegnete sie: „Ein Kompliment Ihrer eigenen Kunst, lieber Freund, Sie sind ja mein Hausarzt."

Sie setzte sich und bot auch ihm einen Stuhl an.

„Wissen Sie das Neueste, gnädige Frau?" sagte er, sich setzend. „Unser dicker Landgerichtsrat hat sich am Heiligabend verlobt."

„Das Unglück schreitet schnell," meinte sie launig und zuckte mit den Schultern, „sprechen wir lieber von etwas anderem."

„Aber warum denn? Das Thema ist ja so nett."

„Doktor!" Drohend lächelte sie ihm zu. „Ich weiß, wo hinaus das soll."

„Nun ja, Sie wissen, Frau Melanie, daß ich Sie liebe. Warum wollen Sie meinen Antrag nicht hören?"

„Weil ich Sie und mich vor einer Enttäuschung bewahren möchte."

„Sie glauben nicht an meine Liebe?"

„Warum setzen Sie mir die Pistole auf die Brust?"

„Scherzen Sie doch nicht mit so heiligen Gefühlen!"

Jetzt lachte sie laut auf und rief: „Wenn Sie doch wüßten, wie unglaublich komisch Sie in solcher edlen Aufwallung aussehen, lieber Doktor!"

„Ach, Sie sind herzlos, sonst würden Sie jetzt nicht schlechte Scherze machen!" Entrüstet stand er auf.

Sie aber lachte weiter. Nach einem Weilchen kam er wieder heran zu ihr. „Melanie, ich frage Sie ernsthaft: Glauben Sie nicht an meine Liebe?"

„Und wenn ich es nicht thäte?“

„Dann würde ich fragen müssen —“

„Mein lieber Freund, ich bin kein junges Mädchen mehr, sondern eine Frau, die Erfahrungen gemacht hat, und das Ergebnis meiner Erfahrungen ist folgendes. Ich teile das Leben des Mannes in drei Abschnitte; der erste heißt Liebe, der zweite heißt Genuß, und der dritte heißt —“ Zögernd und lächelnd sah sie ihn an.

„Nun, wie heißt er?“

„Bei dem dritten Abschnitt sind Sie jetzt angelangt, lieber Freund.“

„So? Und wie heißt er?“

„Er heißt — Ruhe.“

Peinlich berührt sah er sie an und fragte dann: „Und Sie glauben wirklich —?“

„Ja, ich glaube es wirklich. Aber ich liebe es nicht, wenn mein Mann einen Schlafrock trägt.“

„Mit Ihnen ist heute nicht ernsthaft zu reden, das sehe ich wohl,“ grollte er. „Also lassen wir es, bis Sie einmal weniger in Ulklaune sind.“

Er wollte gehen. Sie aber bat ihn, noch zu bleiben.

„Seien Sie heute mittag mein Gast.“

Ein wenig erstaunt sah er sie an.

„Vorausgesetzt natürlich, daß Sie nichts Besseres vorhaben.“

„Nein, ich bleibe gern.“ —

Das Mittagessen wurde aufgetragen, und sie saßen sich gegenüber. Er goß ihr goldhellen Rheinwein ein, und sie legte ihm von dem prachtvoll zubereiteten Fisch auf. Alles Vorhergegangene schien vergessen.

„Wie schmeckt Ihnen der Fisch?“

„Hervorragend! Ganz ausgezeichnet! Eine wahre Wohlthat für den kasteiten Magen eines Junggesellen.“ Und mit wohligem Behagen aß er weiter.

„Das freut mich. Darf ich Ihnen noch ein Stückchen reichen?"

„Wenn Sie die Güte haben möchten — so, danke, danke verbindlichst!"

Und wieder aß er weiter, ohne viel auf anderes als auf sein Mahl zu achten, so daß sie heimlich lächeln mußte.

Als zweiter Gang kamen Hammelrippchen mit jungen Gemüsen.

„Sie gestatten doch, lieber Freund, daß ich Sie bediene?" fragte sie lächelnd und nahm seinen Teller.

„Frau Melanie, Sie sind das entzückendste Wesen, das ich kenne. Auf Ihr Wohl!" Mit Begeisterung leerte er sein Glas, füllte es aber gleich wieder und machte sich dann über den zweiten Gang her.

Sie aß wenig, beobachtete ihn aber um so genauer. Als sie den Zeitpunkt für geeignet erachtete, begann sie: „Da Sie ein so guter Freund von mir sind, darf ich Ihnen übrigens ein Geheimnis anvertrauen."

Er nickte ihr zu, kaute aber tapfer weiter.

„Rechtsanwalt Bachmann hat mir einen Antrag gemacht."

„So, so, das dachte ich mir. So ein blöder Kerl!" Er sprach das so ganz leichthin, ohne jede Erregung, aß aber ruhig weiter, bis der Teller leer war.

Inzwischen war der Braten aufgetragen worden, von dem sie ihm ein paar tüchtige Scheiben vorlegte.

„Ah!" rief er begeistert. „Ihre Köchin versteht ihr Geschäft, das muß ich sagen! Solch einen Braten habe ich noch nicht gegessen."

„Freut mich außerordentlich," entgegnete sie launig, „ich werde das Gehalt meiner Köchin erhöhen, um mir dies Juwel zu erhalten."

„Prächtig! Prächtig!" Mit vollen Backen arbeitete er weiter.

Und nun begann sie wieder, langsam und leise lauernd: „Uebrigens muß ich sagen, daß der Anwalt gar kein übler Mann ist, er hat Lebensart und weiß etwas aus sich zu machen. Finden Sie das nicht auch?“

Aber Doktor Müller antwortete nichts, weil er zu sehr mit dem delikaten Braten beschäftigt war.

„Oder mögen Sie ihn etwa nicht leiden?“ fragte sie weiter.

„Wie? Wen?“ Erstaunt sah er auf von seinem Teller. „Ach so, Sie sprachen von dem Bachmann — Verzeihung! Na, es geht, ein ganz netter Mensch, bloß ein bißchen sehr von sich eingenommen.“ Und schnell nahm er die unterbrochene Mahlzeit wieder auf.

„Das kann ich durchaus nicht sagen, im Gegenteil, ich finde, daß er einem Frauenherzen recht gefährlich werden könnte. Aber darf ich Ihnen nicht noch ein wenig Braten anbieten?“

„Na ja, geben Sie mir noch ein Stückchen, es schmeckt gar zu gut,“ rief er strahlend.

Und als er wieder aß, sagte sie heiter: „Also nehmen Sie sich in acht, es ist Gefahr im Verzuge.“

Er aber verneinte nur lächelnd und kaute unbesorgt weiter, bis der Nachtisch serviert wurde.

Nach dem Essen nahm man den Kaffee, und als er sich behaglich eine Zigarre ansteckte, sagte sie: „Nun kann ich Ihnen übrigens auch gleich eine endgültige Antwort geben, lieber Doktor.“

Fragend sah er sie an.

Lächelnd fuhr sie fort: „Ich habe bei Tisch die genaue Beobachtung gemacht, daß Sie sich schon sehr stark in dem bewußten dritten Abschnitt befinden, und deshalb bedaure ich außerordentlich, Ihren Antrag ablehnen zu müssen.“

„Scherzen Sie doch nicht immerzu darüber.“

„O nein, diesmal ist es mir ernst.“

„Aber warum denn jetzt auf einmal der schnelle Entschluß?“ fragte er beängstigt.

„Weil Sie für einen Liebhaber einen zu guten Appetit haben, lieber Freund. Ich sprach Ihnen von einem Nebenbuhler, Sie aber dachten nur an Ihren Magen. Wenn das schon vor der Ehe geschieht, was soll dann erst noch später kommen?“

Er wollte noch zu seinem Besten reden, um sich wenigstens einen ehrenvollen Abgang zu schaffen, aber auch das mißlang, denn er redete sich immer tiefer hinein, bis es zuletzt nur die eine Möglichkeit gab, schnell zu verschwinden. —

Als er fort war, eilte sie an den Schreibtisch, lud den Rechtsanwalt Bachmann ein, sie heute abend zum Thee zu besuchen, und ließ den Brief sofort besorgen.

Jetzt wollte sie an dem zweiten Freier die Probe machen.

Pünktlich um sieben Uhr erschien der Rechtsanwalt, ein eleganter, schneidiger Herr.

Mit ritterlicher Eleganz begrüßte er sie und küßte ihr die Hand. „Meine Gnädige, Ihre Einladung hat mich riesig gefreut!“

Sie lächelte nur fein und hieß ihn willkommen.

Als sie fünf Minuten später am Kamin saßen, und auf dem Eßtisch der Theekessel summte, leitete er das Gespräch von den alltäglichen Neuigkeiten geschickt zu seinen eigenen Interessen über, indem er — genau wie der Doktor – fragte: „Wissen Sie übrigens schon, daß sich Landgerichtsrat Weber verlobt hat?“

Frau Melanie lächelte, nickte und sagte: „Doktor Müller erzählte es mir.“

Plötzlich fragte er: „Warum, meine liebe gnädige Frau, heiraten nicht auch Sie wieder?“

„Meinen Sie, daß ich mich beeilen müßte, um den

rechten Augenblick nicht zu verfehlen?“ Heiter sah sie ihn an.

Auch er wurde lustig. „Wenn ich das auch nicht so wörtlich meine, wie Sie es da sagen, so denke ich doch, daß diese Frage immerhin so viel Wichtigkeit für Sie hat, daß wir sie ernsthaft besprechen können.“

Einen Augenblick sah sie ihn an. Sie ärgerte sich, daß er ihr diese Lektion geben konnte, dann aber fand sie ihre Ruhe wieder und sagte mit ganz leiser Ironie: „Sie vergessen, lieber Freund, daß ich kein junges Mädchen mehr bin. Vor sechs Jahren, als ich heiratete, dachte ich ähnlich wie Sie, jetzt, nun ich die Ehe und das Leben kenne, denke ich anders darüber. Ich halte die Ehe für ein Lotteriespiel — der Vergleich mag alt sein, aber er ist treffend. Einmal bin ich in diesem Spiel mit keinem großen Gewinn herausgekommen; weshalb sollte ich also einen zweiten Versuch machen?“

„Weil man dem Glück die Hand bieten muß — um bei Ihrem Gleichnis zu bleiben.“

„Auch der Begriff von Glück ist verschieden. Wer sagt Ihnen, daß ich so, wie ich mir mein Leben jetzt eingerichtet habe, nicht glücklich bin?“

„Mit anderen Worten: Sie denken nicht wieder an eine Heirat.“

„Das will ich nicht gesagt haben,“ entgegnete sie zögernd und schaute in die Kaminglut. „Wenn der Rechte kommt, dann bin ich vielleicht doch nicht abgeneigt, über seinen Antrag nachzudenken.“

Er räusperte sich ein wenig, holte tief Atem und begann: „Nun, Frau Melanie, könnten Sie in mir nicht den Rechten sehen?“

Noch immer blickte sie in die Kaminglut und antwortete nichts.

„Sie müssen es doch längst gemerkt haben, daß ich

Ihnen mehr als bloße Freundschaft entgegenbringe, Frau Melanie."

Jetzt sah sie ihn an und nickte. „Ich weiß, daß Sie sich mit dem Gedanken tragen, mir einen Antrag zu machen. Sie sehen also, ich war darauf gefaßt, heute etwas derartiges von Ihnen zu hören."

Eine Pause entstand, beide sahen sich an.

Endlich fragte er: „Und was antworten Sie mir, Frau Melanie?"

Sie zuckte mit den Schultern, stand auf und sagte: „Kommen Sie zu Tisch, lassen Sie uns erst ein wenig essen."

Er folgte ihr, aber er ärgerte sich, daß sie ihn zappeln ließ. Er vermochte nur schwer, seinen Unwillen zu unterdrücken.

Als sie bei Tisch sich gegenüber saßen, bemerkte sie, daß er sich geärgert hatte. Aber ganz gleichmütig schob sie ihm die Schale mit den Kaviarbrötchen hin und bat ihn, zuzulangen.

Er dankte. „Wenn Sie gestatten, nehme ich nur ein wenig Thee," sagte er.

„Nein," bat sie, „das dürfen Sie mir nicht anthun! Geben Sie mir einmal Ihren Teller her — so, versuchen Sie erst einmal diese Kaviarschnitte, und dann ein wenig von der Pastete, auch ein Stückchen von der Ente, so — und dann werden Sie schon selber zulangen, wenn es Ihnen schmeckt."

Lächelnd besah er den Teller, den sie ihm so appetitlich angerichtet hatte. „Alle Achtung, Sie trauen mir einen gesegneten Appetit zu."

„Aber ich fühle mich gekränkt, wenn Sie nichts essen wollen bei mir. So etwas bin ich gar nicht gewöhnt."

Lächelnd sah sie ihn an. Er faßte offenbar Hoffnung.

Und so begannen sie zu essen, und es zeigte sich, daß auch er durchaus kein Kostverächter war.

Plötzlich begann sie: „Uebrigens bin ich Ihnen Offenheit schuldig, lieber Rechtsanwalt. Kennen Sie den Doktor Müller?"

„O ja," versetzte er und wurde aufmerksam.

„Kennen Sie ihn genauer?"

„Auch das."

„Er ist doch ein recht guter, braver Mensch, nicht wahr?"

„O ja" — und er legte Messer und Gabel fort.

„Ich halte ihn für einen prächtigen Mann, dem man sich wohl anvertrauen könnte. — Aber bitte, nehmen Sie doch noch ein wenig, bitte, ja!"

„Danke, danke," sagte er nur.

„Ein Stückchen Pastete oder etwas Salat."

„Ich muß wirklich danken," wehrte er jetzt so energisch ab, daß sie ihn scheinbar erstaunt ansah.

„Aber was fehlt Ihnen denn, lieber Freund? Sie sind ja plötzlich ganz erregt."

„O, es ist wohl nur der Thee — ich habe zu schnell getrunken." Mit Gewalt nahm er sich zusammen und fuhr dann ruhiger fort: „Uebrigens — woher kennen Sie denn den Doktor so genau, wenn die Frage gestattet ist?"

„Er interessiert mich."

„So, so!"

„Und ich möchte gern wissen, ob ich mich in meinen Beobachtungen nicht getäuscht habe."

„Und deshalb ließen Sie mich kommen?" Mit schlecht verstecktem Zorn sah er sie an.

„Ja," sagte sie mutig.

Es entstand ein längeres Schweigen. Scheinbar harmlos, als ob nichts geschehen wäre, saß sie da und knabberte an einem Biskuit, während er nervös über seine Serviette strich.

Endlich begann er mit erregter Stimme: „Also bitte, fragen Sie, was wünschen Sie von mir über Herrn Doktor Müller zu wissen? Wie seine Finanzen sind, oder wieviel Bier er trinkt, oder ob er sonst üble Angewohnheiten hat? — Fragen Sie nur ganz frei heraus. Wenn ich kann, will ich die denkbar beste Auskunft geben, denn so viel habe ich ja schon gemerkt — der gute Doktor hat große Anwartschaft, der bewußte „Rechte“ zu sein.“

Lächelnd sah sie ihn an. „Lieber Freund, Sie sind eifersüchtig, und das ist keine gute Eigenschaft.“

„Ich bedaure außerordentlich, daß ich Ihnen mißfalle, gnädige Frau, und ich bin überzeugt, daß meine Aussichten nunmehr sehr schlecht stehen,“ sagte er mit ironischem Lächeln. „Aber ich kann mir nicht helfen, das ist eben mein Naturell.“

Damit erhob er sich.

„Dann beneide ich die, welche einmal Ihre Frau wird, gewiß nicht.“ Auch sie stand auf, verletzt durch seine Schroffheit.

„Sie gestatten, daß ich mich empfehle, gnädige Frau.“

„Herr Rechtsanwalt —“

Mit stummem Gruß verschwand er. —

Als sie allein war, hatte sie den Aerger bereits überwunden und lachte nun laut auf. Das fehlte ihr auch gerade noch! Deshalb noch einmal ins Ehejoch gehen! Der erste ein Mensch, dem sein Magen über alles ging, und der zweite ein eifersüchtiger, selbstherrlicher Narr, der seinem Willen alles unterordnen würde — ach nein! Ehe sie eine solche Ehe einginge, lieber Witwe bleiben bis an das Lebensende!

Aber da war ja noch der dritte Freier. Gut, sie wollte auch das letzte noch versuchen.

Und sie setzte sich nieder und lud den Direktor Schmelzer für den nächsten Tag zum Essen ein.

Direktor Schmelzer, ein Mann von fünfunddreißig Jahren, war Vorstand einer Versicherungsgesellschaft; früher war er Offizier gewesen, ein tüchtiger Soldat und für jeden lustigen Streich zu haben. Dann aber mußte er schuldenhalber den Dienst verlassen und sich eine bürgerliche Stellung gründen. Jetzt hatte er sich mit Hilfe eines Onkels so weit arrangiert, daß seine Zukunft gesichert war. —

Am anderen Tage erschien also dieser dritte bei Frau Melanie, die ihn freundlicher empfing als die beiden ersten Freier.

„Nun, meine Gnädige," sagte er mit leichtem Sarkasmus, „was verschafft mir denn die Ehre, wieder mal Ihr Gast sein zu dürfen?"

„Geschäftliche Fragen, lieber Freund, über die ich mich mit Ihnen beraten möchte."

„O, wollen Sie Ihr kostbares Leben versichern?"

Lächelnd verneinte sie. „Sie überschätzen den Wert meines Daseins ganz entschieden."

„Ganz gewiß nicht. Für mich hat es unbezahlbaren Wert."

„Für Sie? Und das soll ich Ihnen glauben?"

„Weshalb wollten Sie es denn nicht glauben?"

„Weil ich Ihnen gar nicht so viel Geduld zutraue, daß Sie sich die Zeit nehmen, meinen Daseinswert zu prüfen."

„Den versteckten Vorwurf fühle ich ganz deutlich."

„Aber ich will Ihnen gar keinen Vorwurf machen, im Gegenteil, ich kann es recht gut verstehen, wenn ein Mann sein Leben genießt und das Gute nimmt, wo er es findet."

Er aber machte ein würdevolles Gesicht und sprach: „Das war einmal, das liegt weit hinter mir, jetzt bin ich schon lange vernünftig geworden, so vernünftig, daß ich sogar ganz ernsthaft an —"

„An eine Heirat denke," vollendete sie schnell.

„Wie Sie doch alles gleich erraten!" neckte er sie.

„Damit imponieren Sie mir aber gar nicht, lieber Freund, mir waren Sie viel lieber, solange Sie nicht ans Heiraten dachten," rief sie lustig.

„Erlauben Sie, gedacht habe ich ans Heiraten schon, solange ich hier bei Ihnen ein- und ausgehe, nur habe ich bisher nie davon gesprochen."

„O, Sie schlechter Mensch! Das verdient energisch bestraft zu werden," und drohend erhob sie die Hand.

„Ich strafe mich sofort selber," rief er heiter, nahm ihre Hand und bedeckte sie mit vielen innigen Küssen.

„Man kann Ihnen wirklich nicht zürnen," rief sie lachend.

„Das soll man auch nicht," entgegnete er mit angenommener Würde, indem er ihre Hand streichelte, „im Gegenteil, man soll mich recht gut und lieb behandeln, und wenn ich jetzt sage: Frau Melanie, ich habe Sie recht von Herzen lieb, dann soll man mir antworten: Ich dich auch!" Und wieder küßte er die kleine weiße Hand.

„Sie sind heute besonders gut bei Laune," rief sie und entzog ihm schnell die Hand.

Inzwischen war das Essen fertig.

„Kommen Sie zu Tisch, Sie unartiger Mensch!"

Belustigt reichte er ihr den Arm. „Ich verspreche Ihnen hier reuevoll, daß ich mich bessern werde."

„Ueber diese Brücke würde ich gewiß nicht gehen."

„Sie können es dennoch, als angehender Ehemann muß ich ja vernünftig werden."

Als sie sich gegenüber saßen, goß er ihr Wein ein, während sie ihm die Speisen auflegte.

„Schmeckt es Ihnen?" fragte sie, nachdem sie ihn ein Weilchen beobachtet hatte.

„Von Ihrer Hand serviert, schmeckt mir alles."

„Ich liebe keine Komplimente."

„Ich auch nicht."

„Weshalb machen Sie sie mir?"

„Ich sprach die Wahrheit."

Sie lächelte, schüttelte den Kopf und sagte: „Was soll man mit Ihnen anfangen?"

„Man soll mich heiraten," entgegnete er ganz ruhig.

„Wissen Sie übrigens, daß ich schon zwei Anträge bekommen habe?"

„Nur zwei? Ich dachte, es würden mindestens ein Dutzend gewesen sein."

„Und darüber beunruhigen Sie sich gar nicht ein bißchen?"

„Nein. Weshalb denn?"

„Nun, ich hätte doch einen Antrag annehmen können."

Und heiter verneinte er: „Ich habe keinen Gegner zu fürchten."

„Na, ein anständiges Selbstbewußtsein haben Sie ja, das muß man Ihnen lassen!"

„Ohne das kommt man auch nicht weiter."

Sie sahen sich an. Er lächelte. Sie aber wurde ein wenig unsicher und senkte den Blick.

Nach einem Weilchen fragte sie: „Aber warum essen Sie denn gar nicht mehr? Es schmeckt Ihnen wohl nicht?"

„O danke, es schmeckt vortrefflich, aber das Essen spielt nicht die wichtigste Rolle in meinem Dasein."

Sie sah, er ging ihr nicht ins Garn, hier verfehlte ihr Prüfstein die Wirkung.

Nach Tisch sprachen sie von den Geschäften. Sie wollte einige Papiere kaufen und erbat seinen Rat. Jetzt war er ganz der ernste Geschäftsmann. Sie aber merkte, daß sie ihm gegenüber nicht mehr den harmlosen Plauderton anschlagen konnte, daß sie ihre Ruhe und Sicherheit

nicht mehr wie sonst besaß, und deshalb wurde sie kleinlaut und nervös.

„Fehlt Ihnen etwas, Frau Melanie?" fragte er besorgt, als er ihre Blässe bemerkte.

„Nein, danke, es ist nichts" — aber sie ließ sich doch in einen Sessel fallen und schloß eine Sekunde lang die Augen.

Langsam trat er hinter ihren Stuhl, fuhr mit der Hand leise streichelnd über ihr Haar und nannte ganz leise und bittend ihren Namen.

Da schlug sie die Augen auf und sah ihn an. Und da zog er sie an sich und gab ihr den ersten Kuß. Und dann schlang sie ihre Arme um seinen Hals und erwiderte den Kuß.

* * *

Ein Vierteljahr später waren sie Mann und Frau. Als sie von der Hochzeitsreise zurückkehrten und in ihr trauliches Heim einzogen, fanden sich auch einige ihrer alten Freunde und Verehrer ein.

Frau Melanie begrüßte sie freundlich, denn sie war noch zu sehr daran gewöhnt, daß man ihr von allen Seiten den Hof machte, und dachte, daß dies auch jetzt noch so bleiben würde.

Ihr Mann dagegen behandelte den größten Teil der Freunde sehr kühl, so daß viele von ihnen bald wieder verschwanden.

„Was hast du denn gegen die Menschen, daß du so kühl bist?" fragte sie ihn erstaunt.

„Gar nichts," sagte er heiter, aber bestimmt, „ich habe gar nichts gegen sie, aber ich mag es nicht, daß meine Frau sich von jedem den Hof machen läßt."

Damit ließ er sie stehen.

Erstaunt sah sie ihm nach. So hatte sie ihn noch nie gesehen. Sie wußte gar nicht, was sie davon denken

sollte. Vor der Ehe war er doch ganz anders gewesen. Bei Tisch trafen sie sich wieder.

Als sie sich gegenüber saßen, fing sie wieder davon an, weshalb er ihre ehemaligen Freunde so kurz behandelt habe.

Und da entgegnete er: „Weshalb wollen wir uns denn die Freude an dem guten Mittagessen verderben um der fremden Leute willen? Das hier ist doch eine viel wichtigere Beschäftigung.“

Und dabei aß er tapfer darauf los und überließ sie ihren Betrachtungen.

Und wieder sah sie ihn erstaunt an. Zum zweitenmal machte sie eine neue Entdeckung an ihm, eine Entdeckung, die ihr denn doch zu denken gab.

Und wie nun die Tage so dahingingen, kam sie nach und nach dahinter, daß ihr Mann ganz anders war, als er sich ihr vor der Ehe gezeigt hatte. Erstens war er eifersüchtig und setzte seinen Willen stets durch; zweitens war er ein Freund von guter Küche, so daß sie fast immer zu thun hatte, für seinen verwöhnten Gaumen zu sorgen. Also gerade die beiden Eigenschaften, die sie nach ihrer damaligen Prüfung als nicht vorhanden gewähnt hatte, gerade die hatte er, während jeder der beiden anderen Freier doch nur e i n e n dieser Fehler an sich hatte.

Ach, wie schwer hatte sie ihr unfehlbarer Prüfstein im Stiche gelassen!

Sie ärgerte sich, schämte sich aber, ihre Niederlage einzugestehen, und ertrug ihr Schicksal mit Würde und weiblicher Geduld.

Als dann aber ein Jahr später ein kleiner blonder Stammhalter ankam, da hatte sie nichts mehr zu leiden; nun war der Erbe die wichtigste Person im Hause, dem zuliebe jeder gern ein Opfer brachte.

Und von dem Tage an grollte sie auch ihrem Manne nicht mehr, sondern sie liebte ihn als den Vater ihres Kindes, dem sie alles zu Gefallen that, was er auch von ihr verlangen mochte. —

Als die gute Freundin Emma sie aber einmal fragte: „Du wolltest mir doch immer mal deinen „Prüfstein“ verraten?“ — da antwortete sie: „Ach, das kommt doch immer alles ganz anders, als wir es uns gedacht haben.“

# Der Kongostaat.

## Geographisch-geschichtliche Schilderung.

### Von Professor E. Koller.

Mit 13 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Der Kongo, der zweitlängste Strom Afrikas, der mit 4640 Kilometer Länge nur dem Nil nachsteht, besitzt ein Stromgebiet, das etwa sechsmal so groß ist als das Deutsche Reich. Von seinem Entdecker, dem Portugiesen Diego Cão, erhielt er 1484 den Namen Rio de Padrão, das heißt Pfeilerfluß, nach einem an der Mündung errichteten, mit dem portugiesischen Wappen versehenen Grenzpfeiler. An dieser Entdeckungsfahrt nahm auch der Deutsche Martin Behaim teil, der über den Kongo folgendes berichtet:

„Nachdem Cão das Kap Lopez hinter sich gelassen hatte, gelangte er an einen Fluß, der bei den Eingeborenen Zaïre heißt. Er ist durch seine Wassermasse bemerklich und fällt zu der Zeit, wo in jenen Landen Winter ist, mit solcher Macht ins Meer, daß man noch zwanzig Meilen von der Küste sein süßes Wasser findet."

Aus dieser gewaltigen Wassermasse schlossen die Portugiesen auf einen weit im Inneren liegenden Ursprung, und so findet sich schon in einer vor dem Jahre 1500

gezeichneten Karte die Quelle dieses Stromes in einen nahe der Südostküste liegenden See verlegt, aus dem auch der Nil fließt. Zu jener Zeit bestand an der Mündung




Karte des unteren Kongogebietes.

des Kongo ein mächtiges Negerreich, dessen Häuptling Mani-Kongo, das heißt Herr des Landes Kongo, bald für den friedlichen Verkehr und für das Christentum gewonnen wurde und bis 1509 als Johann I., König von

Kongo, regierte. In seiner an einem Nebenflusse gelegenen Hauptstadt Ambassi ließen sich bald auch Missionare nieder, die ihr den Namen San Salvador gaben. Sie wurde der Hauptsitz der portugiesischen Macht in Afrika und entwickelte sich bald zu einer großen Stadt mit schönen Straßen, zahlreichen stattlichen Gebäuden und einer gewerbthätigen Bevölkerung. Nach und nach jedoch geriet sie in Verfall, und heute steht an ihrer Stelle nur ein Dorf mit etwa 200 erbärmlichen Hütten und 700 schmutzigen Negern. Nur wenige Ruinen, unter denen die Ueberreste einer Kathedrale die wichtigsten sind, erinnern noch an die einstige Blüte.

Ueber den Kongo und sein Stromgebiet war jahrhundertelang keine zuverlässige Kunde zu erlangen, obschon von Zeit zu Zeit Reiseberichte erschienen, wie zum Beispiel die nachstehende, von einem Kapuzinerpater herrührende, phantasiereiche Schilderung aus dem Jahre 1645:

„Unter den vielen großen und kleinen Flüssen, welche das Kongoland durchströmen, ist der mächtigste der Zaïre, der nach den uns gemachten Mitteilungen aus einigen beständigen Wasserfällen entspringt, welche den Nil bilden. Beide Flüsse kommen aus derselben Quelle; der Nil fließt nordwärts durch ganz Afrika, bis er sich in das Mittelländische Meer ergießt, und der Zaïre strömt in entgegengesetzter Richtung über mächtige Abhänge nach Westen und windet sich durch Klippen und Felsenbänke oft mit einem solchen Getöse, daß dasselbe noch in zwei oder drei Meilen Entfernung die Bewohner taub macht. Das Wasser dieses Flusses, das im Abwärtsfließen an Menge immer zunimmt, bildet Wirbelströmungen, breitet sich an einigen Stellen so weit aus, daß man kaum die gegenüberliegenden Ufer unterscheiden kann, und ergießt sich schließlich durch sieben große Mündungen in den

Atlantischen Ozean. Seine Schnelligkeit erschreckt selbst die kühnsten Lotsen, die es für unmöglich erklären, über



Der Markt in Njangwe.



das offene Wasser zu setzen. Die Flußinseln sind stark bevölkert und sehr gut kultiviert. Ueberall im Königreich Kongo giebt es viele Flüsse, die jedoch weniger ihrer

Schnelligkeit, als der zahlreichen Krokodile, Flußpferde, ungeheuren Schlangen und anderer Ungetüme wegen, für welche wir keine Namen haben, bemerkenswert sind.“

Sichere Errungenschaften hat die Geographie dieses Tropengebietes erst in der neueren Zeit aufzuweisen, und zwar verdanken wir die erste genaue und bestimmte Auskunft über den unteren Lauf des Kongo der im Jahre 1816 von der britischen Regierung ausgesandten Expedition unter dem Befehl des Kapitäns Tuckey. Unglücklicherweise starben von den dabei beteiligten 56 Europäern 18, darunter Tuckey selbst, innerhalb der kurzen Zeit von drei Monaten, wodurch dieses Unternehmen, das zu den schönsten Hoffnungen berechtigt hatte, ein jähes Ende fand. Die seit dem 15. Jahrhundert bestandene Annahme, daß der Kongo und der Nil einem großen Binnensee entspringen, hatte sich bis auf unsere Zeit erhalten, und erst als 1858 die Entdeckungsreisenden Burton und Speke den Tanganjika und Viktoriasee und ein Jahr später Livingstone den Nyassa erreichten, kam man zu der Ueberzeugung, daß der bis dahin angenommene Binnensee nicht vorhanden ist, dafür aber mehrere einzelne Seen, die verschiedenen Stromgebieten angehören.

Die wirkliche Kongoforschung beginnt mit Livingstone, der schon 1854 einige südliche Zuflüsse desselben überschritten hatte und 1868 bis an den Luapula vordrang, den er anfänglich für einen Quellarm des Nils hielt. Als er aber im nächsten Jahre seinen berühmten Vorstoß nach Njangwe am Lualaba, der nördlichen Fortsetzung des Luapula, machte, stieg in ihm die Vermutung auf, daß dieser der Quellfluß des Kongo sei. Von da an bis zu seinem Tode im Jahre 1873 widmete er seine Kraft ganz der Erforschung des Quellgebiets der beiden großen Ströme, deren Wasserscheide erst nach und nach durch spätere Reisende, in letzter Linie durch den Franzosen

Liotard und durch Marchand auf seinem berühmt gewordenen Zuge nach Faschoda festgestellt worden ist. Livingstones Plan, den Lualaba hinunterzufahren, um zu untersuchen, ob er wirklich zum Stromgebiet des Kongo gehöre, scheiterte an dem Widerstand der arabischen Sklaven-



From Harper's Magazine. Copyright, 1900, by Harper & Brothers.

Die Stanleyfälle mit den Fischreusen.

händler in Njangwe; ebenso erging es dem Reisenden Cameron, der keine Fahrzeuge erhalten konnte. Die Lösung des Rätsels war der kühnen Thatkraft Stanleys vorbehalten, mit dessen Wirksamkeit ein neuer Zeitabschnitt in der Geschichte des schwarzen Erdteils beginnt.

Henry Morton Stanley, dessen eigentlicher Name John

Rowland und der nicht, wie gewöhnlich angenommen, amerikanischer, sondern englischer Abkunft ist, da er 1841 in der Grafschaft Denbigh in Wales geboren wurde, war durch seine mit großen Schwierigkeiten verbundene Auffindung Livingstones in Udjidji am Tanganjikasee im Jahre 1871 mit einemmal berühmt geworden. Drei Jahre später unternahm er im Auftrage der Besitzer des „New York Herald" und des Londoner „Daily Telegraph" eine neue Afrikareise, um die bis dahin gemachten Entdeckungen zu vervollständigen. Am 21. September 1874 von Sansibar ausgehend, erreichte er im Februar 1875 den Viktoriasee, den er während der nächsten zwei Monate in Kähnen umfuhr. Nachdem er das umliegende Gebiet erforscht und noch weitere Seen entdeckt hatte, traf er im Mai 1876 zum zweitenmal in Udjidji am Tanganjika ein, wo er beschloß, den Zusammenhang zwischen dem Lualaba und dem Kongo zu erforschen. Zu diesem Zwecke rüstete er seine Expedition neu aus und trat dann seinen denkwürdigen Zug nach Westen durch ein von wilden Negerstämmen stark bevölkertes Land an. In der Nähe des Lualaba traf er zufällig mit dem berüchtigten arabischen Elfenbein- und Sklavenhändler Mohammed bin Mohammed, genannt Tippu Tib, zusammen, der ihm unter gewissen, in einem Vertrage festgestellten Bedingungen seine Unterstützung mit einem Gefolge von zweihundert bewaffneten Kriegern zusagte. Nach wenigen Tagen erreichten sie Njangwe, die am weitesten nach Westen vorgeschobene Niederlassung der Araber, deren Handelsmarkt Stanley folgendermaßen schildert:

„1000 bis 3000 Eingeborene beiderlei Geschlechts und von dem verschiedensten Lebensalter strömen hierher zusammen. Wie sehr ähnelt dieser Marktverkehr mit seinem Lärm und seinem Gemurmel menschlicher Stimmen unseren Märkten! Derselbe Wetteifer im Anpreisen der Waren,

die heftigen, lebhaften Bewegungen, die ausdrucksvollen Gebärden, der forschende und prüfende Blick, der wechselnde Gesichtsausdruck der Geringschätzung und des Triumphes, der Besorgnis, Freude und des Beifallspendens!“ — Auf diesem Markte ist alles zu haben, was



Leopold II., König der Belgier.

überhaupt in Afrika einen Wert besitzt: Sklaven, Vieh, Stoffe, Töpferwaren, Brennholz, Lebensmittel, Waffen, Gerätschaften, Schmuckgegenstände u. s. w.

Von Njangwe aus erreichte die Expedition nach einem vierzehntägigen, höchst beschwerlichen Marsche durch den Urwald den Lualaba wieder, worauf das mitgebrachte, in fünf Teile zerlegbare Boot „Lady Alice“ flott gemacht

wurde. Nun begann mit der Fahrt auf dem Quellflusse des Kongo eine wahre Leidensgeschichte von Kämpfen, Entbehrungen, Hunger und Krankheit. In einem hartnäckigen Kampfe mit den Wilden gelang es Stanley, 38 Kähne zu erbeuten, von denen er 23 behielt, um seine Mannschaft unterzubringen, die bisher mit den



From Harper's Magazine. Copyright, 1900, by Harper & Brothers.

**Boma am unteren Kongo.**

Arabern den Fluß entlang zu Fuß gegangen war. Nach einem großen Abschiedsfeste kehrte Tippu Tib mit seinen Leuten um, und Stanley setzte mit 148 Begleitern seine Fahrt fort, die durch die wiederholten Angriffe der Wilden, die mühevolle Umgehung der zahlreichen Stromschnellen und der sieben aufeinander folgenden Stanleyfälle, sowie durch den häufigen Mangel an Lebensmitteln eine fast ununterbrochene Reihenfolge von Gefahren und Leiden war. Endlich, am 9. August 1877, dem 999. Tage nach der Abreise von Sansibar, langte die Expedition

in einem Zustande gänzlicher Erschöpfung in der Hafenstadt Boma nahe der Mündung des Kongo an. Das Kongorätsel war gelöst!

Als Stanley nach der Durchquerung des dunklen Weltteils im Januar 1878 von Sansibar nach Europa zurückkehrte, um sich von den gehabten Anstrengungen zu



From Harper's Magazine. Copyright, 1900, by Harper & Brothers.

**Basoko.**

erholen, ließ er es sich nicht träumen, daß er noch vor Ende des Jahres eine neue Expedition nach den Ufern jenes Flusses vorbereiten würde. Allein als er in Marseille eintraf, erwarteten ihn daselbst zwei Abgesandte des Königs Leopold II. von Belgien, um ihm mitzuteilen, daß der König Wichtiges in Afrika zu thun gedenke und dabei auf seine Mitwirkung rechne. Auf diese Weise traten zwei Männer miteinander in Beziehung, welche von großem Einflusse auf die Geschicke Afrikas werden sollten — König Leopold II. und Stanley.

Schon im Herbst 1876 hatte der für große Kolonialunternehmungen begeisterte König von Belgien eine internationale Konferenz nach Brüssel eingeladen, aus welcher die „Association internationale pour l'exploitation de l'Afrique centrale“ hervorging, die zu allseitiger Forscher- und Kulturthätigkeit anregte. In verschiedenen Staaten bildeten sich Zweigvereine, so auch in Deutschland, wo sich die schon 1873 gegründete „Deutsche Afrikanische Gesellschaft“ zur „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ umgestaltete, welche sich die Erforschung des südlichen Kongobeckens zum Ziele setzte, während in dessen nördlichem Teile die Franzosen ein Kolonialreich gründeten. Nach Stanleys Rückkehr bildete sich unter dem Vorsitze Leopolds II. ein neues, von der genannten internationalen Gesellschaft unabhängiges Privatunternehmen unter dem Namen „Comité d'études du Haut Congo“, in dessen Dienste Stanley trat, um eine neue, großartige Expedition zu unternehmen. Ungeheure Vorräte von Tauschwaren, Gerätschaften, Waffen, Munition und Konserven wurden angesammelt, und ein Dampfboot mit einem Schnellfeuergeschütz, vier Dampfbarkassen nebst Booten und Transportwagen zur Beförderung der zerlegbaren Dampfer ausgerüstet. Im August 1879 landete Stanley mit den in Sansibar angeworbenen Arbeitern in der Hafenstadt Banana an der Kongomündung, um auf dem Flusse eine Dampfschiffverbindung einzurichten und an geeigneten Stellen Stationen anzulegen. Nach etwa achtstündiger Fahrt auf dem 10 Kilometer breiten, inselreichen Strome wurde Boma, ein wichtiger, aus zahlreichen Faktoreien und verschiedenen Missionsanstalten bestehender Handelsplatz erreicht. Weiter stromaufwärts, an dem äußersten zu Schiff erreichbaren, von der Mündung 184 Kilometer entfernten Punkte gründete Stanley die Station Vivi. Da von hier bis zum Stanleypool die Schiffahrt

streckenweise durch Stromschnellen und Wasserfälle unmöglich gemacht wird, so mußte unter ungeheuren Schwierigkeiten eine 80 Kilometer lange Straße über zerklüftete Felsen und tief eingeschnittene Schluchten angelegt werden, deren Bau auf die Eingeborenen einen solchen Eindruck



From Harper's Magazine. Copyright, 1900, by Harper & Brothers.

Eingangsthor von Basoko.

machte, daß sie Stanley fortan Bula Matari, das heißt Felsenbrecher, nannten. Infolge dieses elf Monate dauernden Straßenbaues und einer gefährlichen Erkrankung Stanleys langte die Expedition erst im Juli 1881 am Stanleypool an, einem See, von dem aus der Strom auf eine Entfernung von 1700 Kilometer ohne Unterbrechung bis zu den Stanleyfällen schiffbar ist, welche im Dezember 1883 erreicht wurden. Den Unterschied

zwischen dem ruhig dahinfließenden und dem durch Felsen eingeengten gewaltigen Strom schildert Stanley sehr anschaulich in folgender Stelle seiner Reisebeschreibung:

„Der furchtbare Strom ist nicht mehr das herrliche Gewässer, dessen mystische Schönheit und edle Erhabenheit, dessen ruhiges, auf einer Bahn von beinahe 900 Meilen ununterbrochenes Fluten uns trotz der wilden Scenen, welche die Natur und die Menschen an seinen Gestaden bieten, immer bezaubert hat; er ist im Gegenteil zu einem wütenden Flusse, einem riesigen Bergstrome geworden, welcher in einem abschüssigen Bette rauschend hinabstürzt; Lavariffe versperren ihm den Weg und hervorspringende Bergwälle, Reihen von ungeheuren Steinmauern, so daß er sich in vielgekrümmtem Laufe bald durch tiefe Schlünde winden muß, bald wieder über gewaltige Terrassen in einer langen Reihe hoher oder niedriger Wasserfälle und Stromschnellen hinabstürmt."

Auch von der Landschaft an den Ufern des Flusses mit ihrer üppigen, farbenprächtigen tropischen Vegetation giebt Stanley eine sehr anziehende Schilderung.

Unterwegs wurden verschiedene Nebenflüsse streckenweise befahren und zahlreiche Stationen angelegt, zu welchen seither noch als eine der wichtigsten die an der Einmündung des mächtigen Aruwimi in den Kongo gelegene Station Basoko hinzugekommen ist. Sie wurde mit für die umwohnenden Negerstämme uneinnehmbaren Befestigungen versehen und gewährt einen stattlichen Anblick.

Auf der Fahrt nach den Stanleyfällen, wo die „Fallstation" gegründet wurde, kam die Expedition an zahlreichen Negerdörfern, darunter solchen mit regelmäßigen Dorfstraßen und großen Häusern und Hallen, vorbei. Jedes Haus besitzt auch einen mit einem Zaun von gerade aufgerichteten Blöcken sauber und ordentlich umgebenen



From Harper's Magazine Copyright, 1900, by Harper & Brothers.

**Negerhütten in Basoko.**

Hof. Auf der Landseite sind diese Dörfer gewöhnlich durch Gräben und Wälle geschützt.

Nach Anlage der Fallstation trat Stanley im Dezember 1883 den Rückweg zur Küste an, bei welcher Gelegenheit er mit den eingeborenen Häuptlingen 450 Verträge abschloß. Seine Aufgabe war dadurch erfüllt. Die nun erforderlichen Arbeiten waren vorwiegend diploma-



From Harper's Magazine. Copyright, 1900, by Harper & Brothers.

Negerdorf bei den Stanleyfällen.

tischer Natur. Vor allem handelte es sich für die „Association internationale du Congo", wie sich das „Comité d'études" jetzt nannte, um die Gründung eines Freistaats, der von den Mächten anerkannt werden sollte, damit nicht irgend eine europäische Macht von dem Gebiet Besitz ergreife; denn bereits hatte Portugal mit England einen auf das Küstengebiet und den Unterlauf des Kongo bezüglichen Vertrag abgeschlossen, der ihm bedeutende Vorrechte einräumte, und Frankreich hatte seit dem erfolgreichen Vor-



From Harper's Magazine



Haus eines Negers in Bornok.

gehen Brazzas im Jahre 1877 den Grund zu dem großen französischen Kolonialbesitz „Congo Français“ gelegt.

Zur Lösung der entstandenen Schwierigkeiten trat auf Grund einer seitens des Deutschen Reiches ergangenen Einladung im November 1884 in Berlin die Kongokonferenz zusammen, auf welcher fast ganz Europa und die Vereinigten Staaten von Nordamerika vertreten waren. Die Unterhandlungen dauerten bis zum 26. Februar 1885, an welchem Tage die sogenannte Generalakte unterzeichnet wurde, welche Erklärungen über die Handelsfreiheit im Kongobecken, die Unterdrückung des Sklavenhandels, die Neutralität des Freihandelsgebiets, die Schiffahrt auf dem Kongo und die Regeln für zukünftige Besitzergreifungen in Afrika enthielt.

Die eigentliche Gründung des Kongostaates fand statt, nachdem die belgischen Kammern den König Leopold II. ermächtigt hatten, das Haupt eines anderen Staates zu werden, worauf der König der Belgier die Mächte benachrichtigte, daß die Besitzungen der internationalen Kongogesellschaft fortan einen unabhängigen, neutralen Staat bilden würden, und daß der König den Titel eines Herrschers desselben angenommen habe. Die Bildung des unabhängigen Kongostaates wurde am 1. Juli 1885 in Boma verkündet und von allen Mächten anerkannt.

Dieser neue Staat umfaßt ein Gebiet von etwa 2,400,000 Quadratkilometer mit einer vorläufig unbestimmbaren, auf 12 bis 40 Millionen geschätzten Einwohnerzahl. Im Norden ist er durch das französische Aequatorialafrika und den Sudan, im Osten durch Britisch- und Deutsch-Ostafrika, im Süden durch britische und portugiesische Besitzungen, im Westen durch den Ozean begrenzt. Das Land ist in zwölf Bezirke eingeteilt, in welchen nach und nach mit großer Mühe Regierung und Verwaltung organisiert und befestigt worden sind. Eine



From Harper's Magazine. Copyright, 1900, by Harper & Brothers.

Parade in Stanleyville.

Hauptschwierigkeit liegt in der großen Entfernung der Stationen und der mangelhaften Verbindung zwischen denselben.

Die bei den Stanleyfällen errichtete Station wurde 1886 von den Arabern zerstört, deren Einfluß im ganzen Osten des Kongogebiets, namentlich aber in der schon genannten Stadt Njangwe fühlbar ist.

Die hauptsächlich von belgischen Offizieren befehligte bewaffnete Macht zählt etwa 25,000 Eingeborene. Die Marine besteht aus etwa 40 Fahrzeugen, unter denen sich mehrere kleine Flußdampfer befinden.

Die Einrichtung der Verwaltung und die Förderung des Verkehrs verschlangen große Summen, zu deren Deckung der König von Belgien bedeutende Beträge aus Privatmitteln gewährte, da die Einnahmen des Staates anfänglich viel zu gering waren. Eine Besserung trat ein, als die im Jahre 1890 zu Brüssel tagende Antisklavereikonferenz, deren Hauptzweck die Unterdrückung des Sklavenhandels war, auch über die finanzielle Lage des Kongostaates verhandelte, und ein besonderes Abkommen getroffen wurde, welches die Erhebung eines Eingangszolls auf die in das Kongobecken eingeführten Waren gestattete. Infolgedessen stiegen die Einnahmen, die 1890 gegenüber einer Gesamtausgabe von 4,500,000 Franken nur 1,180,000 Franken betragen hatten, im Laufe von sieben Jahren bis zu 15,000,000 Franken, wobei sie aber immer noch hinter den ebenfalls beträchtlich vermehrten Ausgaben zurückblieben. Seither hat sich auch der Handel des Landes erfreulich entwickelt, und zwar hauptsächlich durch die Ausfuhr von Elfenbein, Kautschuk, Palmnüssen, Palmöl, Kaffee, Wachs, Kopal, Erdnüssen und Häuten und die Einfuhr von Woll- und Baumwollgeweben, Glaswaren, Messingdraht, Waffen, Munition, Kurzwaren und Spirituosen.



From Harper's Magazine



Kleines Kriegsboot mit Maschinengewehr.

Die wichtigsten Bodenerzeugnisse sind Maniok, Mais, Erdnüsse, Bataten, Bananen und in neuerer Zeit auch Kakao, Tabak, Zuckerrohr und indischer Hanf. Der Boden, über dessen Ertragsfähigkeit die Ansichten sehr verschieden sind, ist meist mit einem mannshohen Grase bewachsen, welches dem Landschaftsbilde ein charakteristisches Aussehen verleiht, wie aus folgender Schilderung des deutschen Reisenden Dr. Pechuël-Loesche hervorgeht:

„Ockerfarben, leicht sepiabraun abgetönt, im Sonnenlichte goldig schimmernd, bekleiden die lockeren hohen Grasbestände die Gipfel und Hänge. Vereinzelt lugen charakteristische Steppenpflanzen, kümmerlich belaubte Büsche und Zwergbäumchen aus den wogenden Halmen, hie und da überragt durch Gruppen von Oelpalmen und Adansonien. Wo verheerende Grasbrände ihren Lauf genommen haben, liegen zart graue und schwarze Flecken und Streifen wie Riesenmuster in dem warmen Gelb, die Ferne verschwimmt in bläulichem Dufte.“

Voraussichtlich werden auch die ausgedehnten Urwälder, in einigen Gegenden auch die neu entdeckten Quecksilber- und Goldminen im Laufe der Zeit eine reiche Ausbeute liefern.

Die Verbindung mit der Küste geht hauptsächlich auf dem Wasserwege vor sich, da der Kongo mit seinen zahlreichen Nebenflüssen zusammen annähernd 10,000 Kilometer schiffbare Wasserstraßen bietet; dagegen fehlt es an guten Wegen und Landstraßen. Da der Lauf des Kongo streckenweise durch Stromschnellen und Wasserfälle für die Schiffahrt gesperrt ist, so sah man sich zur Anlage einer Eisenbahn genötigt, die in den letzten Jahren von Matadi am Südufer des Flusses bis zu der 400 Kilometer entfernten Stadt Leopoldville am Stanleypool gebaut worden ist. Außer dieser Hauptlinie giebt es am Kongo auch noch zwei weitere von Boma ausgehende Bahnen.

Ferner legen gegenwärtig belgische Ingenieure im Süden des Kongostaates die Strecke einer Bahn durch den erz-



From Harper's Magazine. Copyright, 1900, by Harper & Brothers.

Der Kongodampfer „Baron Dhanis“.

reichen Katangabezirk nach dem Tanganjikasee fest, und demnächst soll auf Befehl des Königs Leopold II. mit den Vorarbeiten für eine dritte Kongobahn begonnen werden, die von dem Nebenflusse Itimbiri zum Nilhafen Nedschaf

bei Gondokoro führen soll. Nach der Erbauung dieser etwa 1000 Kilometer langen Linie wird dann eine große Verkehrsstraße quer durch Afrika von der Kongomündung bis zum Nildelta hergestellt sein.

Telegraphenverbindungen bestehen einstweilen zwischen der Küste und dem Stanleypool; von hier aus sollen drei weitere Linien nach dem Aequator, den Stanleyfällen und dem Tanganjika fortgeführt werden, welch letztere namentlich auch für Deutsch-Ostafrika wichtig sein wird. Da die Grenze zwischen diesen beiden Nachbarländern noch nicht vollständig festgestellt ist, was im vergangenen Frühling zu einem Zusammenstoß zwischen deutschen und kongostaatlichen Truppen in dem streitigen Grenzgebiete am Kiwusee und Russisifluß geführt hat, so sind die beiderseitigen Regierungen am 10. April 1900 in Brüssel unter ausdrücklichem Vorbehalt ihrer Rechte und Ansprüche übereingekommen, zunächst eine genaue Bestimmung der Lage des Kiwu und des Russisi an Ort und Stelle durch eine gemischte Kommission von vier Fachmännern vornehmen zu lassen, die ihre Arbeit innerhalb zweier Jahre beendigen soll.

Trotz vieler Mißgriffe in der Verwaltung, sowie in der Behandlung der Eingeborenen seitens einzelner Stationskommandanten oder Truppenführer, wodurch häufige Aufstände hervorgerufen worden sind, schreitet die Entwickelung des Kongostaates entschieden vorwärts und wird sich um so schneller vollziehen, je eher die großartigen Pläne der Durchquerung Afrikas durch Schienenwege von Ost nach West und von Kairo bis zum Kap der guten Hoffnung ihre Verwirklichung finden.

# Mannigfaltiges.

**Eine deutsche Weihnachtsfeier unter hohen Breiten.** — Am 15. Juni 1869, nachmittags 3 Uhr, erfolgte in Bremerhaven im Beisein des Königs Wilhelm I. von Preußen die Abfahrt der mit Hilfe des deutschen Volkes ausgerüsteten zweiten Nordpolexpedition. Zwei Schiffe, die „Germania" und die „Hansa", traten unter den Jubelrufen der versammelten Volksmenge die gefahrvolle Fahrt nach dem eisigen Norden an.

Wie die Expedition verlaufen, ist im allgemeinen bekannt, weniger dagegen sind es die Erlebnisse der einzelnen, und das Weihnachtsfest erinnert uns an das, was wir aus dem Munde eines dieser kühnen deutschen Nordlandsfahrer über die Erlebnisse im arktischen Meere und seine Weihnachtsfeier auf mächtiger Eisscholle vernommen haben.

Beide Schiffe, die „Germania" und die „Hansa", waren bereits hoch in die Polarregion vorgedrungen und befanden sich inmitten treibenden Scholleneises. Am 20. Juli sahen sich die Schiffe zum letztenmal. Unser Steuermann sah mit seinen Genossen von der „Hansa" in den letzten Julitagen in der Ferne die dunkle Felsenküste von Ostgrönland, und von den vielen Seehunden, welche sich in den Fluten und auf dem vorbeitreibenden Eise tummelten, fiel gar manches Exemplar der Bemannung als willkommene Beute in die Hände. Immer dichter und dichter wurde das Eis. Die „Hansa" hielt auf die Küste zu; aber immer unwahrscheinlicher wurde es, diese zu erreichen. Schließlich lag das Schiff an einem großen Eisfelde fest, welches bald zum

Tummelplatze der Mannschaft wurde. Sie taufte die einzelnen Berge des Eisfeldes feierlich; so hieß ein großer Eisblock „der Teufelsdaumen“ und der höchste „Sinai“, während zwei andere mächtige Eismassen das „Brandenburger Thor“ benannt wurden. In dieser Zeit wurden häufig auch Eisbären geschossen, deren frisches Fleisch den Nordpolfahrern ganz vortrefflich mundete.

So vergingen der August und der größte Teil des September leidlich angenehm. Bald jedoch galt es, Vorbereitungen für den Winter zu treffen. Da sie die Möglichkeit, die „Hansa“ zu verlieren, zu erwägen hatte, so nahm die Mannschaft den Bau eines festen Hauses auf dem Eisfelde in Angriff. Das Feuerungsmaterial, das man an Bord mitführte, bestand aus Briquettes. Diese benutzte man zum Bau, streute feinen Schnee zwischen die Fugen und begoß ihn mit Wasser. Diese Art Mörtel gab eine dichte Verbindung, denn schon nach zehn Minuten waren die zusammengefügten Briquettes fest aneinander gefroren. Den Dachstuhl fertigte man aus Segelspieren und Faßstäben und bedeckte ihn mit Segeltuch, während man den Fußboden mit Briquettes belegte und das Ganze alsdann mit einer Holzthür versah. In Zeit von sieben Tagen war dieses Kohlenhaus unter Dach und Fach, und nun versah man es mit Proviant.

Bald darauf brach ein heftiges Unwetter mit Schneetreiben los, welches innerhalb fünf Tagen Haus und Schiff fast vollständig verschüttete. Durch den Schneedruck hatte sich das Eis ringsum vom Schiffe losgetrennt, und es begann jenes unheimliche Geräusch des arbeitenden Eises, von dem alle Nordpolfahrer zu erzählen wissen. Das knallte und dröhnte, quietschte und pfiff gar gewaltig unter der Eisfläche und klang bald wie ein Gewirr von Stimmen, bald wie das Knarren von Thüren und dann wieder wie das Bremsen eines Eisenbahnzuges. Das Eisfeld hatte sich im Treiben gedreht und drängte nun stärker an das Küsteneis heran. Aller Brust erfüllten bange Befürchtungen, die nur zu bald in Erfüllung gehen sollten. Man räumte in großer Eile das Schiff und versah das Haus mit allem Notwendigen, schaffte auch die beiden Oefen auf das Eis, sowie Kleider, Bettzeug und Proviant. Schon kurze Zeit darauf entdeckte die Mannschaft, daß Wasser in das Schiff eingedrungen

war, und das Fahrzeug zu sinken begann. Schnell wurde alles Greifbare aus dem Schiffe auf das Eis gebracht, und dann begab sich die ganze Mannschaft zum letztenmal auf das Schiff, um von ihm Abschied zu nehmen. Der Kapitän durchschnitt die Leine, welche das dem Untergang geweihte Fahrzeug mittels Eisankers noch am Eisfelde festhielt. Das Schiff hielt sich noch auf einige Stunden, endlich sah die trauernde Mannschaft das schöne Fahrzeug versinken. Die drei Boote hatte man auf dem Eise hin zum Hause gezogen, wo sie zur Aufbewahrung von allerlei Gegenständen dienten.

Nun ging es an das Wohnlichmachen des Hauses. Den Kajütenspiegel hing man an die hintere Wand, darunter ein kostbares Barometer. Der Länge nach durchschnitt den Raum ein bretterbelegter Gang, zu dessen beiden Seiten quer Pritschen zum Schlafen errichtet und darauf Strohsäcke gelegt wurden. An den mit Segeltuch bespannten Wänden waren Borde angebracht, auf denen Bücher, Instrumente und Kochgeschirre ihren Platz fanden. Der Kochofen, sowie ein zweiter Ofen gaben dem Raum hinreichende Wärme, und durch ein Klappfenster im Dache konnte man frische Luft einlassen. Nachdem so einigermaßen Ordnung hergestellt worden war, belebte frischer Lebensmut die armen Schiffbrüchigen.

Allmählich hatte der Schnee die Höhe des Hauses erreicht; nur noch das Dach sah daraus hervor. Nun gruben die Männer einen Gang rund um das Haus in den Schnee, der als Speise- und Vorratskammer diente. Auf einem Schneehügel hinter dem Hause hatte man die große Flagge aufgehißt. Täglich wurde ein Tagesbefehl ausgegeben, um die Leute entsprechend zu beschäftigen. Man durchforschte das Eisfeld in seiner ganzen Ausdehnung und maß es. Es umfaßte sieben Seemeilen. Auch erlegte man in diesem Zeitabschnitte etliche Eisbären und ein großes Walroß. Das gab Abwechslung und war ein Mittel gegen die Niedergeschlagenheit, die sich der Mannschaft, besonders während des Dämmerlichtes der Polarnacht, mehr und mehr zu bemächtigen drohte.

Näher und näher rückte jetzt das Weihnachtsfest, und immer häufiger weilten die Gedanken der armen Schiffbrüchigen in der

trauten Heimat. Da lautete eines Morgens der Tagesbefehl des Kapitäns, es habe ein jeder zur Christbescherung eine Ueberraschung zu bereiten. Das gab zu denken und verscheuchte den Trübsinn, und alsbald entwickelte sich ein geheimnisvolles Treiben auf dem Eise. Jeder suchte sich ein anderes Plätzchen aus, an dem er ungestört seine Weihnachtsvorbereitungen treffen könnte. Der eine begab sich nach dem „Brandenburger Thor", der andere nach dem Berg „Sinai", um dort seine Ueberraschungen in stand zu setzen. Die beiden Steuerleute hatten aus dem Schiffe einen alten Reisigbesen mitgenommen. Diesen trugen sie, unter ihrem Pelz versteckt, zum „Brandenburger Thor" und machten sich dort an die Arbeit. Sie bohrten in den Besenstil ringsum Löcher und steckten in diese Reiser in der Form eines Tannenbaums. Ein sorgfältig aufbewahrter Wachsstock gab die Lichter, und schwerlich haben jemals zuvor Weihnachtskerzen von solch einem Weihnachtsbaum gestrahlt.

Am 24. Dezember, während ihre Gefährten abwesend waren, richteten die Steuerleute diesen Christbaum her. Manche Thräne der Wehmut rann den Heimkehrenden in den Bart, als sie die schwarze Kohlenhütte im hellen Weihnachtslichterglanz erblickten. Da war keiner unter ihnen, der auf der grönländischen Eisscholle nicht der fernen deutschen Heimat gedacht hätte, wo heute in der Eltern und der Freunde Haus der grüne Tannenbaum erstrahlte. Feierlich erklang das Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht" durch die Stille der Polarnacht.

Darauf erfolgte die Bescherung. Zunächst wurde der Kapitän mit einem Pulverhorn und einer Tasche bedacht, welche die Gefährten gemeinsam für ihn gearbeitet hatten. Sodann wurden die Kisten mit den Weihnachtsgeschenken, welche ihnen die Ausrüstungskommission in Bremerhaven mit an Bord gegeben hatte, geöffnet, und ihr Inhalt verlost. Da gab es allerhand Instrumente, auch Spiele, wie Damenbrett, Hampelmänner, Schokolade und Pfeffernüsse, so daß im Kreise unserer Schiffbrüchigen bald eine echt deutsche Weihnachtsstimmung herrschte.

„Wenn diese Weihnachten die letzten sind, die wir erleben," schrieb einer der Gefährten in sein Tagebuch, „so waren sie immer noch schön genug. Ist uns aber eine glückliche Heim-

kehr beschieden, so werden die nächsten ein noch schöneres Fest sein."

Und keinem von den dreizehn todesmutigen deutschen Männern blieb diese Hoffnung unerfüllt, alle kehrten sie heim, doch keiner hat auch das denkwürdige Weihnachtsfest vergessen, das unter jenen hohen Breiten so stimmungsvoll gefeiert worden war. E. König.

**Grüne und blaue Menschen.** — Zu Lisieux, einer kleinen Stadt in der Normandie, gab im Mai des Jahres 1828 Direktor Poisson mit seiner Schauspielertruppe Vorstellungen, die aber nur schlecht besucht wurden infolge des wunderschönen Frühlingswetters, welches die Leute zu Spaziergängen ins Freie lockte, so daß sie den Kunsttempel verödet ließen. Poisson konnte schließlich die Gagen, so gering sie auch waren, nicht mehr bezahlen, und er glaubte, daß er bald würde Bankerott machen müssen. Soviel er auch sein erfinderisches Gehirn anstrengte, es wollte ihm kein Rettungsmittel einfallen.

Eines Vormittags hatten sich die Mitglieder seiner Gesellschaft zu einer Probe im Theater eingefunden; nur ein Hauptmitglied, der Komiker Rosambeau, fehlte noch. Der Theaterdiener rannte endlich fort, nach einem Hause in der Nachbarschaft, wo der Komiker bei einem biederen Färbermeister wohnte.

Nach wenigen Minuten kam der Sendbote ganz verstört zurück. „Herr Rosambeau kann nicht kommen," keuchte er.

„Warum nicht? Er hat sich doch hoffentlich nicht aufgehängt?"

„Nein, das nicht, aber beinahe wäre der Unglückliche ertrunken. Er ist unversehens in einen Farbenbottich gefallen, ist zwar glücklich herausgezogen worden, doch grasgrün über und über, und der Färber sagt, daß die Farbe so echt sei, daß dagegen nicht viel ausgerichtet werden könne. Es gehöre Zeit dazu, um die Farbe von der Haut zu bringen. Wenigstens vier Wochen lang wird Rosambeau so grasgrün bleiben, also kann er unmöglich jetzt auftreten."

Hatte der brave alte Theaterdiener geglaubt, daß diese vermeintliche Unglücksbotschaft den bedrängten Direktor gänzlich in den Abgrund der Verzweiflung stürzen würde, so sah er zu seiner Ueberraschung sich darin völlig getäuscht. In Poissons Geist dämmerte bei Anhörung des Berichts ein grasgrüner Hoffnungs-

schimmer auf. Ist ja doch auch Grün wirklich die liebliche Farbe der Hoffnung.

„Eine wahre Glücksbotschaft!" rief er strahlend. „Der liebe Rosambeau reißt uns aus der bösen Patsche, in die wir hier geraten sind. Denn nun haben wir ja, was wir brauchen, um mit magnetischer Gewalt die Leute scharenweise ins Theater zu locken: etwas nie Dagewesenes, etwas ganz Unerhörtes und nie Gesehenes, ein großartiges Naturwunder, nämlich einen grünen Menschen!"

Poisson eilte sofort zum Färbermeister und bewog diesen und dessen Leute zum Verschweigen des Vorfalls. Darauf begab er sich in das Zimmer des Komikers. Rosambeau wusch sich gerade mit aller Energie das Gesicht.

„Halten Sie ein!" rief der Direktor. „Zerstören Sie nicht dies schöne Werk des Schicksals. Welch ein herrliches Grasgrün!"

„Es scheint, Sie sind damit sehr zufrieden?"

„Jawohl, denn damit ist Geld zu verdienen. Hören Sie meinen Plan!"

Rosambeau hörte, staunte und ließ sich mit Begeisterung auf die Spekulation ein.

Durch große Plakate wurde in der Stadt angekündigt das mehrmalige Gastspiel des „grünen Menschen", eines ausgezeichneten Originalclowns von den Inseln des Grünen Vorgebirges an der afrikanischen Küste.

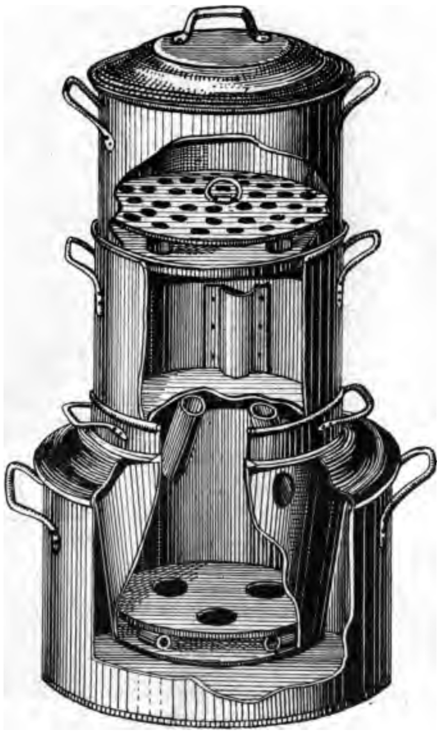
Am Abend war das Theater zum Erdrücken voll. Der grasgrüne Rosambeau, höchst phantastisch und abenteuerlich kostümiert, machte seine tollen Sprünge und sang nach bekannten und beliebten Melodien in einer von ihm selbst ganz willkürlich erfundenen „Wildensprache" unverständliche Couplets, die rauschenden Beifall fanden.

Weitere Vorstellungen hatten ebenfalls viel Zulauf. Poisson rieb sich vergnügt die Hände.

Dann zog die Truppe nach anderen Städten. Ueberall erregte der „grüne Mensch" Sensation. Freilich gab es vernünftige Leute genug, welche ihn für einen Humbug, für einen grünen Schwindel erklärten. Aber dennoch strömte, um ihn zu sehen, das Publikum ins Theater und das Geld in die Kasse.

Unterdessen hatte Rosambeau natürlich einigemal den grünen Anstrich erneuern müssen.

Die Konkurrenz verdarb endlich dies gute Geschäft. Es erschienen auch auf anderen Bühnen „grüne Menschen“, ja schließlich sogar „blaue“, denn die Farbe dazu war ja leicht zu beschaffen. Die Sache verlor den Reiz der Neuheit, und das Publikum mochte zuletzt weder die grünen noch die blauen Menschen mehr sehen, und sie verschwanden, um nicht wiederzukehren. F. L.


Der Etagen-Dampftopf.

**Neue Erfindungen: I. Der Etagen-Dampftopf.** — Die Materialverschwendung beim Heizen unserer Zimmer ist noch immer ungeheuer, nur ein geringer Teil der durch die Verbrennung der Kohle entwickelten Wärme kommt uns zu gute, das meiste entweicht durch den Schornstein, und jede kleine Verbesserung in der Konstruktion unserer Oefen ist daher ein bedeutender wirtschaftlicher Gewinn. Noch schlimmer sieht es in dieser Hinsicht in der Küche aus, trotz des englischen Sparherdes. Bei vollkommener Ausnützung der in der Kohle gebundenen Energie könnten wir mit einem ganz kleinen Teil des jetzt nötigen Brenn-

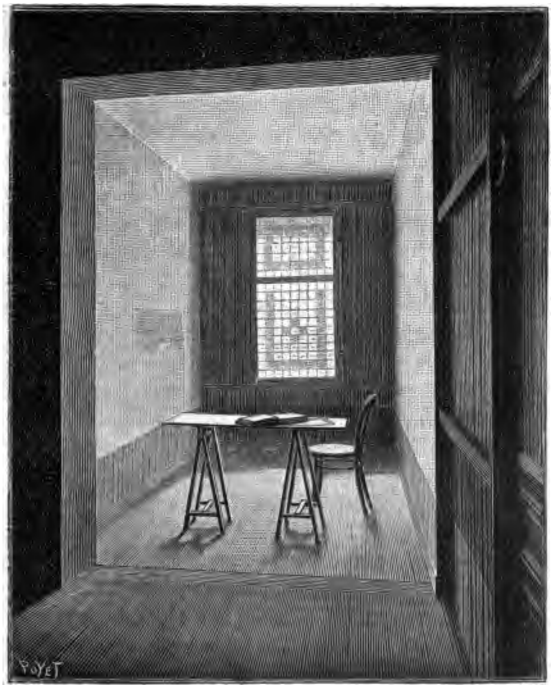
materials unsere Speisen kochen. Aber der Herd, der solches ermöglicht, ist noch ein Ideal der Zukunft. Da müssen wir es freudig begrüßen, wenn wenigstens von anderer Seite her eine praktische und Brennstoff ersparende Neuerung kommt. Eine



Ein Zimmer bei Beleuchtung durch gewöhnliche Fenster.

solche ist der Etagen-Dampftopf, der aus drei in- und übereinander stehenden Kochtöpfen besteht und es ermöglicht, auf einer Feuerstelle gleichzeitig Fleisch, Gemüse und Kartoffeln zuzubereiten. Der Etagen-Dampftopf ist für jeden gewöhnlichen Herd, sowie für Petroleum- und Gaskochherde verwendbar und in drei verschiedenen Größen erhältlich. F 3

II. Die Luxfer-Prismen. — Licht und Luft sind die größten Beförderer und Erhalter unserer Gesundheit. In lichtarmen Räumen gedeihen alle Krankheitskeime, während helles Licht sie abtötet. Es ist daher eine der ersten Anforderungen




Ein Zimmer bei Beleuchtung durch Luxfer-Prismen.

der Gesundheitspflege für den Stadtbewohner, daß er so viel Licht als nur möglich in seine Wohnzimmer dringen lasse. Leider läßt es sich bei der Bauart der modernen Mietshäuser, bei der jeder Winkel ausgenützt werden muß, selten erzielen, daß alle Zimmer genügend hell sind. Die nach den engen Höfen zu gelegenen Zimmer, wie die im Erdgeschoß leiden durchgängig

unter dem Mangel an Beleuchtung, es herrscht fast den ganzen Tag darin eine Art Dämmerung. Diesem Uebelstande kann jetzt abgeholfen werden durch eine neue Erfindung, die Luxfer-Prismen*), die den Zweck haben, das von oben her spärlich und schief hereinfallende Licht aufzufangen und gleichmäßig über das ganze Zimmer zu verteilen. Scheiben aus Luxfer-Prismen erfüllen diese Anforderung auf das beste. Es sind kleine Scheiben von 10 Centimeter im Geviert, nach außen glatt, nach innen treppenartig gestuft. Die Stellung der Prismenkanten ist verschieden. Es muß stets am betreffenden Orte erst festgestellt werden, welcher Prismenwinkel für die Ablenkung und Verteilung des Lichtes hier der günstigste ist. Die kleinen Luxfer-Prismenscheiben werden je nach Bedarf durch galvanoplastische Fassungen (Kupferbänder) zu großen Fensterscheiben vereinigt und bilden ein so festes Ganze, daß sie selbst bei Feuersbrünsten nicht auseinanderfallen. Unsere Bilder stellen ein Zimmer im Erdgeschoß eines Großstadthauses dar, und zwar zuerst mit frei durch das offene Fenster einfallendem Licht, sodann mit geschlossenem Fenster aus Luxfer-Prismen. Der Unterschied in der Beleuchtung ist so augenfällig, daß sich die neue Erfindung jedenfalls sehr schnell Bahn brechen wird. F. Z.

**Seltsame Kur.** — Im 16. Jahrhundert war das Hotel Rambouillet der Brennpunkt des litterarischen Lebens in Paris. Täglich kam dort eine Gesellschaft von geistreichen Herren und Damen zusammen, welche sich mit litterarischen Themen und der Kunst beschäftigten und so unterhielten. Ein ständiger Besucher dieses Hotels war auch der Marschall Grammont, bekannt als besonderer Liebhaber von Champignons. Einmal verzehrte er ein solches Quantum dieser herrlichen Pilze, daß es ein förmliches Entsetzen bei der ganzen Gesellschaft hervorrief. Der witzige Schriftsteller Chaudebonne schlug nach dem Fortgehen des Marschalls der

---

*) Wir entnehmen die folgenden Angaben, sowie die Illustrationen dem soeben erschienenen, prächtig ausgestatteten 21. Jahrgange des „Neuen Universum“, jenes beliebten Jahrbuches der interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, das den Erwachsenen als belehrender Hausfreund, der reiferen Jugend als eines der begehrtesten und nützlichsten Weihnachtsgeschenke längst bekannt ist.

Gesellschaft einen Witz vor, welcher allgemeinen Beifall fand. Sie bestachen den Diener des Marschalls, daß er ihnen die sämtlichen Röcke seines Herrn über Nacht zur Verfügung stellte. Mehrere Schneider mußten bis zum Morgen alle diese Röcke enger machen.

Am nächsten Morgen besuchte Chaudebonne mit ganz unschuldiger Miene den Marschall. Dieser ließ sich gerade einen Rock reichen und war nicht wenig überrascht, als er entdeckte, daß ihm der Rock auffallend zu eng war. Er zog den zweiten, dritten, vierten an — aber alle waren gleich eng.

„Mein Gott!“ rief er endlich entsetzt, „mir scheint, die gestrigen Champignons haben mich aufgebläht.“

Chaudebonne bemerkte teilnahmsvoll, daß diese Schwämme eine solche Wirkung in der That hervorbringen, ja, daß einer seiner Anverwandten an den Folgen ihres übermäßigen Genusses sogar gestorben sei.

Der Marschall hielt sich plötzlich für krank, gefährlich krank. Er fing an, über Kopfschmerzen zu klagen, über Magenschmerzen, über Schmerzen im ganzen Leibe, legte sich zu Bette und schickte nach dem Arzt.

„Nun, noch ist nicht alles verloren,“ beschwichtigte ihn Chaudebonne, „ich kenne ein Rezept, welches in gleichem Falle meinen Onkel rettete.“

„Wirklich?“ rief der Marschall frisch aufhoffend, „dann erbarmen Sie sich meiner und schreiben Sie mir das Rezept auf. Dort ist Tinte und Feder.“

Chaudebonne schrieb ganz im Ernst das Rezept, reichte es dem Marschall, und dieser las: „Nimm einen Schneider und laß dir die Röcke wiederum um so viel weiter machen, um wie viel wir sie über Nacht enger gemacht haben.“

Dieses Rezept machte den Marschall plötzlich gesund, so daß er noch viele Jahre ein Gegenstand der Unterhaltung war in dem Hotel Rambouillet. Champignons hat er dort aber nie mehr gegessen. F. H.

**Rentabilität der Geflügelmast.** — Die Nutzerträge der in Haus und Hof gehaltenen Geflügeltiere bestehen nicht nur allein in der Eierproduktion und in der Gewinnung von Fleisch und

Fett, sondern auch in der Erzeugung von Dünger, in der Lieferung von Federn und in der Brutaufzucht. Die Eierproduktion, das heißt das Halten guter Legehühner, die bei einer entsprechenden Fütterung und Pflege viele Eier legen, ist ein rentabler und müheloser Zweig der Geflügelzucht. Denn wenn den Hühnern das erforderliche Futter gereicht wird und diesen außerdem ein freier Grasgarten und Straßenauslauf zur Verfügung steht, so kann ein gutes Legehuhn pro Jahr 120 bis 150 Stück Eier legen.

Schwieriger gestaltet sich die Brutaufzucht, indem zur Erlangung kräftiger und widerstandsfähiger Kücken nicht nur gewisse Kenntnisse in den Aufzuchtsbedingungen, wie dem Zusammenstellen der Elterntiere, Auswahl der Eier u. s. w., erforderlich sind, sondern auch die Aufzucht, Hege und Pflege der Kücken mancherlei Mühewaltungen verursacht.

Während sich der Nutzertrag in der Eierproduktion auf das ganze Jahr verteilt, wobei ein gutes Legehuhn nach Abzug der Unterhaltungs- und Futterkosten noch einen Reingewinn von drei bis fünf Mark bringt, gestaltet sich der Nutzertrag einer rationellen Geflügelmast günstiger und vorteilhafter.

Zur Fleisch- und Fettmast kann man sowohl Gänse, wie Enten, Hühner und Puter heranziehen. Je nachdem man für die Mastprodukte eine gut bezahlte Absatzquelle hat, werden nach den örtlichen Verhältnissen vorwiegend Gänse, Puter oder Hühner gemästet. Am häufigsten wird die Fettmast von Gänsen betrieben, zumal die Gänse bei ihrer Gefräßigkeit und guten Verdauung viel Fett und Fleisch ansetzen und in kurzer Zeit mastreif werden.

Um gute und sichere Mastresultate zu erzielen, empfiehlt es sich, nur junge, ein- bis zweijährige Gänse zur Mast einzustellen, zumal sich diese leichter auffüttern lassen und in der Fettproduktion schnelle Fortschritte machen. Aeltere Gänse bedürfen, entgegen jungen Tieren, eine längere Mastzeit, wobei sie außerdem weniger Fett ansetzen und ein hartes, strohiges Fleisch liefern.

Außer dem Alter der Tiere hängt die Schnellmast auch von den zur Verwendung kommenden Futterstoffen ab. Zu Mast-

zwecken sind daher nur solche Futterstoffe zu verwenden, die einen hohen Gehalt an Eiweiß und Fett besitzen und schnell zur Verdauung gelangen. Neben Hafer und Haferschrot bilden Mais und Maismehl, Roggenkleie, abgerahmte Milch, Mehle u. s. w. gute und schnellmästende Futterstoffe.

Um bei den zur Mast eingestellten Gänsen eine erhöhte Freßlust und eine normale Verdauung zu erzielen, bedürfen diese frisches und reines Wasser, sowie kleinkörnigen Sand und mancherlei Reizstoffe. Dem Sand fällt die Aufgabe des Zerkleinerns und Zermalmens der in den Magen lagernden Futterstoffe zu, daher dieser gewissermaßen die Zähne ersetzt.

Die Reizstoffe, wie Salz und Pfeffer, die dem Mastfutter in kleinen Quanten beizumischen sind, regen den Appetit und Durst an, wodurch eine erhöhte Freßlust eintritt.

Die schnellere oder kürzere Mastreife der Gänse wird auch durch den Aufenthalt im Stalle, sowie die Beschaffenheit des Aufhalteraumes gefördert oder zurückgehalten. Gänse, die sich in engen Behältern befinden und in der freien Bewegung gehindert sind, gehen mehrere Tage zeitiger aus der Mastreife hervor. Ebenso trägt Ruhe im Stalle, sowie das Reinhalten der Tiere sehr viel zur schnelleren Mastreife bei.

Tiere, die in der Mastzeit beunruhigt werden oder in unreinen und kotigen Ställen hausen und denen keinerlei Gelegenheit zum Baden und Reinigen des schmutzigen Gefieders geboten wird, setzen im Verhältnis zu rein gehaltenen Gänsen weniger Fett an. Ebenso leiden die unrein gehaltenen Gänse an der Federnfäule oder dem Federnbrand, indem den Tieren die Bauchfedern abfaulen, wodurch das Aussehen der Gans und der allgemeine Wohlgeschmack des Fleisches wesentlich beeinflußt werden.

Um dem Fleische eine schöne und zarte Beschaffenheit zu geben, empfiehlt es sich, zwei bis drei Tage vor dem Schlachten die Mastgänse mit lauwarmer Milch zu tränken.

Daß Gänsemast rentabel ist und einen lohnenden Gewinn abwirft, zeigt nachstehendes Mastresultat. Es wurden 16 Stück gut gefütterte Stoppelgänse zur Mast eingestellt, wobei sich die Kosten, wie folgt, beliefen:

| | | |
|---|---|---|
| 60 Kilo Erbsen | 9 Mk. | 60 Pf. |
| 58 Kilo Kleie und Futtermehl | 7 „ | 56 „ |
| 47 Kilo Kartoffeln | 1 „ | 75 „ |
| Ankaufspreis pro Stück 3 Mk. 25 Pf. | 52 „ | — „ |
| Unterhaltungskosten und Arbeit pro Stück 40 Pf. | 6 „ | 40 „ |
| Sonstige Ausgaben: Einstreu, Salz, Pfeffer, Milch ꝛc. | 4 „ | 80 „ |
| Summe der Ausgaben | 82 Mk. | 11 Pf. |

Geschlachtet und gereinigt wogen die Gänse 89 Kilo.

| | | |
|---|---|---|
| 89 Kilo Fleisch und Fett à Kilo 1 Mk. 50 Pf. | 133 Mk. | 50 Pf. |
| $1^3/_4$ Kilo Federn à Kilo 5 Mk. | 8 „ | 75 „ |
| 32 Stück Flügel à Stück 6 Pf. | 1 „ | 92 „ |
| Summe der Einnahmen | 144 Mk. | 17 Pf. |

K. Schinke.

**Noch einmal die „Feuerprobe“.** — Im 2. Bande des laufenden Jahrganges befindet sich auf Seite 220 ein hochinteressanter Artikel über die Feuerprobe, zu dem ich einige Ergänzungen zu geben mir erlauben möchte.

Die Erklärung für die Thatsache, daß bei den im Mittelalter auch in Deutschland üblichen „Gottesurteilen“ oft Personen über weißglühendes Eisen mit nackten Füßen gingen, ohne sich zu verletzen, ist schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts von Leidenforst, 1743—1794 Professor an der Universität Duisburg, gegeben worden.

Der „Leidenforstsche Versuch“ besteht darin, daß man einen Wassertropfen auf eine glühende Platinschale bringt. Hierbei wird nicht, wie man erwarten sollte, der ganze Tropfen unmittelbar in Dampf aufgelöst, sondern in dem Augenblick, in welchem der Tropfen die glühende Platinfläche berührt, verwandelt sich nur die äußerste Schicht desselben wegen der hohen Temperatur der Unterlage in Dampf von so hoher Spannung, daß dieser im stande ist, das Gewicht des Wassertropfens zu tragen und so eine direkte Berührung des Wassers mit dem glühenden Platin zu verhindern. So ruht der Tropfen gewissermaßen auf einem elastischen Dampfkissen, und da der Wasserdampf ein sehr schlechter

Wärmeleiter ist, so kann die Wärme auch nicht von der glühenden Unterlage zu dem Wasser des Tropfens gelangen.

Dieser letztere zeigt dabei ein Verhalten, das man den „sphäroidalen Zustand" nennt, und welches darin besteht, daß derselbe eine eigentümlich schwingend-rotierende Bewegung annimmt, während sich sein Volumen allmählich verringert. Dabei bleibt seine Temperatur stets unter dem Siedepunkt des Wassers.

Erhält man durch Unterfeuerung die Platinschale auf der hohen Temperatur, so dauert der sphäroidale Zustand des Tropfens an, bis der letztere sich ganz aufgelöst hat; läßt man aber die Unterlage erkalten, so wird bei einer bestimmten Temperatur die mit der Abkühlung geringer werdende Spannkraft des Dampfkissens nicht mehr im stande sein, das Gewicht des Wassertropfens zu tragen, dieser wird mit der Unterlage, deren Temperatur immer noch über dem Siedepunkt des Wassers liegt, in direkte Berührung kommen und mit einem zischenden Geräusch plötzlich seiner ganzen Masse nach verdampfen.

Uebrigens beruht das wohl jeder Hausfrau bekannte eigentümliche Verhalten von Wassertropfen, die aus dem Kessel auf die heiße Herdplatte geraten, auf demselben Prinzip: sie gehen eben, wenn die Platte nur heiß genug ist, in den Leidenforstschen sphäroidalen Zustand über. Die Bedingung für das Zustandekommen des „Leidenforstschen Phänomens" ist eben die, daß die Temperatur der Unterlage hinreichend hoch über dem Siedepunkt der Flüssigkeit liegt.

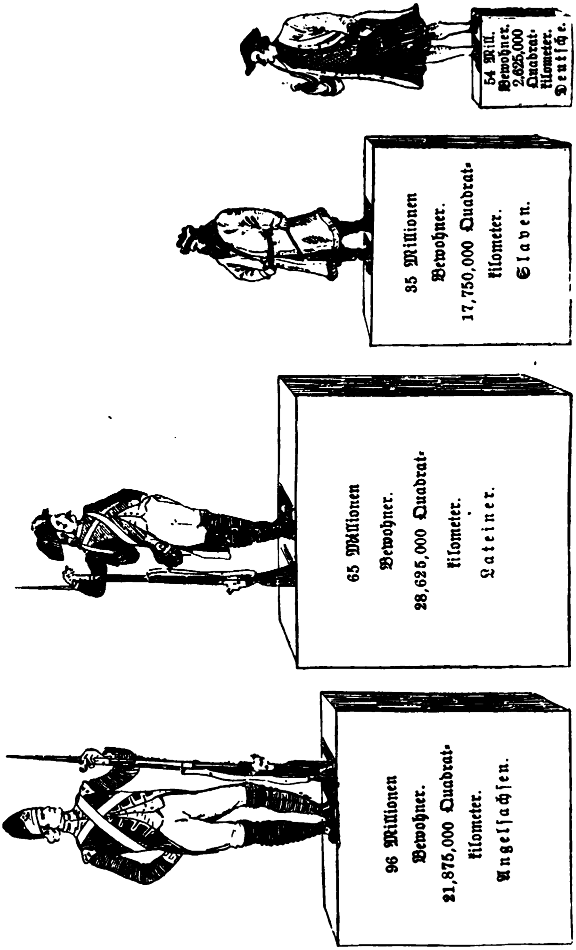
Am auffallendsten zeigte sich die Erscheinung bei einem Versuch des englischen Physikers Faraday, welcher ein Gemenge von Aether und fester Kohlensäure, eine der stärksten Kältemischungen, in einen glühenden Platintiegel brachte. Das Gemenge nahm dabei den sphäroidalen Zustand an und behielt eine so niedrige Temperatur, daß in dem glühenden Tiegel Quecksilber zum Gefrieren gebracht wurde.

Ganz auf dieselbe Weise erklärt sich nun der Vorgang bei der Feuerprobe. Bekanntlich ist die unempfindliche Epidermis, die äußerste Schicht der Haut des menschlichen Körpers, gerade an den Fußsohlen sehr dick. Betrat nun der zur Feuerprobe Verurteilte mit bloßen Füßen die Unterlage, und war dieselbe

heiß genug, so verwandelte sich die äußerste Schicht der Epidermis, die noch dazu meist eine ziemlich große Menge Feuchtigkeit enthält, augenblicklich in Dampf von so hoher Spannung, daß derselbe das Gewicht des Körpers zu tragen im stande war, und der Verurteilte ging auf dem so entstandenen Dampfkissen unversehrt über das weißglühende Eisen. Aber wehe ihm, wenn das Eisen nicht bis zur vollsten Weißglühhitze erwärmt worden war! Dann genügte die nun natürlich geringere Spannkraft des Dampfes nicht, um eine Berührung der Fußsohle mit dem heißen Eisen zu verhindern, und ein Verbrennen der Füße war unvermeidlich!

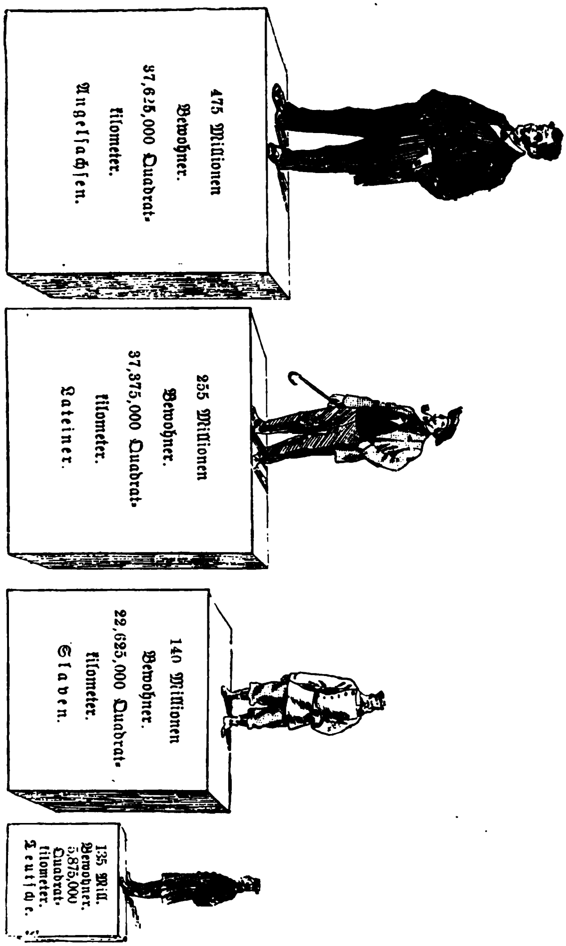
Die Thatsache, daß wirklich oft Menschen aus dieser Feuerprobe unversehrt hervorgingen, läßt es begreiflich erscheinen, daß jeder derartige Fall dem mittelalterlichen Aberglauben neue Nahrung zuführte, und daß man der festen Ueberzeugung war, daß nur ein „Gottesgericht“ dies Wunder bewirkt habe. Der Umstand aber, daß es nur mehr oder weniger vom Zufall abhing, ob die Temperatur der Unterlage hoch genug war, um ein Bestehen der Probe zu ermöglichen, setzt die Grausamkeit dieser Art von Rechtspflege nur in ein um so grelleres Licht. Prof. Ad. Müller.

**Das Gebiet und die Bevölkerung der angelsächsischen, lateinischen, slavischen und deutschen Völker von 1800 bis 1900.** — An der Jahrhundertwende hat ein englischer Schriftsteller, G. B. Waldron, zwei von uns auf S. 235 und 236 wiedergegebene graphisch-statistische Darstellungen entworfen, welche die im Laufe des 19. Jahrhunderts stattgehabten Veränderungen an Gebietsumfang und Bevölkerung bei den angelsächsischen, den lateinischen, den slavischen und den deutschen Völkern zur Anschauung bringen sollen. In diesen Darstellungen, die eine sehr interessante Vergleichung ermöglichen, bedeutet jeder Würfel das Landgebiet der betreffenden Völkergruppe, während die darauf stehende Figur durch ihre Größe die Bevölkerungszahl ausdrückt. Um nicht zu falschen Vorstellungen zu gelangen, muß jedoch hervorgehoben werden, daß die Bevölkerungszahlen nicht bloß die Individuen der in Frage stehenden Rasse umfassen, sondern auch alle menschlichen Wesen, die freiwillig oder unfreiwillig unter der Oberhoheit jener Völkergruppe stehen. So figurieren zum Bei-




Landgebiet und Bevölkerung im Jahre 1800.

spiel die Millionen Indier, die der britischen Herrschaft unterworfen sind, unter dem Titel Angelsachsen und ebenso die Bewohner von Cuba und die der Philippinen; andererseits sind die




Landgebiet und Bevölkerung am Ende des 19. Jahrhunderts.

Annamiten und Tonkinesen den lateinischen Völkern **zugezählt.** Im Anfang des 19. Jahrhunderts besaßen nach **G. B. Waldrons** Berechnungen die lateinischen Völker, welche die neuere **Ethno-**

graphie gewöhnlich als Greco-Romanen bezeichnet, noch das ausgedehnteste Gebiet, während sie in Bezug auf die Bevölkerungszahl in zweiter Linie standen. Die Gruppe zählte 65 Millionen Bewohner auf einem Landgebiet von 28,625,000 Quadratkilometer, während die Angelsachsen, zu denen also auch die Iren und die Nordamerikaner gerechnet sind, mit 96 Millionen ein Gebiet von 21,875,000 Quadratkilometer bevölkerten. Die slavische Völkergruppe folgte als dritte nach dem Landbesitz (17,750,000 Quadratkilometer), aber erst als letzte in Bezug auf die Bevölkerung (35 Millionen); die Deutschen waren in der Kopfzahl von 54 Millionen über ein Gebiet von 2,625,000 Quadratkilometer verbreitet. Seitdem haben die Angelsachsen riesige Fortschritte gemacht, die der englische Statistiker besonders eindringlich hervorhebt. Sie haben in Nordamerika den Einfluß der Lateiner beinahe vollständig beseitigt, Australien kolonisiert, ihre Gebiete in Indien und Afrika ausgedehnt und noch zahlreiche andere Besitzungen erworben. Am Ende des Jahrhunderts betrug nach Waldron ihre Zahl 475 Millionen auf einem Gebiete von 37,625,000 Quadratkilometer, die der Lateiner 255 Millionen auf 37,375,000 Quadratkilometer, die der Slaven 140 Millionen auf 22,625,000 Quadratkilometer und die der Deutschen 135 Millionen auf 5,875,000 Quadratkilometer. Wenn auch der englische Autor die Zahlen anscheinend etwas willkürlich angenommen hat, so ist seine Darstellung doch immerhin sehr interessant. E. M.

**Verbotene Weihnachten.** — In dem sogenannten „langen Parlament", das am 3. November 1640 von König Karl I. von England einberufen worden war, bildeten die Puritaner die Mehrheit. Diese engherzige Partei setzte es durch, daß nicht allein alle bisher gefeierten kirchlichen Feste verboten wurden, sondern auch daß jeder letzte Mittwoch im Monat als ein strenger Fasttag gehalten werden sollte. Als nun das Weihnachtsfest des Jahres 1644 auf diesen Mittwoch fiel, ordnete das Parlament an, daß auch dieser Tag nicht gefeiert, sondern wie üblich als Fasttag zu halten sei.

Aber ein solches Fest zu verbieten und dieses Verbot durchzusetzen, sind zwei sehr verschiedene Dinge. Es gab viele Bürger, denen es durchaus gleichgültig war, ob sie vom König oder vom

Parlament regiert wurden; aber es war ihnen keineswegs einerlei, wie man in ihre Rechte, Feiertage zu halten, eingriff. Und sie waren bereit, sich den Verordnungen des Parlaments mit Gewalt zu widersetzen. Es war befohlen worden, die Läden offen zu halten, aber nur wenige folgten diesem Gebot, und diese hatten es zu bereuen, denn sie wurden vom Volk ausgeplündert. Die meisten Kirchen waren geschlossen, und nur in wenigen wagten es mutige Geistliche, die Kanzel zu besteigen. In der Kirche St. Margareta Westminster wurde nicht nur gepredigt, sondern man hatte auch den Altar und die Kanzel wie üblich mit Tannenzweigen, Immergrün und Rosmarin geschmückt. Natürlich wurde der Geistliche, der Kirchenvorstand und Kirchendiener verhaftet. Aber eine große Volksmenge, die den Gefangenen gefolgt war, nahm eine solch drohende Haltung an, daß der Richter vorzog, sie mit einer Verwarnung zu entlassen.

Als sich in den folgenden Jahren nun stets die Aufruhrscenen wiederholten, beschloß das Parlament 1652, das Weihnachtsfest ganz abzuschaffen, und ordnete an, daß an diesem Tage ein öffentlicher Markt abgehalten werden sollte. Die Läden der Kaufleute sollten durch Soldaten beschützt werden, und das Parlament selbst gab das Beispiel zum Nichtfeiern, indem es am Weihnachtsfeiertag eine Sitzung abhielt. Aber dieses Beispiel wurde nicht beachtet, die Bürger schlossen ihre Läden und gingen in die Tavernen und Bierhäuser. Im Jahre 1657 verbot Cromwell das Predigen in den Kirchen an Weihnachts-, Oster- und Pfingsttagen strengstens; aber es fanden sich immer tapfere Geistliche, die diesem Verbot zu trotzen wagten. Aber nun bestürmte ein wahrer Rattenkönig von Petitionen das Parlament. Die Lehrlinge und Dienstboten baten um Wiedereinsetzung der alten Feiertage, weil sie durch Verlust derselben um ihre althergebrachten Erholungstage gebracht worden seien. Die Diener, Kutscher, Dienstmädchen, Köchinnen beklagten sich, daß sie durch Aufhebung des Weihnachtsfestes um ihre Christbescherung gekommen seien, und baten um Ersatz. Die Spezereihändler jammerten, sie seien ruiniert, weil, da keine Festtage mehr seien, auch keine Gewürze und Delikatessen gekauft würden. Die Seidenhändler verkauften keine Seide, die Kürschner kein Pelzwerk, die Goldschmiede

keinen Schmuck mehr; kurz, alle Gilden und Zünfte sandten Petitionen.

Aber alle blieben bei dem starrsinnigen Cromwell ohne Erfolg, bis auf die der Lehrlinge. Er ordnete an, daß für Schüler, Dienstboten und Lehrlinge jeder zweite Dienstag im Monat als Feiertag gehalten werden sollte. So blieb es, bis endlich die Thronbesteigung Karls II. im Jahre 1660 diesem Zustande ein Ende bereitete, und das Weihnachtsfest nach einer fast zwanzigjährigen Pause wieder eingeführt und mit Freuden gefeiert wurde. W. Stelljes.

**Alles mit Maß.** — Die Hofhaltung des Landgrafen Wilhelm des Weisen von Hessen-Kassel (1532—1592) trug das Gepräge eines behaglichen Wohlstandes und bürgerlicher Einfachheit, welche ebensoweit entfernt blieben von luxuriöser Verschwendung, wie von knauseriger Sparsamkeit. Aehnlich den Einrichtungen auf größeren Oekonomiegütern wurden auch die für die Bedürfnisse des Hofes erforderlichen Vorräte an Lebensmitteln unmittelbar im Bereiche des Schlosses aufbewahrt, und das von den herrschaftlichen Fruchtböden zur Mühle gebrachte Getreide wurde, nachdem es gemahlen war, in Säcken auf dem Mehlspeicher des Schlosses aufbewahrt, von wo es der Hofbäcker persönlich abzuholen und daraus das Brot für den Hof zu backen hatte.

Eines Abends, es war schon dunkel, machte der Landgraf, wie er öfters zu thun pflegte, um sich zu überzeugen, ob alles in der gewohnten Ordnung sei, einen Rundgang durch die Räume des Schlosses und kam dabei auch an dem Mehlspeicher vorüber, bei welchem er einen Mann antraf, der sich abmühte, einen schweren Sack auf seine Schulter zu laden. Dieser bat den Landgrafen, welchen er für jemand von der Dienerschaft hielt, ihm beizustehen, was der Landgraf auch bereitwillig that, dabei jedoch, da er seinen Hofbäcker erkannt hatte, fragte: „Was hast du denn eigentlich in dem Sacke, guter Freund?"

„Kleie," erwiderte der Hofbäcker; „da es mir an Futter für meine Schweine fehlt, und der Landgraf Kleie in Ueberfluß hat, so dachte ich, es werde ihm auf ein Säckchen nicht ankommen."

„Warum aber nimmst du denn da nicht gleich einen Sack voll Mehl? Das wäre doch viel nahrhafteres Futter als Kleie."

„Das wäre ja unrecht. Denn, weißt du, man darf zwar einen Nutzen von den Herren ziehen, muß sie aber auch bei Brote lassen."

Mit diesen Worten schleppte der Bäcker seinen Sack fort.

Anderen Morgens ließ ihn der Landgraf vor sich bescheiden und eröffnete ihm, wer ihm gestern beim Aufhocken des Sacks Kleie behilflich gewesen sei. Der aufs höchste erschrockene Bäcker bat fußfällig um Gnade. Doch der Landgraf gebot ihm freundlich, aufzustehen, und sagte: „Hättest du mir statt Kleie einen Sack Mehl genommen, so ließ ich dich heute hängen. Nun aber soll dir künftig die Kleie für deine Schweine umsonst gegeben werden, damit du sie nicht mehr zu stehlen brauchst." R. v. B.

**Ein interessanter Liebesbrief.** — Vor einiger Zeit wurden in der vatikanischen Bibliothek alte Schriftstücke photographiert, die sich auf englische Geschichte beziehen. Das interessanteste darunter dürfte ein Liebesbrief Heinrichs VIII. von England an Anna Boleyn sein, der, aus dem französischen Original übersetzt, wie folgt lautet: „Das Herannahen der Zeit, die ich so sehnlich erwartet habe, freut mich so sehr, daß sie mir bereits erschienen zu sein scheint. Die Begegnung wird von mir mehr als alles andere in der Welt gewünscht, denn welche Freude kann größer auf Erden sein, als die Gesellschaft jener zu genießen, die meine teuerste Freundin ist? Da ich auch weiß, daß sie gleiche Gefühle hegt, gewährt der Gedanke daran mir großes Vergnügen. Sie mögen beurteilen, welche Wirkung die Gegenwart dieser Person auf mich haben muß, deren Abwesenheit meinem Herzen eine größere Wunde geschlagen hat, als Wort und Schrift auszudrücken vermögen, und die nichts heilen kann, als ihre Rückkehr. Ich bitte Sie, teure Gebieterin, Ihrem Vater von mir zu sagen, daß ich wünsche, er möge die Zusammenkunft um zwei Tage beschleunigen ... Nichts weiter vorläufig aus Mangel an Zeit. Ich hoffe, in kurzem Ihnen mündlich zu schildern, wie sehr ich unter Ihrer Abwesenheit leide. Der Schreiber dieser Zeilen ist und wird stets sein Ihr treuer und ergebenster Diener Heinrich."

Der Tyrann ließ seine unglückliche Gattin, der er diesen rührenden Brief schrieb, bald darauf, da sie ihm nicht, wie er

gehofft, einen Sohn, sondern eine Tochter, die spätere Elisabeth schenkte, enthaupten. E. K.

**Originelle Wirtshäuser.** — Die überaus große, das Bedürfnis weit übersteigende Anzahl von Kneipen und Wirtshäusern und die daraus hervorgehende erbitterte Konkurrenz hat in den großen Städten zu den seltsamsten Erscheinungen geführt. Man gehe nur in eine großstädtische Hauptstraße, und man wird mit Erstaunen sehen, daß auf etwa zweihundert Häuser mindestens zwanzig Wirtschaften kommen. Wenn heute ein Neubau in einer großen Stadt ausgeführt wird, so muß der Baumeister im Erdgeschoß ein Kneiplokal bauen, um aus der hohen Miete die Verzinsung der fabelhaft teuren Baustelle herauszuschlagen, der Inhaber einer Gastwirtschaft aber muß versuchen, sein Lokal um jeden Preis interessant zu machen und Gäste herbeizuziehen, damit er nicht zu Grunde geht. Die gewöhnliche Reklame durch Zeitungsinserate langt da in keiner Weise aus, es muß etwas anderes, Originelles gefunden werden. Originalität wird schon auf den Schildern der modernen Wirtschaften oder in dem Namen erstrebt: „Zur guten Schwiegermutter"; „Schultze mit tz"; „Zum geplagten Ehemann" — das sind zum Beispiel Berliner Titel. In der Nähe der Kaserne spielen die militärischen Titel eine Rolle, in der Nähe der Universität die klassischen. In der Nähe des Gerichtsgebäudes liegen die Lokale, die sich nennen: „Zur Versöhnung"; „Zum ehrlichen Zeugen"; „Zum Eidschwur"; in der Nähe der Bahnhöfe findet man Wirtshäuser: „Zur Lokomotive"; „Zur glücklichen Reise". Andere Schilder empfehlen wieder den Wirt oder seine Getränke: „Zur großen Flasche"; „Zum großen Seidel"; „Beim Pfundwirt"; „Beim gemütlichen Wirt" u. s. w. In Stettin giebt es eine Bierstube, in welcher man jedes fünfte Glas Bier umsonst erhält. In Breslau bekommt man in einer bekannten Bierstube überhaupt nur ein Seidel, enthaltend einen halben Liter. Alle folgenden Gläser sind nur „Schnitte". Der Gast bezahlt dafür zwei Drittel des Preises für ein Seidel, erhält aber doch das Glas fast voll. In einer amerikanischen Wirtschaft werden alle Gäste, die nur eine Kleinigkeit verzehren, photographiert. Der Gast kann eine Photographie mitnehmen. Der Wirt veranstaltete eines Tages eine Ausstellung der Photo-

graphien „seiner Gäste", obwohl viele darunter waren, die nur aus Neugier oder aus Zufall auf einen Augenblick in die Kneipe gekommen waren. Aber der Wirt erreichte seinen Zweck, er machte auf sich aufmerksam, und sein Lokal ist kolossal besucht.

Am weitesten in dem Haschen nach Originalität geht man in Paris, namentlich zur Zeit der Ausstellung. Schon während der Ausstellung von 1889 hatte zum Beispiel ein spekulativer Gastwirt eine „Bagnokneipe" eingerichtet. Das Bagno war bekanntlich früher in Frankreich das Zuchthaus für die schwersten Verbrecher, worin diese mit Kettenkugeln an den Beinen herumgingen und bei der Aufnahme mit glühenden Eisen gestempelt wurden. Der Besitzer der Kneipe war ein ehemaliger Schauspieler. Er pachtete ein leerliegendes Grundstück, baute eine elende Baracke aus Brettern darauf, besetzte sie mit runden Tischen und Bänken und einigem Kneipgerät, und die Bagnokneipe war fertig. Er inserierte, daß die Kellner, die bei ihm bedienten, echte, ehemalige Bagnosträflinge seien, und ließ sie in roten Jacken, grünen Mützen, mit Messingschild und Nummern und gelben Hosen die Gäste bedienen. Jeder hatte eine Kugel mit Kette um den Fuß, und damit diese Kugel nicht beim Hin- und Hergehen die Gäste belästigte, trugen sie die Kellner an einem Gurt um den Leib gehängt. Die Zahlkellner waren als Sträflingsaufseher gekleidet, und die Gäste wurden nur truppweise hereingelassen. Der Unternehmer, der auch als Bagnosträfling angezogen war, rief dann: „Laßt eine andere Lieferung von Verurteilten herein! Die Befreiten können zur Kanzlei gehen und sich nach Hause packen!" Der Mann hatte ungeheuerlichen Zulauf und machte ein glänzendes Geschäft.

Andere Wirte sind auf den Gedanken gekommen, aus ihren Lokalen eine Art Museum zu machen. Da sind zum Beispiel Andenken an Nationalfeste, Erinnerungen an die letzten Feldzüge, Waffen, Kugeln von den Schlachtfeldern in Frankreich gesammelt, Fremdenbücher, in denen sich berühmte Leute verewigt haben, und dergleichen mehr. Etwas Feineres ist die „Historische Weinstube", welche in ihrer Einrichtung ein bestimmtes Zeitalter, zum Beispiel aus der Zeit Friedrichs des Großen oder Napoleons, kopiert, so daß alle Möbel, wenn nicht in Wirklichkeit,

so doch dem Stil nach, echt sind. Historische Bilder, die sich auf den betreffenden Zeitabschnitt beziehen, bedecken die Wände, und gewöhnlich werden noch irgend welche historische Angedenken aus dem betreffenden Zeitabschnitt in dem Lokal unter Glas aufgestellt. Ein anderer Wirt spekuliert wieder auf die eigentümliche Vorliebe, die die Leute für ein gewisses Gruseln haben. Er dekoriert seine Weinstube in einem Keller als Totengruft. Die Tische haben die Form von Sarkophagen, es sind Särge aufgestellt, in den Ecken stehen Skelette, in finsteren Winkeln sind Totenschädel angebracht, in deren Augenhöhlen rote, elektrische Glühlämpchen sitzen, die hin und wieder aufflammen; kurzum, es ist für die Leute, die das Gruseln lernen wollen, in ausgiebigster Weise gesorgt.

Man findet kleine Weinstuben, die als Eisenbahnwagen eingerichtet sind. Man sitzt zu zweien und zu vieren in kleinen Abteilungen mit nachgeahmten Fenstern, und um die Täuschung vollständig zu machen, wird vermittelst eines Laufwerks eine gemalte Landschaft an den Fenstern vorübergezogen, so daß man bei einiger Phantasie glauben kann, man sitze in einem fahrenden Eisenbahnzuge. Man richtet die Wirtschaft auch als Alphütte, als Verbrecherkeller, als Bauernstube, als Räuberhöhle ein; man giebt ihr das Aussehen eines Zeltes oder des Inneren einer Hütte in den Tropen und läßt durch echte Neger in bunter Tracht die Gäste bedienen. Daß die bedienenden Persönlichkeiten, insbesondere die Kellnerinnen, in manchen Lokalen wöchentlich in einem anderen Kostüm auftreten, ist schon eine alte Sache. In einem anderen Lokal marschiert stündlich die Wachtparade Friedrichs des Großen mit Trommeln und Pfeifen durch das ganze Lokal. Der Wirt hat sich halbwüchsige Jungen aus der Nachbarschaft einexerziert, hat ihnen Uniformen aus der Zeit Friedrichs des Großen beschafft, und die Jungen machen ihre Sache ganz gut. Ein spekulativer Wirt läßt nur „preisgekrönte Schönheiten“ servieren, ein anderer mit einer humoristischen Ader hält seinen Gästen komische Vorträge. Es giebt Lokale, die ganz militärisch eingerichtet sind. Die Kellner sind in Soldatenuniform gesteckt, nennen jeden Gast Herr Leutnant und kopieren in ihrem ganzen Verhalten Soldaten, die mit Vorgesetzten zu thun haben. Um die

Gäste in das Lokal zu ziehen, läßt der Wirt auf der Straße einen „Einberufungsbefehl" verteilen, in dem es heißt: „Nichtpünktlichkeit und das bekannte Vorschützen von Müdigkeit gelten nicht. Diese Ordre ist mitzubringen und dem Wachthabenden der betreffenden Truppengattung vorzuzeigen. In der Kantine und Marketenderei werden von militärisch geschulter Bedienung ausgezeichnete Getränke serviert. Gegen Sonnenstich sind Vorkehrungen getroffen." Zulauf hat auch ein Lokal, das ganz nach Art eines Schiffsinneren eingerichtet ist und in welchem Matrosen servieren. Man ist in der Originalitätshascherei sogar so weit gegangen, daß man aus der Ostsee eine zu Verkauf gestellte Brigg auseinandernahm, sie von Stettin auf dem Wasserwege bis in die Nähe von Berlin brachte, hier das Schiff wieder zusammensetzte, vollständig auftakelte und dann als „Kneipenbrigg" im Wasser verankerte. A. O. Kl.

**Die Probe der Mutter.** — Im Jahre 1753 vermählte sich die Gräfin v. Orkney mit dem Marquis v. Thomond. Sie war jung, schön, reich, ihr Gemahl trug sie auf den Händen, aber sie war — taubstumm! Der Himmel schenkte dem jungen Ehepaar ein Kind. Zärtlich drückte es die Mutter an ihr Herz und überschüttete es mit Küssen und Liebkosungen. Desto auffallender erschien der Amme das Benehmen der Marquise, das sie eines Tages zeigte. Die Amme war auf ihrem Lager im Kindeszimmer eingeschlafen, auch das Kind schlummerte süß in der Wiege. Da trat leise die Marquise ein, einen großen Stein in der Hand. Forschend sah sie sich nach allen Seiten um; als sie niemand bemerkte, glitt ein triumphierendes Lächeln über ihr Gesicht. Halb ohnmächtig starrte die Amme auf ihre scheinbar wahnsinnig gewordene Herrin. Die Marquise näherte sich der Wiege. Einige Augenblicke beobachtete sie das fest schlafende Kind, dann hob sie den Stein in die Höhe. Ein lauter Schrei entfuhr der Amme. Sie wollte aufspringen, um das Kind noch zu retten, aber der Schreck lähmte ihre Glieder. Der Stein fiel nieder, aber nicht auf das Kind, sondern auf den Fußboden, wo er ein donnerndes Geprassel hervorrief. Durch den Lärm erwachte das Kind und fing jämmerlich an zu weinen. Die Marquise aber fiel entzückt und in Thränen aufgelöst bei der Wiege

nieder: sie hatte nun die Gewißheit, daß ihr Kind nicht das Gebrechen seiner Mutter geerbt habe. D.

**Die Kaul.** — Von je besaßen die seefahrenden Völker allerlei Mittel, welche angeblich vor dem Ertrinken schützen sollten: Amulette aller Art, Ringe, Krampfringe, welch letztere sogar testamentarisch vererbt wurden; ferner die Kniescheibe eines Schafes oder das Stück einer Aalhaut um ein Bein gebunden rc. Das merkwürdigste dieser abergläubischen Schutzmittel aber war die „Kaul“. Darunter ist die dünne zweite Haut zu verstehen, welche — was jedoch selten vorkommt — am Kopfe eines neugeborenen Kindes sich findet, und die ohne Schaden entfernt werden kann. In Niederdeutschland wird sie auch „Helm“ genannt. Diese feine Haut, abgezogen und getrocknet, sollte das sicherste Schutzmittel gegen das Ertrinken sein, und jeder Seemann pries sich glücklich, der im Besitze einer solchen Haut war, die für schweres Geld angekauft und ebenfalls als ein kostbares Gut vererbt wurde. Der Kauf und Handel um dieses Schutzmittel zog sich, wie die folgenden Anpreisungen zeigen, bis in die neueste Zeit hinein. Eine Annonce der Times vom 21. Februar 1813 lautet: „Die Kaul eines Kindes, vorzüglich erhalten, billig zu verkaufen an Leute, die auf See gehen.“ In demselben Blatte wird am 8. Mai 1848 eine Kaul angepriesen und dabei gesagt, daß sie der Eigentümer über vierzig Jahre lang auf dem Meere getragen, in allen Gefahren seines Seemannslebens, und daß derselbe schließlich friedlich in seinem Bette verstorben sei. Im Jahre 1867 wurde eine Kaul für 100 Mark öffentlich angeboten, und im Jahre 1873 im Liverpooler Mercury sogar drei auf einmal und zwar zu den Preisen von 60 bis 80 Mark; ja im Jahre 1883 brachte die Chicagoer Times noch eine Annonce, in welcher ein englischer Besitzer eine Kaul für 400 Mark anbot. Das vermeintliche Schutzmittel wurde in die Beinkleider eingenäht getragen. Es genügte davon schon ein Stückchen so groß wie der Nagel eines Fingers, um vor dem Ertrinken gesichert zu sein. Auch in südlichen Ländern war die Kaul ein von Seeleuten sehr gesuchter Artikel. Sie wurde in der Kajüte aufgehängt, um das Schiff vor dem Untergehen zu bewahren, und viele Schiffskapitäne führten eine solche an Bord. Da ist es

leicht erklärlich, daß der gemeine Seemann mit großem Eifer auf eine Kaul Jagd machte. C. T.

**Orientalisch.** — Im Orient hegt man den Glauben, daß an jede Person oder Sache sich unglückliche Stunden knüpfen, welche aber durch andere übernommen werden können. Wenn daher zum Beispiel bei der Erbauung eines Hauses ein Maurer oder Dachdecker abstürzt und dabei den Tod findet, so sagt man, er habe das Unglück hinweggenommen, von welchem das Haus bedroht war.

Dieser Glaube hat den Tyrannen des Orients gegenüber zu sonderbaren Konsequenzen geführt. Als Ali Pascha von Janina 1817 die Hochzeit seines dritten Sohnes feierte, stürzte sich ein Derwisch von dessen Palast und schrie dabei: „Ich rufe das Unglück, das den jungen Ehegatten treffen könnte, auf meinen eigenen Kopf!" Der Mensch blieb tot auf dem Platze liegen, und alles bewunderte seinen Heroismus.

Bei derselben Gelegenheit, als der Hochzeitszug wieder zurückkehrte, stürzte sich ein Zigeuner vom Giebel des Palastes in den Hof hinab, mit dem Ausrufe: „Ich nehme das Unglück auf mich, das die junge Herrin treffen könnte!" Er brach dabei die beiden Beine. Zur Belohnung wurde ihm Unterhalt für Lebenszeit angewiesen. Als ein anderer Derwisch sah, wie dieser Zigeuner sein Glück bei dieser Thorheit machte, wagte er ebenfalls den Sprung vom Giebel des Palastes in den Hof hinab, aber das Unternehmen fiel für ihn unglücklicher aus, denn er fand dabei den Tod.

Am anderen Tage, als Ali Pascha ausfuhr, legte sich ein Grieche in ein Loch des Weges, um den Boden eben zu machen, über welchen die Kutsche seines Herrn hinwegrollte, damit dieser keinen unangenehmen Stoß empfinde. Zur Belohnung bewilligte ihm Ali dritthalb Pfund Brot täglich, solange er lebte. C. T.

**Ein künstlerischer Zimmerschmuck.** — Verfolgt man die Geschichte der Malerei durch das ganze neunzehnte Jahrhundert, so muß man staunen über die merkwürdigen Wandlungen, die sich in Bezug auf künstlerische Empfindung, technische Fertigkeit und Kolorit während dieses Zeitraumes vollzogen haben. Wahrhaft glänzende Fortschritte haben aber auch die graphischen Künste und Reproduktionsverfahren zu verzeichnen. Einen Beweis dafür liefert das prachtvolle Oelfarbendruckbild, das die Union

Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart nach dem stimmungsvollen Gemälde „Träumerei“ von A. Seifert hat herstellen lassen. Dieses mit 16 Farbplatten gedruckte Kunstblatt größten Formates, das von unseren Lesern wie von allen Kunstfreunden für den Preis von nur einer Mark bezogen werden kann (ein Bestellzettel ist dem vorliegenden Bande beigefügt), stellt einen wahrhaft künstlerischen Zimmerschmuck dar. Namentlich bildet es auch ein Geschenk, das jedem Empfänger hohen und dauernden Genuß bereiten dürfte, denn das Kunstblatt giebt die Farbenpracht und den ganzen Reiz des Gemäldes in solcher Vollendung wieder, daß es in dieser Beziehung hinter dem Original nicht zurücksteht. Dieses bringt ein in stilles Träumen versunkenes junges Mädchen zur Darstellung. Auf einen hölzernen Zaun gelehnt, steht sie da; Kopf und Oberkörper heben sich ungemein wirkungsvoll von dem grünen Hintergrunde ab. Anmutig ist die Haltung der Träumerin, deren seelenvolle Augen nach oben in eine weite Ferne zu blicken scheinen. Wovon sie träumen mag? das mögen die Worte des Dichters Heinrich Seidel uns andeuten:

„Du gehst in stillen Traum versunken,
Du Holde, durch das junge Grün ...
Auch deine Seele hat getrunken
Vom Zaubertrank — bald soll sie blühn!
Noch weißt du kaum, was still und mächtig
Durch deine Seele knospend geht,
Bis daß auch sie einst wunderprächtig
In glutenvoller Blüte steht.“

Fr. R.

**Beigelegter Zwist.** — Bei einer Vorstellung im Theater in Paris zur Zeit König Ludwigs XVI. trat ein Herr in Hofuniform in die Loge einer reichen Bankiersfrau, grüßte und sagte: „Die Königin, Madame, schickt mich zu Ihnen; sie hatte Ihre prächtigen Armbänder wahrgenommen und bittet um eines derselben zur näheren Ansicht. Sie will sich ein paar gleiche Armbänder machen lassen.“ Vor Entzücken feuerrot, löst die Dame ein Armband und übergiebt es dem Offizier, der nichts mehr noch weniger war als einer der feinen Spitzbuben, deren Paris so viele besitzt.

Bei ihrer Heimkehr bemerkte ihr Mann den Verlust und bereitete der armen Frau einen schlimmen Abend. Am Morgen beim Frühstück wurden wieder Vorwürfe und Entschuldigungen gewechselt, da erschien ein höherer Polizeibeamter mit zwei Begleitern und berichtete, man habe am vorigen Abend nach dem Schauspiel einige Taschendiebe arretiert und bei ihnen neben einigen Uhren und anderen Pretiosen auch ein Armband mit Brillanten gefunden, und man sei geneigt, zu glauben, daß letzteres das abhanden gekommene Armband der Madame sei. Er bat um das andere Armband; nach gefundener Uebereinstimmung beider sollte die Rückgabe der Armbänder sofort erfolgen.

Die Frau wollte nicht daran, das Armband zu holen, doch ihr Mann drang und bestand darauf, daß sie es hingebe, und so geschah es.

Die Herren Gauner, denn auch diese gehörten zur Bande, verschwanden zufrieden mit ihrer Beute. Die Bankiersfrau aber konnte nun ihrem leichtgläubigen Eheherrn seine Vorwürfe in reichem Maße zurückgeben, sie waren vollständig quitt und der eheliche Zwist beigelegt. C. R.

**Herzen und Seelen.** — Im Kieler Frieden (1814) mußte der König Friedrich VI. von Dänemark Norwegen an Schweden abtreten. Vergeblich suchte er dann auf dem Wiener Kongresse um eine Entschädigung nach, sein Gesuch blieb unerledigt. Das hielt ihn jedoch nicht ab, während seines Aufenthalts in Wien sehr wohlthätig zu wirken, und so hatte der russische Kaiser Alexander I., als sich Friedrich bei ihm verabschiedete, ganz recht, wenn er sagte: „Euer Liebden nehmen alle Herzen mit!"

Der König jedoch erwiderte in wehmütigem Tone: „Das kann schon wahr sein, aber noch lieber wäre es mir, wenn ich ein paar Seelen mitnehmen könnte!" D.

**Die Zeiten ändern sich.** — Als Newton im Jahre 1650 zu Grantham studierte, hatte er recht wenig zu leben, da ihm gewöhnlich nur vier Schillinge wöchentlich zum Lebensunterhalt zu Gebote standen. Zweihundert Jahre später kaufte Lord Shrewsbury einen Zahn dieses Gelehrten für 16,595 Franken. Th.

# Die glücklichen Kuren

## in Paschen's orthopädischer Heilanstalt in Dessau

haben den vorzüglichen Ruf dieses vor nun bald 14 Jahren gegründeten Muster-Instituts längst auch jenseits des Ozeans in der wirksamsten Weise verbreitet. Denn Paschen bekommt schon seit Jahren außer seinen zahlreichen deutschen Patienten Kranke nicht nur aus Italien, Rußland, Frankreich 2c., sondern auch aus Amerika, Afrika und Asien, und die fast alljährlich vorgenommenen Vergrößerungen der Anstaltsgebäude haben sich immer wieder als unzureichend erwiesen. Durch verschiedene Neubauten prächtigster und originellster Art, die sich durch den Ankauf eines großen Nachbargrundstückes ermöglichen ließen, ist in diesem Jahre Vorsorge getroffen worden, sodaß jetzt fast die doppelte Anzahl Leidender Raum findet und sich trotzdem auch die verwöhntesten Patienten dort in jeder Beziehung wie zu Hause fühlen können. Es wird den Leser interessieren, zu erfahren, was eigentlich bei Paschen in Dessau geheilt wird. Alle Abnormitäten des Rückgrats, Lähmungen, Fußleiden, Klumpfüße, Rückenmarkschwäche 2c.! Natürlich überläuft den Unkundigen sofort eine Gänsehaut; denn er sieht im Geiste einen großen Operationssaal mit teuflisch blitzenden Messern, blutigen Tüchern und anderen gruseligen Dingen; oder er erinnert sich gar der Notiz über das Verfahren des Dr. Callot in Paris, der armen Buckligen frisch und fröhlich die Wirbelsäule mit Gewalt eindrückt, um sie in die normale Façon zu bringen. An dergleichen Sachen ist jedoch in der Paschen'schen Anstalt gar nicht zu denken! Ohne Operation, ohne Gewaltmittel, ohne Gipsverbände, ohne Streckbett, nur durch eigens für jeden einzelnen Fall genau konstruierte Gelenkapparate oder Korsetts, verbunden mit vernünftiger Lebensweise, sorgfältig geregelter knochenbildender Diät, Massagen, Elektrisierungen, Bäder, Uebungen an Turn- und Handapparaten 2c. erzielt der gewissenhafte und reich erfahrene Leiter des Dessau'schen Instituts seine oft wunderbaren Erfolge. Mittels Röntgenapparats wird Sitz und Natur des Leidens zunächst festgestellt, und alsbald geht es an die Herstellung des nötigen aus Lederhülsen, Stahlschienen, Polsterungen, komplizierten Charnieren 2c. zusammengebauten Rüstzeugs, das den Patienten sofort in den Stand setzt, das Siechenlager verlassen und, ohne Schmerzen zu empfinden, sich frei bewegen zu können! Welch wonnige Empfindung durchströmt die Brust solches Armen, der die Hoffnung schon aufgegeben hatte, je wieder Gebrauch von seinen Gliedmaßen machen zu können! Von Jahr zu Jahr steigert sich die Zahl der glücklich Geheilten, die ihrem Retter nicht Dank genug zu sagen wissen für die überraschende Hilfe, die ihnen hier endlich zu teil geworden. Beinbrüchige, die bisher zu monatelangem Siechenlager verurteilt waren, erlangen mit Anlegung des Apparats sofort die Fähigkeit, wieder zu gehen; Rückenmarksleidende, die jahrelang im Rollstuhl zugebracht haben, gewinnen durch das Skoliosenkorsett wieder Halt im Körper; Kinder, die an Verkrümmungen leiden und durch die Streckbettbehandlung sehr heruntergekommen sind, erholen sich hier schnell, da sie sich mit ihrem Apparat bewegen, im Park tummeln können und dadurch Appetit und Blutzirkulation haben.

Paschen's Heilanstalt liegt in gesunder gartenreicher Gegend und doch noch im Weichbilde der Stadt Dessau. Der große Komplex von Gebäuden enthält neben komfortabel eingerichteten Wohnräumen für die Patienten die Arbeitsräume des Direktors nebst den Werkstätten seiner Mitarbeiter; sodann einen großen mit allen möglichen Turnapparaten, Dreirädern 2c. ausgestatteten Turnsaal, einen brillant eingerichteten Lesesalon, Speise- und Empfangsräume, Badezimmer, ferner das durch den Neubau entstandene Sonnenkurhaus, einen kleinen Glaspalast mit den prächtigsten Kindern der südlichen Flora ausgestattet, sowie ein in seiner ganzen Einrichtung höchst praktisch angelegtes Schulgebäude, in dem die kleinen Patienten auf allen nur wünschenswerten Gebieten durch eigene Lehrkräfte weiter gefördert werden. Die Erwärmung der Räume geschieht durch Central-Warmwasser-Anlage; die Beleuchtung durch Elektrizität. Der die Anstalt umgebende Garten ist parkartig und nur für die Patienten bestimmt. Die Wege darin sind den Leidenden entsprechend vorzüglich gehalten. Bei schlechtem Wetter bietet eine herrlich dekorierte Wandelhalle Gelegenheit zum Promenieren. Ueberall herrscht unter den Patienten Fröhlichkeit, nirgends sieht man verdrießliche Gesichter, niemals vernimmt man Aeußerungen des Schmerzes. Es fühlt sich eben jeder hier wohl und geborgen, tröstlicher Hilfe sicher, wozu das musterhaft geschulte Personal nicht zuletzt beiträgt.

Auch ärztliche Autoritäten, wie Professor von Bergmann, Professor von Leyden, der verstorbene Volkmann-Halle 2c. haben die Erfolge Paschen's verschiedentlich und rückhaltslos anerkannt. Das Institut sei daher allen, die für die obengenannten Leiden Besserung und Genesung suchen, mit der Mahnung empfohlen, das was sie thun wollen, bald zu thun. Je früher man gerade bei diesen Krankheiten vor die rechte Schmiede geht, je sicherer darf man auf Erfolg rechnen.

Theodor Weinert.